

# mo hayder

## ritualmord

thriller

GOLDMANN

mo hayder

RITUAL  
MORD

psychothriller

GOLDMANN

Mo Hayder

# RITUALMORD

Thriller

Aus dem Englischen von Rainer Schmidt

Goldmann Verlag

Irgendwo mitten in der Abgelegenheit der Kalahariwüste in Südafrika, versteckt im trockenen, ockergelben Veld, liegt ein kleiner, schilfbedeckter Teich am Grunde eines Kraters. Von seiner Stille abgesehen ist er unauffällig – ein beiläufiger Betrachter würde ihn nicht weiter beachten und keinen weiteren Gedanken an ihn verschwenden. Es sei denn, er wollte darin schwimmen. Oder wenigstens einen Zeh hineintauchen. Dann würde er feststellen, dass da etwas nicht stimmt. Dass etwas anders ist.

Als Erstes würde er feststellen, dass das Wasser kalt ist. Eiskalt, genau gesagt. Von einer Kälte, die nicht auf diesen Planeten gehört. Von einer Kälte, die aus Hunderten und Aberhunderten von Jahren der Stille kommt, aus den ältesten Tiefen des Universums. Und zweitens würde er feststellen, dass er fast ohne jedes Leben ist; nur ein paar farblose kleine Fische schwimmen darin. Und zuletzt, wenn er wirklich dumm genug wäre, darin zu schwimmen, würde er das tödliche Geheimnis entdecken: Dieser Teich hat keine Uferböschung und keinen Grund – er führt in einer senkrechten, kalten Linie ins Herz der Erde. Vielleicht würde er es dann hören, das unaufhörliche Raunen in den uralten Ahnensprachen der Kalaharivölker: Dies ist der Weg zur Hölle.

Dies ist Bushman's Hole. Dies ist Boesmansgat.

## 13. Mai

Kurz nach der Mittagspause an einem Dienstag im Mai, drei Meter unter Wasser im Floating Harbour von Bristol, schloss Polizeitaucherin Sergeant »Flea« Marley ihre behandschuhten Finger um eine menschliche Hand. Es traf sie ein wenig unvorbereitet, sie so leicht zu finden, und sie strampelte unwillkürlich und wirbelte Schlick und Maschinenöl vom Boden auf; ihr Körpergewicht verlagerte sich, der Auftrieb nahm zu, und sie begann zu steigen. Sie musste sich nach unten neigen und die linke Hand unter die Pontontanks schieben; dann ließ sie ein bisschen Luft aus dem Anzug, bis sie so weit stabilisiert war, dass sie wieder auf den Grund hinuntersinken und sich ein bisschen Zeit nehmen konnte, um den Gegenstand zu befühlen.

Es war stockdunkel da unten, als steckte sie mit dem Gesicht im Schlamm, und unmöglich, irgendetwas zu sehen. Wie fast immer beim Tauchen in Fluss und Hafen musste sie sich ganz auf ihren Tastsinn verlassen, Geduld haben und abwarten, bis dieses Ding durch Abtasten seine Form verriet und ein Bild in ihrem Kopf entstehen ließ. Sie zählte die Finger, um sich zu vergewissern, dass es etwas Menschliches war, und stellte dann fest, welcher Finger welcher war. Zuerst der Ringfinger – er war von ihr weggekrümmt, sodass sie jetzt wusste, wie die Hand lag: mit der Handfläche nach oben. Ihre Gedanken überschlugen sich, als sie sich vorzustellen versuchte, wie

der Körper liegen könnte – wahrscheinlich auf der Seite. Probehalber zog sie leicht an der Hand. Statt von einem Gewicht gehalten zu werden, ließ sie sich mühelos lösen und schwebte aus dem Schlick herauf. Wo ein Handgelenk hätte sein müssen, fühlte sie nur freiliegende Knochen und Knorpel.

»Sarge?« PC Rich Dundas' Stimme kam aus ihrem Ohrhörer. In der erdrückenden Dunkelheit klang sie so nah, dass sie erschrak. Er stand oben auf dem Kai und verfolgte ihre Aktion zusammen mit dem Leinenführer, der ihre Sicherungsleine abspulte und die Kommunikationsanzeigen im Auge behielt. »Wie kommen Sie voran? Sie sind genau über dem Hotspot. Sehen Sie was?«

Der Zeuge hatte von einer Hand gesprochen, nur von einer Hand, nicht von einer Leiche, und das hatte alle im Team beunruhigt. Keiner von ihnen hatte je erlebt, dass eine Leiche auf dem Rücken trieb; die Verwesung sorgte dafür, dass sie mit dem Gesicht nach unten schwamm und Arme und Beine im Wasser nach unten hingen. Das Letzte, was man sehen würde, wäre eine Hand. Aber jetzt hatte sich das Bild geändert: An der schwächsten Stelle, am Gelenk, war diese Hand abgetrennt worden. Es handelte sich nur um eine Hand, nicht um eine Leiche. Es war also kein Leichnam gewesen, der da gegen alle Gesetze der Physik auf dem Rücken im Wasser trieb. Trotzdem stimmte an dieser Zeugenaussage etwas nicht. Sie drehte die Hand um und verstieß das geistige Bild von ihrer Lage, ergänzte es durch kleine Details, die sie für ihre eigene Zeugenaussage brauchen würde. Sie war nicht vergraben gewesen. Sie konnte nicht einmal sagen, dass sie im Schlick versunken war. Sie hatte obendrauf gelegen.

»Sarge? Hören Sie mich?«

»Ja«, sagte sie, »ich höre Sie.«

Sie hob die Hand auf, umfasste sie behutsam und ließ sich auf den Schlick im Hafen sinken.

»Sarge?«

»Ja, Dundas. Ja, ich bin da.«

»Haben Sie was?«

Sie schluckte, drehte die Hand um, sodass die Finger quer über ihren eigenen lagen. Sie sollte Dundas melden, dass sie etwas gefunden hatte. Aber sie tat es nicht. »Nein«, sagte sie stattdessen. »Nichts. Noch nichts.«

»Was ist denn da los?«

»Nichts. Ich sehe mich noch ein bisschen um. Ich sage Bescheid, wenn ich was habe.«

»Okay.«

Sie wühlte einen Arm in den schmutzigen Schlamm auf dem Grund und zwang sich, klar zu denken. Als Erstes zog sie die Führungsleine sanft herunter und tastete nach der nächsten Dreimetermarke. Oben würde es so aussehen, als spulte sie sich ganz natürlich ab; es würde aussehen, als schwämme sie über dem Grund entlang. Als sie die Marke erreicht hatte, klemmte sie die Leine zwischen die Knie, um die Spannung zu halten, und legte sich in den Schlick, wie sie es ihrem Team beibrachte, wenn es darum ging, bei einer CO<sub>2</sub>-Uberdosis zu ruhen: das Gesicht nach unten, damit die Maske sich nicht heben konnte, und die Knie leicht in den Schlamm gebohrt. Die Hand hielt sie dicht an ihre Stirn, als betete sie. Der Sprechfunk in ihrem Helm war still; sie hörte nur ein statisches Rauschen. Jetzt, nachdem sie das Zielobjekt gefunden hatte, konnte sie sich Zeit lassen. Sie stöpselte das Mikro an ihrer Maske ab, schloss für eine Sekunde die Augen und kontrollierte ihre Balance. Sie konzentrierte sich auf einen roten Fleck vor ihrem geistigen Auge, beobachtete ihn und wartete darauf, dass er zu tanzen anfing. Aber er tat es nicht. Blieb starr. Sie hielt sich sehr, sehr ruhig und wartete wie immer darauf, dass etwas zu ihr kam.

»Mum?«, flüsterte sie und verabscheute den hoffnungsvollen, zischenden Klang ihrer Stimme im Helm. »Mum?«

Sie wartete. Nichts. Wie immer. Sie konzentrierte sich angestrengt und drückte dabei die Knochen der Hand leicht zu-

sammen, bis dieses fremde Stück Fleisch sich halb vertraut anfühlte.

»Mum?«

Etwas drang in ihre Augen. Es brannte. Sie öffnete sie, aber da war nichts – nur das übliche stickige Schwarz der Maske, das verschwommene bräunliche Licht auf dem Schlick, der vor der Sichtscheibe schwebte, und das alles umhüllende Geräusch ihres eigenen Atems. Sie kämpfte mit den Tränen, und am liebsten hätte sie es laut gesagt: Mum, bitte hilf. Ich habe dich letzte Nacht gesehen. Ich habe dich gesehen. Und ich weiß, du willst mir etwas sagen – ich kann dich nur nicht richtig hören. Bitte sag mir, was es ist.

»Mum?«, flüsterte sie und schämte sich: »Mummy?«

Ihre eigene Stimme kam zurück, und das Echo hallte in ihrem Kopf, aber jetzt klang es nicht wie Mummy, sondern wie Idiot, du Idiot. Schwer atmend legte sie den Kopf zurück und wehrte sich gegen die aufsteigenden Tränen. Was erwartete sie? Warum kam sie zum Weinen immer hierher, unter Wasser? Es gab keinen schlechteren Ort dafür – zum Weinen unter einer Maske, die sie nicht abnehmen konnte wie ein Sporttaucher. Vielleicht war es naheliegend, dass sie sich Mum an einem solchen Ort näher fühlte, aber da musste mehr dahinterstecken. So weit sie zurückdenken konnte, war das Wasser immer eine Umgebung gewesen, in der sie sich konzentrieren konnte. Wo eine Art Friede heraufschwebte – als könnte sie hier unten Kanäle öffnen, die oben verschlossen blieben.

Sie wartete ein paar Minuten, bis die Tränen irgendwohin verschwunden waren, wo sie ihr nichts anhaben konnten, und sie sicher war, dass sie sich nicht lächerlich machen würde, wenn sie wieder auftauchte. Sie seufzte und hob die abgetrennte Hand hoch. Sie musste sie so dicht an die Maske halten, dass sie die Plexiglassichtscheibe fast berührte; sonst konnte man nichts erkennen. Als sie die Hand aus dieser Nähe betrachtete, begriff sie, was ihr außerdem Sorgen machte.

Sie stöpselte das Mikrokabel wieder ein. »Dundas? Sind Sie da?«

»Was gibt's?«

Sie drehte die Hand weniger als einen Zentimeter vor der Sichtscheibe hin und her und betrachtete die graue Haut und das abgerissene Ende. Ein alter Mann hatte sie gesehen, nur eine Sekunde lang. Er war mit seiner kleinen Enkelin unterwegs gewesen, die ihre neuen pinkfarbenen Gummistiefel im Regen hatte ausprobieren wollen. Sie hatten sich zusammen unter den Schirm geduckt und zugeschaut, wie die Tropfen auf das Wasser prasselten, als er sie entdeckt hatte. Und hier war sie – exakt an der Stelle, die er dem Team genannt hatte, versteckt unter dem Ponton. Ausgeschlossen, dass er sie bei diesen Sichtverhältnissen hier unten hatte erkennen können. Vom Ponton aus war es nicht möglich, zwei Handbreit in die Tiefe zu sehen.

»Flea?«

»Ja, ich dachte nur gerade... Hat einer von euch da oben jemals was anderes erlebt als null Sichtweite hier unten?«

Eine Pause trat ein; Dundas befragte das Team auf dem Kai. Dann meldete er sich wieder. »Negativ, Sarge. Niemand.«

»Definitiv null Sichtweite zu jeder Zeit?«

»Ich würde sagen, das ist höchstwahrscheinlich so, Sarge. Warum?«

Sie legte die Hand wieder auf den Grund des Hafens. Sie würde mit einem Asservatenbeutel zurückkommen – es kam nicht in Frage, dass sie damit an die Oberfläche schwamm und forensisches Beweismaterial verlor –, aber jetzt hielt sie sich an der Führungsleine fest und versuchte nachzudenken, herauszufinden, wie der Zeuge die Hand hatte sehen können. Doch sie konnte keinen richtigen Gedanken fassen. Hatte wahrscheinlich etwas mit dem zu tun, was sie letzte Nacht gemacht hatte. Entweder das, oder sie wurde älter. Nächsten Monat neunundzwanzig. Hey, Mum, was sagst du dazu?

Ich bin fast neunundzwanzig. Hättest du nie gedacht, dass ich so weit komme, stimmt's?

»Sarge?«

Langsam ließ sie die Leine nach und stemmte sich dabei gegen den Zug des Assistenten, um den Anschein zu erwecken, als kröche sie am Kaisockel entlang zurück. Sie schob das Mikrokabel zurecht, damit die Verbindung störungsfrei blieb.

»Ja, sorry«, sagte sie. »War mit meinen Gedanken woanders. Alles okay, Rich. Ich habe das Zielobjekt. Komme jetzt hoch.«

Sie stand in der eisigen Kälte auf dem Kai, die Maske in der Hand. Ihr Atem hing weiß in der Luft, und sie zitterte, als Dundas sie mit dem Schlauch abspritzte. Sie war noch einmal mit einem Asservatenbeutel unten gewesen und hatte die Hand geborgen. Der Tauchgang war zu Ende und dies der Teil, den sie hasste: der Schock, wenn sie aus dem Wasser kam, der Schock, wenn sie wieder von Lärm und Licht und Leuten umgeben war – und die Luft, die sich anfühlte wie ein Schlag ins Gesicht. Sie klapperte mit den Zähnen. Und der Hafen sah trostlos aus, obwohl jetzt Frühling war. Der Regen hatte aufgehört, und jetzt leuchtete die kraftlose Nachmittagssonne auf Fensterscheiben, auf die stachlichen Kräne im Great Western Dock gegenüber und die öligen Regenbogen auf dem Wasser. Sie hatten einen Teil der Veranda aus behandeltem Kiefernholz hinter einem Hafenrestaurant – dem Moat – abgesperrt, und ihr Team in den gelb fluoreszierenden Jacken bewegte sich zwischen den Tischen umher und sortierte die Ausrüstung: Tauchflaschen, Kommunikationssystem, Rettungsfloß, body board – alles lag ausgebreitet zwischen den Regenpfützen auf der Veranda.

»Er war Ihrer Meinung.« Dundas drehte den Wasserschlauch ab und deutete mit dem Kopf auf das Panoramafenster des Restaurants mit dem verschwommenen, stumpfen Spiegelbild

des kriminaltechnischen Leiters, der auf die Hand hinunterschaute, die zu seinen Füßen in dem offenen Asservatenbeutel lag. »Er glaubt, Sie haben recht.«

»Ich weiß.« Seufzend nahm Flea die Maske ab und zog die zwei Paar Schutzhandschuhe aus, die alle Polizeitaucher trugen. »Aber wenn man ihn so ansieht, würde man nie darauf kommen, hm?«

Es war nicht der erste Körperteil, den sie aus dem Schlick rings um Bristol zog, und es würde auch nicht der letzte sein; abgesehen davon, was sie über die Traurigkeit und Einsamkeit des Todes sagte, war an einer abgetrennten Hand zumeist nichts weiter Bemerkenswertes. Es würde eine Erklärung dafür geben, irgend etwas Deprimierendes, Profanes – wahrscheinlich ein Selbstmord. Die Presse beobachtete den Polizeieinsatz oft mit ihren Teleobjektiven von der anderen Hafenseite aus, aber heute sah man niemanden auf dem Redcliffekai. Es war selbst ihnen zu alltäglich. Nur sie, Dundas und der Cheftechniker wussten, dass diese Hand keineswegs alltäglich war, und wenn die Journalisten hörten, was sie versäumt hatten, würden sie sich überschlagen, um ein Interview zu bekommen.

Sie war nicht verwest. Im Gegenteil, sie war völlig unversehrt, von der Verletzung durch die Abtrennung einmal abgesehen. So verdammt frisch, dass sofort sämtliche Alarmglocken geschrillt hatten. Sie hatte den CSM darauf hingewiesen und gefragt, wie um alles in der Welt sie von ihrem Besitzer hatte getrennt werden können, wenn es allem Anschein nach unmöglich war, dass sie sich einfach so vom Körper lösen konnte – nicht ohne eine sehr spezielle Verletzung. Und wenn er *sie* fragte: Was man da an den Knochen sah, waren keine Fischbisse, sondern Klingenspuren. Und er hatte gesagt, dazu könne er sich vor der Obduktion unmöglich äußern, aber sie sei ziemlich clever. Viel zu clever, um ihr Leben unter Wasser zu verbringen.

»Hat jemand mit dem Hafenmeister gesprochen?«, fragte

Flea jetzt, während ihr Assistent ihr half, das Geschirr mit dem Sauerstoffgerät abzulegen. »Ihn gefragt, welche Strömungen hier heute durchgegangen sind?«

»Ja.« Dundas bückte sich und rollte den Schlauch zusammen. Sie schaute auf seinen Kopf hinunter, auf die leuchtend rote Mütze, die er immer trug – ansonsten, sagte er, könne er mit der Wärme, die sein kahler Schädel abstrahlte, ein ganzes Stadion heizen. Sie wusste, unter seiner fluoreszierenden Allwetterjacke verbarg sich ein großer, kräftiger Körper. Manchmal war es schwer, als einzige Frau dabei zu sein und Entscheidungen für neun Männer zu treffen, von denen die Hälfte älter war als sie, aber an Dundas zweifelte sie nie. Er war bei allem auf ihrer Seite. Als genialer Techniker pflegte er einen väterlichen Umgang mit den Kollegen und mit dem Gerät, und manchmal hatte er ein unglaublich dreckiges Mundwerk. Aber jetzt konzentrierte er sich, und wenn er das tat, war er so gut, dass sie ihn am liebsten geküsst hätte.

»Es gab heute eine Strömung, aber erst nach der Sichtung«, sagte er.

»Von der Regulierungsschleuse?«

»Genau. Heute Nachmittag um vierzehn Uhr für zwanzig Minuten geöffnet. Der Hafenmeister hat den Bagger zum Abladen aus dem Feeder Canal herunterkommen lassen.«

»Und der Anruf kam wann?«

»Um dreizehn fünfundfünfzig. Gerade als sie die Schleuse öffneten. Sonst hätte der Hafenmeister gewartet. Ja, ich bin sicher, er hätte gewartet, wenn ich mir vorstelle, wie sehr sie uns hier unten lieben. Wie sie sich jederzeit ein Bein für uns ausreißen.«

Flea hakte die Finger unter den Rand der Neoprenhaube, rollte sie am Hals herauf und behutsam über Gesicht und Kopf, damit sie nicht allzu oft hängen blieb. Wenn sie ihre Hauben inspizierte, waren sie anscheinend immer voller Haare, ausgerissen mitsamt den Wurzeln. Manchmal fragte sie sich, warum sie

nicht schon längst so kahl wie Dundas war. Sie ließ die Haube fallen, fuhr sich über die Nase und schaute seitwärts über das Wasser, hinauf zur Perrot's Bridge. Das Sonnenlicht strahlte golden auf dem doppelten Horn, und dahinter erstreckte sich die Wasserfläche von St. Augustin's Reach, wo der Fluss Frome aus der Erde kam und in den Hafen mündete.

»Ich weiß nicht«, brummte sie. »Klingt komisch, finde ich.«

»Was haben Sie gesagt?«

Sie zuckte die Achseln, warf einen Blick auf das graue Stück Mensch zwischen den Füßen der beiden Männer und überlegte, wie der Zeuge die Hand hatte sehen können. Aber sie kam nicht weiter. In ihrem Kopf ging es auf und ab wie auf einer Achterbahn – die sie mitreißen wollte. Sie griff nach einem Stuhl, ließ sich darauf sinken und legte die Hand an die Stirn. Sie wusste, dass das Blut aus ihrem Gesicht gewichen war.

»Alles in Ordnung, Flea, altes Mädel? Mein Gott, Sie sehen aber nicht toll aus.«

Sie lachte und fuhr sich mit den Fingern übers Gesicht. »Na ja, ich fühle mich auch nicht so toll.«

Dundas ging vor ihr in die Hocke. »Was ist los?«

Sie schüttelte den Kopf und starrte auf ihre Beine in dem schwarzen Neoprenanzug, auf die Pfützen, die sich um ihre Taucherstiefel sammelten. Sie hatte mehr Tauchstunden absolviert als jeder andere in ihrem Team, und sie sollte hier die Verantwortung tragen; deshalb war es falsch, ganz falsch, was sie letzte Nacht getan hatte.

»Ach, nichts«, sagte sie und bemühte sich um einen unbekümmerten Ton. »Das Übliche – ich kann einfach nicht schlafen.«

»Immer noch so beschissen?«

Sie lächelte ihn an und spürte, wie sich das Licht in den Regentropfen in ihren Augen fing. Als Teamchefin war sie zugleich Ausbilderin, und das bedeutete, dass sie manchmal am unteren Ende der Befehlskette ins Wasser stieg und anderen

Gelegenheit gab, die Tauchaufsicht zu übernehmen. Im Grunde ihres Herzens gefiel ihr das nicht; wirklich glücklich war sie damit nur an Tagen wie heute, wenn sie Dundas als Tauchaufsicht einteilte. Er hatte einen Sohn, Jonah – einen erwachsenen Sohn, der ihm und seiner Exfrau Geld stahl, um seinen Drogenkonsum zu finanzieren, und der seinen Vater trotzdem mit den gleichen Schuldgefühlen plagte, die Flea ihrem Bruder Thom gegenüber empfand, und zwar immer. Sie und Dundas hatten viel gemeinsam.

»Ja«, sagte sie schließlich. »Es ist immer noch beschissen. Noch nach all der Zeit.«

»Zwei Jahre.« Er schob eine Hand unter ihren Arm und half ihr beim Aufstehen. »Das ist keine lange Zeit. Aber ich kann Ihnen sagen, was helfen würde.«

»Was?«

»Wenn Sie zur Abwechslung mal was *essen* würden. Blöde Idee, ich weiß schon, aber vielleicht könnten sie dann besser schlafen.«

Sie lächelte matt und legte ihm eine Hand auf die Schulter, damit er sie hochziehen konnte. »Sie haben recht. Ich sollte was essen. Ist was im Wagen?«

## 2

### 13. Mai

Das »Station« war das Polizeibootshaus gewesen, bevor es verkauft und renoviert worden war, und deshalb glaubte der neue Eigentümer, es sei nicht recht, wenn er sich jetzt nicht seinerseits gefällig zeigen und der Polizei erlauben würde, es in der Stunde der Not zu benutzen. Er hatte ihnen einen Raum

hinter dem Restaurant zugeteilt, neben der Küche, und dort war es wärmer als im Van. Früher war es der Spindraum der Polizei gewesen, jetzt zog sich hier das Personal um. Ihre Straßenkleider hingen an Haken, und Outdoorstiefel und Taschen lagen unter der Bank, die ringsum an der Wand entlangführte.

Während Dundas loszog, um in der Küche zu stöbern, nahm Flea ihre schwarze Sporttasche und fing an, sich auszuziehen. Sie schälte den Taucheranzug und die zur Ausstattung gehörende Thermounterjacke bis zur Hüfte herunter. Die Thermojacke behielt sie an, rollte den Neoprenanzug bis zu den Knöcheln herunter und schleuderte die Taucherstiefel von den Füßen. Sie hielt inne und starrte auf ihre Füße hinunter, weil sie allein war und es sich erlauben konnte. Sie streckte die Zehen, inspizierte die kleinen Lücken zwischen den Zehen und rieb die Häutchen dort, bis sie rot wurden. Schwimmhäute. Schwimmhäute an ihren Füßen wie bei einem Frosch. »Froschmädchen« sollten sie sie nennen. Sie fasste das Häutchen zwischen der großen und der zweiten Zehe und bohrte die Fingernägel hinein. Der Schmerz schoss durch ihren Körper und ließ ihr Gehirn weiß aufglühen, aber sie ließ nicht locker, schloss die Augen und konzentrierte sich auf die Glut in ihren Adern. Der Personalbetreuer hatte ihr in ihrer halbjährlichen Sitzung gesagt, sie müsse jemandem ihre Füße zeigen und darüber sprechen, wie dieses Problem sich entwickelt habe – und können Sie mir rasch auf die Sprünge helfen? Wann ist diese Haut erschienen? War das um die Zeit des Unfalls herum?

Aber sie hatte sie niemandem gezeigt. Nicht dem Betreuer, nicht dem Arzt. Irgendwann würde sie sich vermutlich operieren lassen müssen. Aber damit wollte sie warten, bis sie Schmerzen bekäme oder in ihren Bewegungen eingeschränkt wäre, oder bis sonst etwas eintrate, das sie am Tauchen hindern könnte.

Sie hörte ein Geräusch hinter sich, und hastig wühlte sie ihre

Socken aus der Sporttasche und zog sie an. Dundas kam mit einem Ciabatta in einer geblümten Papierserviette. Er hob eine Braue, als er sie im BH und mit heruntergerollter Thermojacke dasitzen sah, die Hände schützend um die Füße geschlungen.

»Ah – wollen Sie sich nicht was anziehen? Der stellvertretende Ermittlungsleiter kommt her, um die Sache abzuschließen. Habe ihm gesagt, wo er uns findet.«

Sie zog ein T-Shirt an, griff zum Handtuch und fing an, sich energisch die Haare zu frottieren. »Wo ist denn der Chef?«

»Der hat ein Meeting wegen Operation Atrium. Interessiert ihn nicht, wenn wir hier mit einer Hand am Hafen herumkaspern. Er findet nicht, dass die Abteilung für Schwerstkriminalität sich mit uns abgeben soll. Er war schon vor zwanzig Minuten weg.«

»Freut mich. Ich mag ihn nicht.« Sie dachte an die Besprechung, die kurz vorher stattgefunden hatte. Der diensthabende Ermittlungsleiter war ganz okay gewesen, aber sie hatte nie seinen Gesichtsausdruck vergessen, als er sie bei einer Tauchbesprechung drei Jahre zuvor zum ersten Mal gesehen hatte. Genau wie all die anderen Chefs wirkte er irgendwie deprimiert, wartete auf jemanden, der ein bisschen Autorität besäße, ihm Fragen nach dem Wasser beantwortete, und statt beruhigt zu werden, fand er Flea – neunundzwanzig, spindeldürr, mit einer dichten Mähne und diesen blauen Kinderaugen, die so weit auseinanderlagen, dass sie den Ausdruck vermittelte, als könnte sie nicht einmal ein Bankkonto eröffnen, geschweige denn, vier Meter unter Wasser eine Leiche aus dem Schlamm ziehen. Aber so ging es ihr meist mit den höheren Chargen. Anfangs war es eine Herausforderung gewesen. Jetzt machte es sie nur noch sauer.

»Und?« Sie ließ das Handtuch fallen. »Wer ist denn sein Stellvertreter? Jemand aus Kingswood?«

»Jemand Neues. Keiner, den ich kenne.«

»Wie heißt er?«

»Kann mich nicht erinnern. Einer von der Sorte, die sich anhört wie ein abgerissener alter irischer Säufer. Alte Schule – Bier und Essen vom Takeaway. Zu hoher Blutdruck. Der Typ, der jedes Jahr jemand Jüngeren mit falschem Ausweis an seiner Stelle zum Piep-Test schickt.«

Lächelnd spähte sie an ihrem Arm herunter und spannte den Bizeps. »Sprechen Sie das Piep-Wort nicht aus. In zwei Wochen ist die jährliche Gesundheitsprüfung.«

»Rauf nach Napier Miles House, Sarge? Dann sollten Sie anfangen zu essen.« Er schob ihr das Ciabatta hinüber. »Proteindrinks. Eis. McDonald's. Sehen Sie sich doch an. Untergewicht ist das, was früher Übergewicht war. Wussten Sie das nicht?«

Sie nahm das Sandwich und fing an zu essen. Dundas beobachtete sie. Komisch, wie er den Beschützer spielte, während sie doch seine Chefin war. Dundas verschwendete nie seine Zeit damit, seinem Sohn Vorträge zu halten. Die hob er sich für Flea auf. Sie kaute und dachte dabei, er wäre jemand, dem sie es erzählen könnte, was wirklich los und in der vergangenen Nacht passiert war.

Sie versuchte, ihre Worte zu sortieren und in eine Reihe zu bringen, als hinter ihnen die Tür aufging und eine Stimme sagte: »Sind Sie die Taucher? Die die Hand heraufgeholt haben?«

Ein Mann im grauen Anzug, Mitte dreißig, mittelgroß, stand in der Tür und hielt einen Becher Automatenkaffee in der Hand. Er hatte ein entschlossenes Gesicht und dichtes, dunkles, kurz geschnittenes Haar. »Wo ist sie denn?« Er legte eine Hand an den Türrahmen, beugte sich herein und sah sich im Umkleideraum um. »Auf dem Kai ist niemand außer Ihrem Team.«

Keiner der beiden sagte etwas.

»Hallo?«

Flea kam ruckartig zu sich. Sie schluckte ihren Bissen hi-

nunter und wischte sich hastig mit dem Handrücken die Krümel vom Mund. »Ja. Sorry. Sie sind...?«

»Detective Inspector Jack Caffery, stellvertretender Ermittlungsleiter. Und wer sind Sie?«

»Das ist Flea«, sagte Dundas. »Sergeant Flea Marley.«

Caffery warf ihm einen sonderbaren Blick zu. Dann musterte er sie, und ihr war sofort klar, dass er hinter seiner Miene etwas verbarg. Sie glaubte zu wissen, was es war. Männer arbeiteten nicht gern mit einsfünfundsechzig großen Mädchen in Taucherstiefeln zusammen. Vielleicht hatte sie aber auch nur Krümel auf dem T-Shirt.

»Flea?«, fragte er. »Der Floh?«-

»Das ist ein Spitzname.« Sie stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. »Ich heiße Phoebe Marley. Unit Sergeant Phoebe Marley.«

Er starnte auf ihre Hand wie auf ein Ding von einem anderen Planeten. Dann schien ihm wieder einzufallen, wo er war, und drückte sie fest, um sie aber gleich wieder loszulassen. Im selben Augenblick wich Flea zurück und flüchtete aus seinem Dunstkreis. Sie setzte sich und strich sich verlegen vorn über das T-Shirt. Wieder war sie aus dem Gleichgewicht geraten, und auch das machte sie sauer. Sie war nicht sehr gut im Umgang mit Männern. Zumaldest nicht mit dieser Art von Männern. Sie erinnerten sie an Dinge, die sie hinter sich gelassen hatte.

»Und?«, fragte er. »Flea. Wo ist diese Hand, die Sie aus dem Wasser geholt haben?«

»Der Coroner hat sie wegbringen lassen«, sagte Dundas. »Hat Ihnen das niemand gesagt?«

»Nein.«

»Na, hat er aber. Der Cheftechniker hat jemanden damit nach Southmeads geschickt. Aber vor morgen ist das nicht erledigt.«

»Sie scheinen hier viele Hände aus dem Wasser zu ziehen!«

»Yep«, sagte Dundas. »Haben eine ganze Sammlung oben in Southmeads. Füße, Hände, ein oder zwei Beine.«

»Und woher kommen sie?«

»Selbstmorde hauptsächlich. Unten im Avon in neun von zehn Fällen. Der Fluss hat eine Gezeitenströmung, wie Sie sie noch nie gesehen haben – da wird alles heftig hin und her gespült und prallt mit Bäumen und Treibgut zusammen. Alle möglichen Teile tauchen da auf, links, rechts und überall.«

Caffery ließ seine Hand aus dem Jackettärmel hervorschließen und sah auf die Uhr. »Na, okay. Dann bin ich hier fertig.«

Er hatte die Tür geöffnet und war schon halb draußen, als er plötzlich innehielt. Mit dem Rücken zu ihnen, die Hand auf der Türklinke, schaute er hinaus in den Küchengang, und vielleicht spürte er, dass die beiden ihn schweigend beobachteten.

Es dauerte zwei, drei Herzschläge, bevor er sich umdrehte.

»Was?« Sein Blick ging zwischen Dundas und Flea hin und her. »Es ist ein Selbstmord. Wie verfahren Sie normalerweise bei einem Selbstmord?«

»Wenn wir keinen Hotspot haben? Keinen

Zeugen?«

»Ja?«

»Na ja, äh, wir warten, bis er schwimmt.« Flea benutzte das Wort »schwimmen« behutsam. Im Team sagten sie es so oft, dass sie gelassen damit umgingen und manchmal vergaßen, was es bedeutete: dass eine Leiche so voll von Verwesungsgasen war, dass sie an die Oberfläche trieb. »Wir warten, bis er schwimmt, und fischen ihn dann von der Oberfläche. Bei diesem Wetter dürfte das zwei Wochen dauern.«

»Dachte ich mir. So machen sie es in London auch.« Er wollte sich wieder zum Gehen wenden, aber diesmal hatte er offenbar den Blick gesehen, den Dundas Flea zuwarf, denn er blieb stehen. Er schloss die Tür und kam näher. »Okay«, sagte er langsam. »Sie wollen mir irgendetwas erklären. Das Problem ist nur, ich habe keine Ahnung, was.«

Flea holte tief Luft. Sie drehte sich um, stützte die Knie auf die Ellbogen und schaute ihm in die Augen. »Hat der Cheftechniker es Ihnen nicht erzählt? Hat er Ihnen nicht gesagt, dass wir nicht von einem Selbstmord ausgehen?«

»Sie haben soeben erklärt, Sie haben hier draußen eine Million Selbstmorde.«

»Ja. Im Avon. Wenn es im Avon gewesen wäre, würden wir es verstehen. Aber das war es nicht. Es war im Hafen.«

Sie stand auf und blieb stehen; mit einer Hand hielt sie den Stuhl fest, als könnte er sie schützen. Sie ließ es sich nicht anmerken, aber ihr war sehr bewusst, dass er groß war und irgendwie schlank und muskulös unter dem Anzug. Sie wusste, wenn sie näher heranginge, würde sie ihn womöglich anstarren, denn ein paar Dinge waren ihr bereits aufgefallen – zum Beispiel die Stelle über seinem Kragen, wo der nachmittägliche Bartschatten begann. »Wir sind keine Pathologen«, fuhr sie fort. »Wir sollten Ihnen gar nichts sagen. Aber etwas stimmt da nicht.« Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und warf Dundas einen Seitenblick zu. »Ich meine – erstens hat die Hand weniger als einen Tag im Wasser gelegen. Eine Leiche löst sich in rauem Gewässer erst auf, wenn sie sehr lange geschwommen ist. Die Hand hier ist viel zu frisch.«

Caffery legte den Kopf schräg und zog die Brauen hoch.

»Ja. Und wenn Tiere sie abgebissen hätten – Fische oder vielleicht Hafenratten –, dann wäre sie von Bissspuren übersät. Ist sie aber nicht. Die einzige Verletzung«, sie hob die Hand und umschloss ihr Handgelenk mit Daumen und Zeigefinger, »ist hier. Da, wo sie vom Arm abgetrennt wurde. Der Cheftechniker sieht die Sache genauso.«

Caffery stand vor ihr und betrachtete ihr Haar und ihre dünnen Arme in der Thermojacke. Sie konnte das nicht ausstehen. Sie hatte immer das Gefühl, dass ihre Haut nicht richtig saß, wenn sie auf dem Trockenen war, wo andere Leute raffinierte Dinge mit ihren Beziehungen anstellten – und des

halb würde sie sich unter Wasser immer wohler fühlen. Mum, dachte sie, Mum, du würdest wissen, wie das hier geht. Du würdest normal aussehen, nicht miesepetrig wie ich.

»Und?« Er musterte sie nachdenklich. »Was könnte eine solche Verletzung hervorgerufen haben?«

»Ein Bootsunfall vielleicht. Aber das passiert weiter draußen, in der Mündung. Dann gibt es Leute, die von der Clifton Bridge springen. Selbstmörderbrücke nennen wir sie. Wenn jemand hier in der Gegend ins Wasser springt, tut er es in neun von zehn Fällen da. Sie können dann flussauf- und -abwärts treiben, und manchmal – *manchmal*, wenn die Tide stimmt – geraten sie ziemlich weit stromaufwärts.« Sie zuckte die Achseln. »Ich nehme an, theoretisch, wenn einer von der Brücke springt und draußen auf dem Fluss von einem Boot zerfetzt wird, dann könnte eine einzelne Hand vielleicht knapp an den Sperrwerken vorbeikommen und im Hafen landen. Oder durch den Cut herauftreiben.« Sie strich sich das Haar hinter die Ohren. »Aber nein. Das ist unmöglich.«

»Unmöglich«, bestätigte Dundas. »Die Chance ist eine Million zu eins. Und selbst wenn sie aus dem Frome River käme oder weiter stromauf aus dem Avon, herunter durch die Netham-Schleuse und in den Feeder Canal...«

»...dann hätte das nur passieren können, wenn es im Hafen eine Strömung gäbe, was normalerweise der Fall ist, wenn die Schleusentore offen sind.«

»Was aber in den letzten zwei Tagen nur einmal geschehen ist. Und zwar nachdem der Fund gemeldet wurde. Wir haben es überprüft.«

»Sie wollen also sagen, sie wurde hier ins Wasser geworfen?«

»Wir wollen gar nichts sagen. Ist nicht unser Job.«

»Aber sie wurde hineingeworfen?«

Sie wechselten einen Blick. »Ist nicht unser Job«, sagten sie wie aus einem Munde.

Cafferys Blick ging von Flea zu Dundas und wieder zurück. »Okay«, sagte er. »Sie wurde hineingeworfen.« Er sah wieder auf die Uhr. »Okay – in welcher Schicht arbeiten Sie beide heute? Was muss ich tun, damit Sie im Wasser bleiben?«

»Oh, darum würde ich mir an Ihrer Stelle keine Sorgen machen.« Dundas nahm lächelnd seine Allwetterjacke vom Haken und zog sie an. »Wir haben uns beim Hafenmeister noch nicht abgemeldet. Und überhaupt, an Überstunden sind wir immer interessiert? Nicht wahr, Sarge?«

### 3

## *25. November*

Von der Nadel wegkommen ist das Einzige, was er je wollte. Für jeden, der verfolgt hat, wie er hundert Prozent seiner Zeit und Energie darauf verwendet, Stoff zu beschaffen, klingt es verrückt zu hören, dass er sich in Wirklichkeit mehr als alles andere wünscht, irgendeinen Weg aus all dem rauszufinden und clean zu werden. Es ist November, und er steht mit dem Bag Man – es ist der, den sie »BM« nennen – im Schatten des Hochhausblocks, drüben bei den Müllcontainern, wo die meisten Deals abgehen. Ein rauer Herbstwind peitscht auf Müll und Plastiktüten ein. BM trägt ein graues Kapuzenshirt; auf der Brusttasche steht »Malcolm X«, obwohl er weiß ist, und Mossy ist wütend, weil BM ihm eben gesagt hat, dass er keinen Kredit mehr hat.

»Was?«, sagt Mossy, denn er und BM kennen sich schon tierisch lange, und es gibt überhaupt keinen Grund, so plötzlich dichtzumachen. »*Fuck*, was redest du da?«

»Sorry«, sagt BM und sieht ihm in die Augen. »Das geht alles

zu weit. Kann dir diesmal nicht helfen, Mann, nicht mehr. Ende der Fahnenstange.« Er packt Mossy am Arm und zieht ihn zu sich heran. »Wird Zeit, dass du in eine Beratung gehst.«

»Beratung? Was soll das heißen, Beratung?«

»Mach mir keinen Druck, Alter. Ich hab dir einen Tipp gegeben. Hör auf, mir Druck zu machen.«

Aber Mossy versucht es trotzdem, noch ein bisschen jedenfalls; er versucht BM zu überreden, ihm was zu geben, wenigstens eine Kleinigkeit. Aber BM ist entschlossen und bleibt stur, und am Ende kann Mossy sich nur verdrücken. Halb denkt er daran, BM umzubringen, und halb an das, was er über eine Beratung gesagt hat. Zu seiner eigenen Überraschung findet er sich am Nachmittag im Westen der City wieder, unterwegs zu einer Beratungsstunde in einer gruseligen kleinen Klinik mit einer alten Frau am Empfang, die wirklich total furchterregend ist. Eines Tages wird diese Aktion allein, das bloße Betreten dieser Klinik, für Mossy Grund genug sein, BM die Schuld an allem zu geben.

Die Sitzung ist gespenstisch. Alle hocken irgendwie im Zimmer verteilt herum, und keiner schaut dem anderen in die Augen. Einer hat eine Zweiliterflasche Mineralwasser, an der er nuckelt, als könnte sie ihm das Leben retten. Mossy sitzt da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und tut, als interessierte er sich für sie, während sie mit monotoner Stimme jammern, das Leben sei nicht fair. Das ist ihm aufgefallen bei Leuten, die auf Heroin sind: Sie sind immer voller Selbstmitleid. Er hofft, dass er nicht auch so klingt. Aber die ganze Zeit schaut er sie an und fragt sich eigentlich nur, ob einer von ihnen ein bisschen Stoff dabeihat und welcher von denen wohl mitleidig genug sein könnte, um ihm was abzugeben. Also nudelt er jetzt seine Geschichte ab: wie er von seinem Onkel misshandelt wurde, wie er mit dreizehn das Wichsen lernte, und das ganze Zeug über Entzug und die Zwangstests, die er machen musste, über die Prostitution, und dass sie echt früh angefangen hat, als er

noch nicht mal fünfzehn war. Und er schwafelt weiter, obwohl er merkt, dass der Gruppenleiter, ein durchtrainierter Typ, der seit Jahren clean ist und der Gesellschaft etwas schuldet, ihn anstarrt, ihm in die Augen starrt, und Mossy glaubt, er findet da Sympathie, und vielleicht ist er der Einzige hier, der wirklich einen guten Grund hat, so drauf zu sein. Aber dann, als er fertig ist, fragt der Gruppenleiter: »Mossy? Mossy? Woher hast du diesen Namen?«

Er zuckt die Achseln. »Keine Ahnung. Haben die Kumpels sich ausgedacht. Weil ich bloß Haut und Knochen bin, wie das Model da. Kate Moss.«

Es ist eine Weile still, und niemand außer dem Gruppenleiter sieht ihn an.

»Meinst du nicht, das könnte anstößig wirken?«, fragt er, und Mossy weiß sofort, dass der Unterton der falsche ist, eine Art Warnung. Also wird es Zeit auszusteigen, und er brummelt, er wolle niemanden beleidigen, und wartet auf einen Themawechsel. Dann steht er auf, so leise er kann, schiebt den Plastikstuhl an die Wand und geht. Er verlässt die Klinik, zündet sich eine Selbstgedrehte an und sucht sich weiter unten an der Straße eine Stelle, wo er den Eingang der Klinik sehen kann und jeden, der da herauskommt. Er wartet und spürt, wie die Krämpfe langsam durch ihn hindurchgehen, von vorn nach hinten. Die sind die schlimmsten von allen Qualen, diese Krämpfe. Sie kommen als Erstes und gehen als Letztes. Er setzt sich hin, schlingt die Arme um den Bauch und fragt sich, ob es hier irgendwo ein Scheißhaus gibt. Es ist ein warmer Tag, und das hilft, und wenn er vor sich hin summt, lenkt ihn das ab.

Nach einer Weile geht die Tür auf. Er spürt, dass der Gruppenleiter ihn anstarrt, aber er lässt sich nicht einschüchtern und wartet, während die anderen herauskommen. Wie eine Hyäne sucht er sich den aus, der am weichsten aussieht und am Rand der Herde mitzockelt, den, der auf eine Story hereinfallen

wird. Man kann sie erkennen; es hat was mit der Hoffnung in ihren Augen zu tun – als glaubten sie wirklich, dass Leute gerettet werden können. Mossy wartet, bis sie vorbeigehen, und dann latscht er neben ihnen her, die Hände in den Taschen, den Kopf ein bisschen gesenkt, sodass er ihn seitwärtsdrehen und murmeln kann: »Kannst du mir kurz aushelfen? Hmm? Hast du was dabei, nur ein bisschen? Ich geb's dir zurück. Das versprech ich dir.« Aber sie brummen irgendwas und gehen mit gesenktem Kopf über die Straße, als wollten sie nicht mit ihm gesehen werden, und sie lassen ihn stehen. Das Schwitzen geht los und das Jucken, und als er zu seinem Platz zurückgeht, fühlt er, wie die Knochen seiner Kniegelenke sich aneinander wundscheuern. Liegt das daran, dass er zu dünn ist, oder ist es noch was anderes? Ist es, weil seine Haut irgendwas Verrücktes macht?

Als sie weg sind, versucht er, eine Passantin um Geld anzuschnorren, aber sie ignoriert ihn, den Blick in die Ferne gerichtet, und nach einer Weile beschließt er, zum Hafen runterzugehen – mal sehen, ob da was läuft. Vielleicht ist einer von denen aus Barton Hill da und hat gute Laune. Wenn nicht, muss er sich was anderes überlegen.

Er ist eben aufgestanden und losgeschlendert, als es passiert. Gerade noch ist er mit seinen übeln Gedanken allein, und im nächsten Moment läuft da neben ihm so ein kleiner, durrer Schwarzer mit total dicht am Schädel anliegenden Haaren und einem dünnen Schnurrbart. Er trägt Jeans, die vorne maschinell vorgebleicht sind, und eine olivgrüne Kappajacke; die Kapuze hat er sich irgendwie um den Kopf drapiert, und Mossy erkennt ihn aus der Beratungssitzung wieder – er hat in der Ecke gesessen. Aber was Mossy vor allem auffällt, ist sein Gang: Er geht wie geölt. Als wäre er nicht hier auf den trockenen Straßen von Bristol geboren, sondern an einem besseren Ort. Als wäre er daran gewöhnt, Tag für Tag durch den Busch zu laufen.

»Suchst du was?«, fragt er. »Suchst du was?«

Mossy bleibt stehen. »Ja, aber ich bin pleite.«

Und das Irre ist, statt Mossy die Kopfnuss zu verpassen, mit der er rechnet, schaut ihm der dürre Typ in die Augen und sagt: »Mach dir keine Sorgen wegen Geld. Keine Sorge. Ich kenne jemanden, der dir helfen kann.«

Und so fängt natürlich alles an.

## 4

### *13. Mai*

Die Spätnachmittagssonne war hinter den Wolken hervorgekommen, rot und ein bisschen geschwollen, aber im Restaurant Station brannten schon die Tischlampen. Der Laden füllte sich allmählich; Leute kamen herein, zogen ihre Jacken aus, bestellten etwas zu trinken. Es war zu kühl, um draußen zu sitzen, und die Veranda war menschenleer; also ging Caffery hinaus, um seine Telefonate zu erledigen. Der Superintendent musste ein bisschen bearbeitet werden, damit er ernst nahm, was die Taucher und der Cheftechniker sagten, und dem Fall eine Prioritätsstufe zuwies, bevor die Obduktion stattfand – denn die Hand würde obduziert werden, ganz allein. Dann mussten die beiden Detective Sergeants drüber in Kingswood ein bisschen auf Trab gebracht werden; sie waren ihm zugewiesen worden, damit sie einen Raubüberfall bearbeiteten, und jetzt würde er ihnen noch ein kleines Extra dazugeben: Besuch bei Notfallambulanzen und Leichenschauhaus. Irgendwelche männlichen Leichen, denen die rechte Hand fehlte?

Nachdem er ein paar Leute in Bristol auf die Palme gebracht hatte, steckte er das Telefon ein und ging über die Ter

rasse, bis er um die Polizeiabschirmung herum auf die Terrasse des Nachbarrestaurants schauen konnte, wo die Tauchercrew sich bereitmachte. The Moat hieß das Lokal. Das gefiel ihm – »Burggraben«, als wäre es etwas Mittelalterliches und nicht nur ein aufgemotztes Bootshaus mit ein paar nachgemachten ausgestopften Tieren an den Wänden. Jemand hatte den Geschäftsführer überredet, an diesem Abend nicht zu öffnen, und das Team hatte seine ganze Ausrüstung auf die Veranda gekippt. Das Zeug lag jetzt in den Pfützen herum. Dazwischen stakste, mit einer Tauchermaske hantierend, ein paar Worte mit dem Assistenten wechselnd und ihr Gurtwerk checkend, Sergeant Marley.

Er stützte die Ellbogen auf die Balustrade, drehte sich eine Zigarette – er hatte es sich immer noch nicht abgewöhnen können, auch wenn die Regierung ihm jedes Mal, wenn er den Fernseher einschaltete, in den Ohren lag – und zündete sie an, und dabei beobachtete er sie aufmerksam. »Flea« – ein blöder Spitzname, aber irgendwie verstand er, warum sie ihn hatte. Selbst in ihrem Polzeitaucheranzug ging so etwas wie kinetische Energie von ihr aus, und etwas in ihrem Gesicht ließ ahnen, dass ihre Gedanken nie lange stillstanden. Es ärgerte ihn, dass er das alles an ihr bemerkte. Es ärgerte ihn, dass er, als er in den Umkleideraum gekommen war und sie dagesessen hatte, den Taucheranzug heruntergerollt, mit ihren nackten, dünnen braunen Armen und ihrem widerspenstigen blonden Strubbelhaar, das drahtig aussah, als hätte sie es in Meerwasser gewaschen, am liebsten wieder gegangen wäre, weil er plötzlich nichts anderes fühlen konnte als seinen eigenen Körper: den Kontakt mit seinen Kleidern, das Kratzen der Hose auf seinen Schenkeln, das Scheuern des Hosenbunds an seinem Bauch und die Stellen, die das Hemd am Hals berührten. Er musste sich bremsen. Das war etwas für jemand anderen. Für einen anderen Menschen an einem anderen Ort, vor langer Zeit.

»'tschuldigung?«

Er sah sich um. Eine kleine Frau stand hinter ihm. Ihr leuchtend rotes Haar war mit lauter bunten Bändern überall auf dem Kopf zu kleinen Büscheln zusammengebunden. Eine Kellnerin aus dem Station, nach ihrer Schürze zu urteilen.

»Ja?«

»Äh – « Sie wischte sich die Nase ab und warf einen Blick über die Schulter zum Restaurant, um sich zu vergewissern, dass sie nicht beobachtet wurde. »Darf ich fragen, was hier los ist?«

»Sie dürfen.«

Sie verschränkte fröstelnd die Arme, obwohl es nicht allzu kalt hier draußen war, nicht so kalt, dass es einen frösteln konnte. »Na, dann... Haben sie was gefunden?«

Etwas an ihrer Stimme veranlasste ihn, sich umzudrehen und ein bisschen genauer hinzuschauen. Sie war klein und dünn, und unter der Schürze trug sie eine schwarze Combathose und ein T-Shirt mit der Aufschrift »Ich liebe dich mehr, wenn du so bist wie ich.«

»Ja«, sagte er, »haben sie.«

»Unter dem Ponton?«

»Ja.«

Sie zog einen Stuhl vom Tisch zurück, setzte sich und legte die Hände auf den Tisch. Caffery beobachtete sie. Sie trug zwei Ringe im Nasenflügel; die Piercings waren entzündet, und Caffery vermutete, dass sie daran herumfingerte, wenn sie nervös war. »Alles in Ordnung?«, fragte er. Er drückte seine Kippe aus, zog einen Stuhl heraus und setzte sich ihr gegenüber mit dem Rücken zum Moat. »Haben Sie was auf dem Herzen?«

»Sie würden's nicht glauben, wenn ich es Ihnen erzähle«, sagte sie. »Ich meine, ich seh's an Ihrem Gesicht, dass Sie mir nicht glauben würden.«

»Versuchen Sie es.«

Sie verzog den Mund und betrachtete ihn nachdenklich. Sie hatte sehr helle Augen mit anämischen Wimpern. Ein paar

Pickel rings um die Nase waren mit Make-up zugekleistert. »Ich meine, sogar *ich* weiß, dass es *irre* klingt.«

»Aber Sie möchten es mir erzählen. Oder?«

Sie schwieg. Dann hob sie, wie er es vermutet hatte, die Hand und begann, mit einem Ring an ihrer Nase herumzuspielen; sie drehte und drehte ihn, bis er befürchtete, es werde gleich anfangen zu bluten. Man hörte nur das Plätschern des Wassers am Kai und das Klirren des Gurtwerks und Taucherflaschen, mit denen die Taucher hantierten. Nach einer ganzen Weile ließ sie die Hand sinken und deutete mit dem Kinn zu dem Ponton vor dem Moat hinüber.

»Ich hab da etwas gesehen. Ziemlich spät abends. Stand da drüben vor dem Moat. Genau da, wo die Taucher jetzt sind.«

»Etwas?«

»Okay. *Jemanden*. Man würde wohl sagen, *jemanden*, obwohl ich nicht ganz sicher bin.« Wieder fröstelte sie. »Ich meine, es war wirklich dunkel. Nicht wie jetzt. Spät. Richtig spät. Wir hatten schon geschlossen, aber jemand hatte die Damentoilette vollgekotzt, und was glauben Sie, wer so was sauber machen darf? Ich ging mit dem Eimer durch das Restaurant und wollte zum Besenschränk, und ich kam da drinnen am Fenster vorbei...« Sie deutete auf das Station, wo ein paar Gäste die Polizeiabsperrung entdeckt hatten und die Hälse reckten, um zu sehen, was da vor sich ging. Die Sonne berührte fast den Horizont, und er sah sein und ihr Spiegelbild über den Leuten als Silhouetten vor dem lodernden Rot. »Und als ich an dem Tisch da vorbeikomme, bleibe ich aus irgendeinem Grund stehen. Und da sehe ich ihn.«

Caffery hörte die Beklemmung in ihrer Stimme.

»Er war nackt – das habe ich sofort gesehen.«

»Er?«

»Mein Freund glaubt, es war einer von den Zigeunerjungs. Manchmal verlaufen die sich hier ans Ufer des Cut. Man kann sie von der Straße aus sehen; sie campieren hinter den Lager

schuppen und hängen ihre Wäsche raus. Mein Freund meinte, es war ein Junge, weil er so winzig wirkte. Nur ungefähr so.« Sie streckte die Hand aus und hielt sie etwa einen Meter hoch über den Boden. »Und er war schwarz. Richtig kohlrabenschwarz, wissen Sie, deshalb glaub ich's nicht. Ich glaub nicht, dass er ein Zigeuner war.«

»Wie alt? Fünf, sechs?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Das ist es ja. Genau das hab ich meinem Freund gesagt. Er war nicht jung. Überhaupt nicht. Ich meine, er war klein wie ein Kind, aber er war kein Kind. Ich hab sein Gesicht gesehen. Nur kurz, aber lange genug, um festzustellen, dass er kein Kind war. Es war ein Mann«, sagte sie. »Ein total unheimlicher Mann. Das war so verdammt irre – deshalb weiß ich, dass Sie mir nicht glauben werden. Das und...«

»Das und...?«

»Und was er getan hat.«

»Was hat er denn getan?«

»Ach...« Sie fummelte wieder an dem Ring herum. Drehte den Kopf hin und her und wischte seinem Blick aus. »Ach, Sie wissen schon...«

»Nein.«

»Das Übliche – wissen Sie –, was Männer so tun. Hatte sein Ding... Sie wissen schon.« Sie krümmte die Hand auf dem Tisch. »Hatte es so draußen.« Sie lachte verlegen. »Aber er war nicht – wissen Sie, nicht irgend so 'n alter Wichser. Ich meine, das muss ein Trick gewesen sein, denn dieses Ding... er muss es umgeschnallt haben, denn es war... lächerlich. Lächerlich groß.« Jetzt sah sie ihn an, wütend fast, als habe er gesagt, er glaube ihr nicht. »Das ist kein Witz, ja? Und er wollte ganz offensichtlich, dass jeder, der im Moat war, es anschaute. Als ob er sie schocken wollte.«

»Und war noch jemand da? Brannte noch Licht?«

»Nein. Es war so gegen *zwei* Uhr morgens. Später erinnerte

ich mich noch mal daran, und ich dachte, vielleicht hat er sich selbst im Spiegel betrachtet. Wissen Sie – im Fenster. Wenn drinnen das Licht aus war, musste er sich da sehen können.«

»Vielleicht.«

Caffery ließ die Szene in seinem Kopf abspielen: das Restaurant leer, als einzige Beleuchtung das bunte Licht der Leuchtreklamen und der Coors-Schriftzug über der Bar, draußen die Lichter vom Redcliffe Quay und die Reflexe im Wasser, ein dunkler Streifen zwischen dem Fluss und dem Restaurant. Er stellte sich die verschwommenen Umrisse des Mädchens im Fenster vor, als sie mit ihrem Eimer durch das Lokal ging. Er sah ihr Gesicht, bleich und schockiert, wie sie nach leisen Geräuschen lauschte; ihre Augen wanderten hin und her und spähten in die dunkle Nacht hinaus. Er sah eine kindliche Silhouette vor dem orangefarbenen Himmel, die sich nackt in einem Panoramafenster betrachtete. Ein Priapus.

»Was glauben Sie, woher er kam?«

»Oh, aus dem Wasser.« Es schien sie zu überraschen, dass er sich das nicht denken konnte. »Ja, da kam er her. Aus dem Wasser.«

»Sie meinen, aus einem Boot?«

»Nein. Er kam aus dem Wasser. War geschwommen.«

»Zum Ponton?«

»Ich hab ihn nicht herschwimmen sehen, aber ich wusste, dass er von da kam, weil er nass war – er tropfte. Und da ging er dann auch wieder hin. Zurück ins Wasser da drüben. Da, wo das rote Ding jetzt ist. Richtig flink war er, wie so ein Aal.«

Caffery drehte sich um. Sie deutete auf die rote Markierungsboje im Wasser. Sergeant Marley – Flea – musste jetzt darunter sein, denn das Tauchteam stand auf dem Ponton und spähte hinunter ins Wasser. Eine Führungsleine schlängelte sich aus dem Wasser zum Leinenführer hinauf, und Dundas sprach mit leiser Stimme in das Funkgerät. Es war schwer, sich vorzustellen, dass da unten jemand sein sollte: Der Wasserspiegel

war glatt und konturlos, und der rote Himmel spiegelte sich darin. Jemand hatte eine »Totenbahre« gebracht, einen starren, orangegelben Polyurethanblock, der jetzt erwartungsvoll auf dem Steg lag, um bei Bedarf ins Wasser geworfen zu werden. Eine gespenstische Stille hing über der Szene im schwindenden Licht – als lauschten sie alle auf das Wasser und warteten darauf, dass etwas heraufgeschossen käme. Vielleicht ein Mensch, der aussah wie ein Mann, aber so klein wie ein Kind war. Ein Mensch, der sich bewegte wie ein Aal.

Caffery drehte sich zu dem rothaarigen Mädchen um. Ihre Augen waren jetzt feucht, als erlebte sie die Angst noch einmal, als erinnerte sie sich, wie etwas Dunkles, Nasses lautlos ins Wasser glitt.

»Ich weiß.« Sie bemerkte seinen Gesichtsausdruck. »Ich weiß. Es war das Unheimlichste, das ich je erlebt hab. Ich hab's eine Weile beobachtet, wie es sich an der Mauer entlangbewegte, und dann...«

»Und dann?«

»Dann ging es unter. Tauchte unter, ohne das Wasser zu kräuseln. Und ich hab's nie wieder gesehen.«

Flea und ihre Einheit waren nicht nur Taucher. Neben dem üblichen Unterstützungsdienst bei Unruhen und der Vollstreckung von Haftbefehlen waren sie speziell ausgebildet für Durchsuchungen in beengten Räumen und die Beseitigung von chemischem und biologischem Risikomaterial. Eine Folge ihrer Erfahrung im Umgang mit Schutzkleidung verschiedener Art bestand darin, dass Fleas Team, wann immer ein verwesender Leichnam gefunden wurde – im Wasser oder an Land –, hinzugezogen wurde, um ihn zu bergen. Sie waren so gut im Umgang mit zersetzen Leichen, dass man sie im Dezember 2004 nach Thailand schickte, um bei der Identifizierung der Tsunamiopfer mitzuhelfen: In zehn Tagen hatte das Team fast zweihundert Tote geborgen.

Die Leute konnten nicht glauben, dass sie damit zurechtkam. Zumal nach dem Tsunami, fanden sie. Hatte sie keine Albträume? Nein, eigentlich nicht, sagte Flea. Und außerdem bekommen wir psychologische Betreuung. Dann fragten sie, ob sie so etwas denn tun müsse und nicht ihr Talent vergeude, wenn sie verrottete Leichen aus Abflussrohren zog. Sie brauchte doch sicher nur ein Wort mit ihrem Vorgesetzten zu reden und die Versetzung zur Kriminalpolizei zu beantragen, dann könnte sie in Zivil arbeiten. Wäre das nicht besser?

Darauf gab sie keine Antwort. Sie wussten ja nicht, dass sie diese Arbeit nicht aufgeben konnte, dass sie seit dem Unfall ihrer Eltern nur noch dann richtig denken konnte, wenn sie einen Toten seiner Familie zurückgab, weil ihr klar war, dass vielleicht irgendwo ein Vater oder eine Mutter, ein Sohn oder eine Tochter auf dem Weg zur Genesung einen Schritt weiterkommen würde. Und das Tauchen – vor allem war es das Tauchen. Ohne das Tauchen – wie sie es ihr Leben lang mit ihrer Familie getan hatte – würde sie morgens niemals aufstehen. Nur unter Wasser konnte sie wirklich sie selbst sein.

Heute allerdings nicht, an diesem Abend fühlte sie sich selbst unter Wasser unbehaglich. Das Wasser im Hafen hatte sich ein bisschen beruhigt, und im Licht ihrer Lampe sah sie schemenhafte visuelle Anhaltspunkte. Versunkene Formen lösten sich aus dem Schllick, Orientierungsmarken, die sie erkannte: ein versunkener Heizungstank, der vor einem Monat von einem Schiff gekippt worden war, ein Auto, etwa zehn Meter weit links von ihr – ein Peugeot, dessen Windschutzscheibe mit dem Steuersticker im Halbdunkel noch sichtbar war, wenn man nah genug herankam. Ein Versicherungsbetrug, der Wagen war in der Nähe des Ostrich Inn ins Wasser geschoben worden, bevor der Schlipp gesperrt worden war. Hatte fast sechs Monate dort gelegen, bis der Arm des Baggers eines Morgens im Februar dröhrend dagegengeschlagen war. Sie hatte den Wagen durchsucht und Bergungsdrähte an

geschlagen, um dem Hafenmeister einen Gefallen zu tun, und der wartete jetzt darauf, dass der Kran repariert wurde, damit das Wrack gehoben werden konnte.

Aber obwohl alles ganz vertraut und unkompliziert schien – wie hundert andere Suchaktionen ohne konkretes Ziel, die sie schon hinter sich hatte –, konnte sie nichts gegen die gespenstische Beklommenheit tun, die sich auf sie herabsenkte, während sie arbeitete. Manche Leute behaupteten, der Hafen sei seltsam: Sie redeten von unheimlichen Durchgängen, die vom Grund in eine noch tiefere Unterwelt hinabführten – wie etwa der uralte, zugemauerte Graben, der unter Castle Green verschwand und eine Viertelmeile weiter an einer dunklen, geheimen Schnittstelle drei Meter unter Wasser in den Frome mündete. Doch sie hatte hier schon Hunderte Tauchgänge absolviert und wusste, dass es nicht das war, was sie nervös machte. Auch der stellvertretende Ermittlungsleiter war es nicht, obwohl es ihr auf die Nerven ging, wie er sie anschaute, als wäre sie ein Kind – wie er ihre ganze professionelle Staffage durchdrang und sie daran erinnerte, dass das Leben furchterregend war und sie sich seit dem Unfall albern *jung* fühlte. Auch das genügte nicht, um ihr dieses Gefühl zu vermitteln. Nein. Im Grunde ihres Herzens wusste sie, woher das Gänsehautgefühl kam: von dem, was sie letzte Nacht in Dads Arbeitszimmer getan hatte.

Sie versuchte, nicht daran zu denken, während sie jetzt hier in dem suppigen Wasser arbeitete. Sie hatten sich entschieden, ein diagonales Suchfeld anzulegen, und eine Ankerleine zu beiden Seiten des Hafens festgemacht, weil er an dieser Stelle schmal genug war. Dann hatten sie eine diagonale Leine zwischen den beiden gespannt, an der sie sich jetzt entlangzog, während sie mit der freien Hand hin und her fuhr. Seit fast vierzig Minuten arbeitete sie jetzt in diesem Raster, eigentlich zu lange. Nicht dass es ihr etwas ausmachte, aber oben war es jetzt dunkel, das sah sie an der Farbe des Wassers, und Dundas

hätte sie inzwischen herausziehen müssen. Sie wollte die ihm übertragene Autorität nicht untergraben, aber sie hatte jetzt keine Lust mehr, hin und her zu schwimmen, das Grundgewicht an der Hafenmauer entlang einen Meter weiterzuschieben, dann umzudrehen und rechts neben der Leine zurück- zurudern, langsam und dicht am Boden, und mit der Hand in einem Bogen von einem Meter Durchmesser durch den Schlick zu fahren.

»Defensiv taktil« nannte man diese Art der Suche: taktil, weil man nur mit dem Tastsinn arbeitete, und defensiv, weil man jeden Augenblick damit rechnen musste, mit etwas Gefährlichem in Berührung zu kommen – mit zerbrochenem Glas oder Angelschnüren. Manchmal war das, was man suchte, das Letzte, was man zu finden erwartete. Ein Fuß. Oder Haare. Einmal hatte der erste Kontakt mit einer Leiche an der Nase stattgefunden: Sie war mit beiden Fingern in die Nasenlöcher gefahren. »Das wäre Ihnen nie gelungen, wenn Sie es drauf angelegt hätten«, hatte Dundas gemeint. Ein andermal hatte sie schwitzend und fluchend ein Stück Industrierohrummantelung an die Oberfläche gezerrt, von dem sie hundertprozentig überzeugt gewesen war, dass es das Bein eines dreißigjährigen Fitnesstrainers sei, der eine Woche zuvor mit einem Sprung von der Clifton Bridge Selbstmord begangen hatte. Alles stand auf dem Kopf, wenn man neutral tariert war und nur eine Handbreit weit sehen konnte. Als sie unter dem Ponton auf die Führungsleine stieß, nur zwei Meter weit vom Fundort der Hand entfernt, war sie seltsam erleichtert.

Langsam, weil sie allmählich müde wurde, wuchtete sie das Gewicht aus dem Schlamm, bewegte es einen Meter weiter und ließ es wieder fallen. Sie hatte es gesichert und prüfte gerade, ob die Leine straff genug für den Rückweg war, als etwas passierte, das ihr eine Gänsehaut über den ganzen Körper jagte. Es war verrückt. Sie sah nichts, und nachher hätte sie nicht einmal sagen können, dass sie etwas fühlte, aber plötzlich war

sie aus unerklärlichen Gründen sicher, dass sich jemand bei ihr im Wasser befand.

Sie drehte sich um, zog das Messer aus der Knöchelscheide und presste sich mit dem Rücken an die Wand. Schwer atmend umklammerte sie die Ankerleine und balancierte sich mit kurzen Bewegungen der Füße aus. Sie hielt das Messer vor sich und machte sich darauf gefasst, dass sich etwas auf sie stürzte.

»Rich?«, sagte sie mit zittriger Stimme ins Mikro.

»Ja?«

»Haben Sie hier sonst noch jemanden im Wasser gesehen?«

»Ah – nein. Ich glaube nicht. Warum?«

»Ich weiß nicht.« Mit einer rudernden Handbewegung hielt sie sich aufrecht und verhinderte, dass das Wasser ihren Rücken an der Wand drehte. Die Luft in ihrem Anzug drängte nach oben und sammelte sich an ihrem Hals; der Druck machte sie benommen. »Ich glaube, ich habe einen Geist gesehen.«

»Was ist los?«

»Nichts. Nichts.« Ihr dröhnte der Kopf. Die Markierungsboje war dazu gedacht, das Gewicht eines Menschen zu tragen, und sie könnte sich innerhalb einer Sekunde hinaufziehen, wenn irgendetwas sie angreifen sollte. Aber ihre Ausbildung hinderte sie daran aufzutauchen. Also wartete sie schwer atmend; ihr Blick wanderte suchend durch die Dunkelheit, während sie das Messer abwehrbereit im Bogen hin und her schwenkte. Der Hafen von Bristol, beruhigte sie sich. Nur der Hafen von Bristol. Und eigentlich hatte sie überhaupt nichts gesehen. Langsam verstrichen die Minuten. Die Nadel an ihrer SPG-Anzeige bewegte sich in winzigen Schritten, und als nichts passierte und Puls und Atmung sich allmählich wieder normalisierten, schob sie das Messer sehr langsam zurück in die Scheide an ihrer Wade. Die vergangene Nacht und Dads Arbeitszimmer – das war es, was ihr zusetzte. Es war nicht komisch. Ganz und gar nicht. Sie nahm sich zusammen und

ließ sich vornübersinken, damit die Luft in ihre Beine zurückkehrte. So verstrichen ein paar Augenblicke. Feiner Sand wirbelte um sie herum.

»Dundas?«, fragte sie. »Sind Sie da?«

»Alles okay, Sarge?«

»Nein. Nein, nicht okay.« *Ich habe Halluzinationen, Rich. Paranoia. Die volle Dröhnung.* »Sie habe mich jetzt vierzig Minuten unten gelassen«, sagte sie schließlich. »Ich glaube, es wird Zeit, dass Sie mich rausholen. Meinen Sie nicht?«

## 5

### 13. Mai

Dads Arbeitszimmer war seit dem Unfall verschlossen. Flea hatte immer gewusst, wo sich der Schlüssel befand – er hing an einem Nagel in der Speisekammer. Sie hatte nur nie den Mut gefunden, ihn zu benutzen. Zwei Jahre waren seit dem Unfall vergangen, und sie brachte es immer noch nicht über sich, den Raum zu betreten, in den ihr Dad sich zum Nachdenken zurückgezogen hatte. In den ersten Tagen nach dem Unfall war ihr Bruder Thom hineingegangen, um zu reflektieren, was passiert war, aber jetzt hielt er sich nicht einmal mehr in der Nähe des Zimmers auf und wollte ihr auch nicht helfen, alles zu sortieren. Jeder wusste, wie sehr Thom der Verlust ihrer Eltern getroffen hatte, mehr noch als Flea; und wenn man bedachte, was er bei diesem Unfall erlebt hatte, war es nicht überraschend, dass er nicht einmal die Worte »Mum« und »Dad« aussprechen wollte.

Am Ende hatte sie es allein tun müssen. Es war ein sonniger Dienstagmorgen, zwei Tage bevor die Hand im Hafen gefunden

wurde. In der Küche lief der Fernseher, und sie suchte in den Regalen in der Speisekammer nach einer alten Mehldose, einer blauweißen Blechbüchse mit einem Sieb im Deckel, die Mum immer für Biskuitgebäck benutzt hatte. Sie streckte sich nach vorn, als sie aus irgendeinem Grund zur Seite schaute und ihr der blinkende Schlüssel ins Auge fiel. Einen Moment lang verharrte sie reglos, den Blick zur Seite gewandt, und starzte ihn an. Es war, als wollte er ihr etwas mitteilen.

Das Haus, in dem ihre Eltern dreißig Jahre lang gewohnt hatten, war morsch und verwinkelt. Es bestand aus vier miteinander verbundenen Steinbrucharbeiterhütten aus dem achtzehnten Jahrhundert und zog sich über fast zwanzig Meter am Rand einer abgelegenen Landstraße entlang. Ein mit Steinplatten ausgelegter Korridor bildete das Rückgrat. Das Arbeitszimmer lag am Ende dieses Korridors, und als sie es erreichte, hatte sie weiche Knie. An der Tür blieb sie stehen; sie fühlte sich wie Alice im Wunderland mit dem Schlüssel in der Hand. Sie legte die andere Hand an die Tür, berührte mit der Nase das Holz und atmete seinen rauchigen Moschusduft ein. Dad hatte die Kinder nie zum Eintreten ermuntert, aber sie wusste, wie das Zimmer auf der anderen Seite aussah: Mauerwerk zwischen offenen Balken, und die Bücher ihres Vaters bedeckten drei Wände vom Boden bis zur Decke. Es gab einen altmodischen Bibliotheksschemel, den er mit dem Fuß umherschob – sie sah ihn vor sich, wie die Brille, die er mit Epoxidkleber geflickt hatte, an seiner Nase herunterschrie, wenn er über den Rand hinweg auf die Buchrücken spähte.

All das hatte sie an diesem Morgen im Kopf, und sie war vorbereitet auf das, was passierte, als sie den Schlüssel ins Schloss steckte und umdrehte. Sie war darauf vorbereitet, als etwas sie am Genick packte und in ihre Kindheit zurückversetzte. Es war die Luft, warm und schweißig, vermischt mit dem Geruch nach Terpentin und Harz, Pfeifentabak und Heidekraut, der aus den Büchern kam; so hatte Dad immer gerochen,

wenn er an einem Herbsttag aus dem Garten zurückkehrte. Es war, als atmete sie den letzten Atemzug ihres Vaters ein. Dann entdeckte sie den Bibliotheksschemel am untersten Regalbord und den verschlissenen Ohrensessel, der ein Stück weit vom Schreibtisch zurückgeschoben war, als wäre ihr Vater erst vor ein paar Augenblicken aufgestanden. Sie lehnte sich an den Türrahmen und biss die Zähne zusammen, bis sie knirschten, um die Tränen zurückzuhalten.

Schließlich stieß sie sich von der Tür ab und ging zum Schreibtisch. Sie hielt kurz inne, als könnte Dad jetzt sagen: »Nicht wenn ich arbeite, Flea. Geh und hilf deiner Mutter.« Die Sonne drang durch die Ritzen in den Fensterläden und fiel auf die Rückenlehne. Als sie die Hand dorthin legte, fühlte sich das Leder ein wenig fettig und warm an – wie die Haut ihrer Hände. Das alte Damebrett, dessen billige Spielsteine aus Balsa so angemalt waren, dass sie wie Marmor aussahen, stand mitten auf dem Schreibtisch. Dad hatte hier bis tief in die Nacht hinein gegen sich selbst gespielt.

Sie war nicht von Natur aus methodisch – von daher kam auch ihr Spitzname: Sie sprang wie ein Floh von einer Sache zur anderen aber ihr berufliches Training war nicht umsonst gewesen, und als sie jetzt anfing, Dads Arbeitszimmer zu durchsuchen, tat sie es systematisch. Schweigend saß sie im Schneidersitz auf dem Boden, während im Gang die Großvateruhr tickte und draußen auf den Feldern die Pferde des Nachbarn wieherten. In jeder Ecke des Zimmers standen Kisten, die vollgestopft waren mit Zeitschriften, Notizen und Dias, Fotos der Fakultät mit Dad in einer Cordjacke. Vier mit Klebstreifen verschlossene Bücherkartons mit dem Namen seines besten Freundes, Kaiser Nduka. Als sie ihre Suche beendet hatte, gab es fast nichts, was sie bei ihrem Dad nicht erwartet hätte.

Fast nichts.

Denn unter all dem Plunder und Staub befanden sich zwei Dinge, die sie nicht erwartet, für die sie keine Erklärung hatte.

Das Erste war ein kleiner Safe. Er stand unter dem Schreibtisch, dicht an der Wand, einer von der altmodischen Sorte mit einem Yale-Kombinationsschloss aus Messing. Nicht zu öffnen. Sie versuchte es mit jeder Zahlenfolge, die ihr einfiel – mit Mums Geburtstag, Dads Geburtstag, ihrem Geburtstag, Thoms Geburtstag, mit dem Hochzeitstag ihrer Eltern. Sie nahm sogar ein altes Mathematikbuch vom Regal und blätterte Integralreihen durch, die sie wahllos ausprobiert: die Wythoff'sche Konstruktion, die Para-Fibonacci-Sequenz. Aber der Safe ließ sich nicht öffnen, und schließlich schob sie ihn zur Seite und wandte sich dem zweiten Gegenstand zu, den sie gefunden hatte: einer Schmuckrolle ihrer Mutter aus violettem Samt, ganz hinten in einer Schreibtischschublade.

Darin befand sich ein Ziplock-Gefrierbeutel, und kaum hatte sie ihn ausgewickelt, wusste sie, was er enthielt: Sie kannte sie von den Durchsuchungen, die sie im Lauf der Jahre im Zusammenhang mit Rauschgiftermittlungen durchgeführt hatte. Pilze – strähnig verschrumpelte Streifchen, zusammengedrängt wie winzige, trockene Gespenster. Es mussten ein paar Hundert sein, genug, um der Schmuckrolle ein spürbares Gewicht zu geben. Sie öffnete den Beutel und schüttete sie auf ihren Rock. Mit ihnen zusammen rieselten feine Fasern heraus und breiteten sich auf dem Stoff aus, und dabei stieg eine Erinnerung in ihr auf.

Sie sah Dad vor sich, wie er auf dem Sofa lag, die Hände auf der Brust und ein Kissen auf dem Gesicht, um das Licht abzuhalten. So lag er oft stundenlang, ohne zu sprechen oder sich zu bewegen, als schliefe er. Aber er schlief nicht. Für einen Schlafenden war er nicht entspannt genug. Es war etwas anderes. Als sie jetzt in den Pilzen herumstocherte, fragte sie sich, ob sie es allmählich begriff. So, Dad, dachte sie, *so* also stand es die ganze Zeit mit dir? Und ich habe nie etwas vermutet.

Sie saß lange da und starrte die Pilze an. Dann, als die Standuhr elf schlug, rastete in ihrem Hinterkopf etwas Großes ein.

Sie beförderte die Pilze wieder in den Ziplock-Beutel, packte den Beutel in die samtene Schmuckrolle und stand auf. Dann nahm sie den Safe, ging in die Küche, stellte alles ins Regal, und dann blieb sie eine Weile am Fenster stehen und sah hinaus. Sie hatte einen trockenen Mund, und ihr Kopf dröhnte, denn sie wusste so sicher, wie sie den Geruch ihres Vaters kannte, dass sie die Pilze jetzt auch nehmen würde.

Als sie jetzt neben dem Mercedes-Van der Unterwasser-Bergungseinheit am oberen Ende des Schlipps stand, wo das Team unter den zischenden, knatternden Bogenlampen umherging, spürte Flea immer noch das schwache Kreisen des Psilocybins in ihren Adern. Selbst als sie um acht Schluss machten, weil alle erledigt waren und die Abteilung für Gesundheit und Sicherheit ihr die Leviten lesen würde, wenn sie dort erfuhren, dass sie die Männer so lange arbeiten ließ, selbst da fiel es ihr noch schwer, sich vom Hafen abzuwenden, von der magnetischen Anziehungskraft des Wassers und dem gruseligen Gefühl, dass dort etwas Scheußliches herauskommen würde.

Das Team hatte sich am Van versammelt, rollte die gelben und blauen Nabelschnüre auf und packte die Geräte zusammen. DI Caffery stand ein paar Schritte weit abseits im Schatten und diskutierte mit jemandem am Handy. Sie konnte den größten Teil des Gesprächs mithören: Er sprach mit dem Chefermittler, der schon jetzt sauer auf ihn war, weil er diesen zusätzlichen Tauchereinsatz veranlasst hatte, ohne zu warten, bis der Pathologe bestätigte, dass die Hand abgeschnitten worden war.

Müde und ein bisschen gereizt wandte sie sich ab. Ihr Team hatte sich verausgabt. Sie hatten das gesamte Welshback abgesucht, unter den Hausbooten und sogar in den Gewölbefundamenten unter den Zollspeichern gegenüber; und sie hatten dabei alles Mögliche gefunden, von Handys, Damenschlüpffern und Tischen und Stühlen von den Bars am Wasser bis zu einer

ausgemusterten Pistole. Vier Taucher waren je neunzig Minuten in einem Sechzig-Meter-Abschnitt des Hafens im Einsatz gewesen. Aber, und sie wusste, dass sie die Einzige war, die es bemerkte, für Detective Inspector Caffery war es nicht genug. Sie sah ihm an, dass er von ihr enttäuscht war, sich von ihr im Stich gelassen fühlte, weil sie kein Wunder vollbracht hatte, nachdem es ihre Einheit gewesen war, die ihn zu dieser Phantomjagd veranlasst hatte. Als sie schließlich die Türen des Mercedes geschlossen hatte und das Team abgefahren war, konnte sie es sich nicht mehr verkneifen – sie wollte ihn nicht in dem Glauben lassen, dass sie versagt hatte. Als er zu seinem Wagen ging, holte sie ihn ein.

»Hören Sie«, begann sie, und ihre Stimme klang kleinlauter als beabsichtigt, »es könnte sein, dass der Rest der Leiche abgetrieben ist.«

»Ach ja?« Sie musste schnell gehen, um mit ihm Schritt zu halten. »Und das heißt?«

»Ah, das heißt, es gab hier heute einen Durchstrom – sie hatten die Schleusen offen –, und deshalb könnte es rein theoretisch möglich sein, dass sie nach unten in den oberen Hafen abgetrieben ist.« Sie wusste, dass es Blödsinn war, während sie es sagte. Sie hatte in ihren ganzen sechs Jahren bei der Einheit so etwas noch nie erlebt. Es war physikalisch fast unmöglich. »Es wäre ein großer Sprung, das gebe ich zu, aber wenn Sie wirklich dranbleiben wollen, könnten wir morgen früh wieder hier sein.«

»Okay«, sagte er ohne nachzudenken. Er schwang sich in einen schrottigen alten Wagen, der nachlässig quer vor dem Eingang des Restaurants parkte, und schob den Schlüssel ins Zündschloss. »Das ist gut«, sagte er durch das offene Fenster. »Dann sehen wir uns morgen, wenn es hell wird.«

Er ließ den Motor an und führ los. Kein Abschiedsgruß – nur ein kurzer Schlenker auf die leere Straße. Die Lichter verschwanden, und dann stand sie allein auf dem Kai; nur die bei

den Uniformierten aus Broadbury patrouillierten in einiger Entfernung vor dem abgeriegelten Bereich. Einen Augenblick lang blieb sie in der Stille stehen, stellte fest, dass ihre Füße nass und ölig von der Pfütze waren, in der sie stand, dass sie fror und sich müde fühlte, aber vor allem war sie stinksauer. Nicht so sehr auf DI Caffery, sondern vielmehr auf sich selbst. Eine Leiche, die über den Grund durch den Hafen treibt? Sonst noch was? Herrgott, wie dämlich.

Die Halluzinationen am Tag zuvor waren über sie gekommen wie ein Gewittersturm. Zuerst war gar nichts passiert. Nicht einmal ihr Puls hatte sich beschleunigt. Flea hatte die Pilze um halb zwölf gegessen. Eine ganze Stunde war vergangen, und sie wollte eben vom Sofa ihres Vaters aufstehen und in die Küche gehen, um sich einen Toast zu machen, als sie plötzlich hochschreckte. Sie hatte den Eindruck, dass draußen vor dem Fenster ein Feuerwerk explodierte, irgendwo im blauen Himmel über den Türmen von Bath.

Sie setzte sich auf und drehte sich zum Fenster um, und dabei entdeckte sie noch etwas: eine Bewegung hinter ihr im Schatten, einen schemenhaften Farbklecks, als streckte etwas im Arbeitszimmer die Hand nach ihrem Nacken aus. Als sie sich umdrehte, war da nichts außer den Sonnenlichtflecken, die auf der Wand tanzten. Eine Zeit lang saß sie da und starrte sie stupide an. Und plötzlich lachte sie. Sie lehnte sich zurück, und das Lachen war größer als ihr Mund, größer als ihre Zunge, größer als ihre Kehle. Und so fing es an.

Sie konnte nicht sagen, wann die Halluzinationen ihren Höhepunkt erreichten, wie lange der Trip da schon dauerte, aber irgendwann wusste sie, wer sie und wo sie war und dass sie eine Droge genommen hatte, die jetzt wirkte. Und im nächsten Moment drückte sie das Gesicht fest an das Sofa. Der Stoff, so dicht vor ihren Augen, war hundertmal vergrößert, und die Fäden des Gewebes waren dick wie Baumstämme.

Sie roch Mottenkugeln und sah einen kleinen weißen Punkt, wahrscheinlich einen fehlerhaften Faden im Bezug, aber plötzlich war er groß, und sie begriff, dass es gar kein Faden war, sondern ihre Mutter zwischen den Bäumen, in Jeans und T-Shirt und mit einem geblümten Tuch um den Kopf. Sie hockte am Boden und betrachtete ein Büschel Hundsveilchen.

Fleas Mund bewegte sich an dem rauen Sofastoff, und ein Wort kam heraus: »*Mum!*« Sie kam von weit her, ihre eigene Stimme, wie von einem fernen Hügel, aber Jill Marley hörte sie. Sie drehte sich um und schaute fragend zwischen die Bäume, aber sie sah ihre Tochter nicht. Ihr Gesicht wirkte traurig – Flea erkannte es an der geraden Linie ihrer Lippen und dem Schimmern in ihren Augen.

»Oh, Mum..« Es schnürte ihr die Kehle zu. Sie hob die Hand, um das Bild zu berühren. »Mum? Was ist denn?«

Jill starre zwischen die Bäume. Langsam und vorsichtig, weil sie ihre Tochter immer noch nicht sehen konnte, begann sie zu sprechen. Flea wusste, dass es sehr wichtig war, was sie sagte, und sie strengte sich an, um es zu hören, aber in diesem Moment verblasste das Bild, und Flea befand sich wieder auf dem Sofa, an das sie sich erinnerte; sie fühlte den Stoff an ihrer Wange, und von der Halluzination war nur noch eine Ahnung geblieben, so klar wie der Wind oder die Meeresdünung, die Ahnung dessen, was ihre Mutter hatte sagen wollen: »Du hast am falschen Ort gesucht. Wir sind in die andere Richtung gegangen.«

*Wir sind in die andere Richtung gegangen.*

Und als sie dort auf dem Sofa lag und die Spätnachmittagssonne durch die Spalten der Jalousie auf ihre roten Lider schien, wusste sie ohne jeden Zweifel, dass ihre Mutter damit nur eins gemeint haben konnte.

Sie meinte den Unfall.

## *25. November*

Es stellt sich raus, dass Skinny es nicht auf einen Blowjob abgesehen und etwas ganz anderes im Sinn hat. Er führt Mossy zu einem kleinen Parkplatz neben einer Reihe Garagen. Sie steigen in einen ramponierten alten Peugeot, und Skinny gibt ihm einen Schuss. Der Stoff ist so gut, dass es ihm die Tränen in die Augen treibt.

»Kann ich dir das aufsetzen?«, fragt Skinny nach einer Weile, als er sieht, dass das Heroin bei Mossy seine Wirkung tut. Er hält eine Schlafmaske hoch, wie sie die Leute in den Anzeigen für Langstreckenflüge tragen. »Ich werde dich irgendwohin fahren, zu jemandem, der dir helfen kann. Aber er will, dass du dieses Ding trägst. Du sollst nicht sehen, wo er wohnt. Was willst du? Willst du es aufsetzen oder nicht?«

Mossy nimmt Skinny die Maske ab und lässt sie an seinem Finger baumeln, schaut sie lächelnd an. Eins sagt jeder über Mossy: Er hat keine Angst, was zu riskieren. »Jemand wird mir >helfen<?«

»Ja. Was willst du? Geld? Oder noch mehr Stoff? Ziemlich guter Stoff, hm?«

Mossy hat plötzlich ein Bild vor Augen: Er wird auf irgendein Brachgelände gefahren und kriegt eine Kugel in den Kopf. Dann denkt er an Geld, und seine selbstmörderische Hälfte denkt: Scheiße, was soll's? Er streift sich das Gummiband über den Kopf und lehnt sich zurück. »Na los«, sagt er und lächelt immer noch. »Die Show kann beginnen.«

Eine Weile ist es still, und er fragt sich, ob er die Maske wieder abnehmen soll. Dann schaukelt der Wagen, die Tür wird geöffnet und zugeschlagen, eine andere Tür öffnet sich, und er begreift, dass Skinny vorn ausgestiegen ist und sich zu ihm auf

den Rücksitz gesellt hat. »Hey? Was hast du vor?« Aber er spürt Skinnys Hand an seinem Gesicht, die schwieligen Finger fühlen sich an wie Hanfstricke, streichen die Maske glatt und drücken sie fest. Er hebt nicht die Hand, um Skinny daran zu hindern. Er wartet einfach schweigend ab. Sie sitzen da, bis er Schritte hört und jemand in den Wagen steigt. Das Chassis wippt und ächzt, und jemand verstellt den Vordersitz, aber niemand spricht. Dann startet der Motor, und Mossy leckt sich die Lippen. Das Abenteuer fängt an.

»Los geht's«, sagt er und lacht. »Los geht's.«

Es ist wie in einem dieser New Yorker Gangsterfilme, in denen Ray Liotta mitspielt, und Mossy fragt sich ein paarmal ernsthaft, ob er jetzt dran ist. Auch mit dem Heroin in der Birne ist er klar genug, um Kleinigkeiten wahrzunehmen. Der Geruch von Aftershave – der kommt von dem Fahrer, nicht von dem kleinen schwarzen Typen neben ihm, der die Maske festhält. Und da ist noch ein anderer Geruch, von etwas Bitterem, von Wurzeln oder Erde vielleicht.

Sie rumpeln dahin, und er hört andere Autos, Busse und Motorräder, die in beiden Richtungen an ihnen vorbeifahren. Er hört das Klicken des Blinkers, aber noch immer sagt niemand etwas. Er hat die Orientierung verloren, und als sie anhalten und ihn sanft auf den kalten Boden hinauskippen, schlägt sein Herz schneller. Ist es das? Das Ende?

Aber das ist es nicht. Ein Stück weit gehen und eine Stimme von irgendwoher: ein Typ, aber er kann nicht genau verstehen, was er sagt, denn sein Akzent ist nicht von hier. Mossy hört einen Schlüssel in einer Tür, dann wird er in ein Gebäude geführt; er spürt, dass die Temperatur sich ändert. Es ist warm hier drin, er fühlt einen Teppich unter seinen Füßen, und es riecht schlimmer als im Auto. Es riecht wie in dem alten Crackhaus, das letztes Jahr in der Sozialsiedlung aufgemacht hat; ein Drecksladen war das, die Leute da drin halb tot – und

einmal einer komplett tot und in einer gruseligen Stellung, über einen Tisch gebeugt und mit heruntergelassener Unterhose; und alle tuschelten, wie er sich hatte ficken lassen, als sein Herz auf einmal stehen geblieben war, und sie wollten darauf wetten, dass jetzt irgendwo in der Stadt ein alter Freier mit einer Scheißangst darauf wartete, dass die Bullen an seiner Tür klingelten. Irgendwo läuft ein Fernseher. Mossy wird um Möbel herumbugsiert, und dann kommt ein langer Korridor. Skinny führt ihn immer noch, und der Fahrer geht vor ihnen her. Eine Tür wird geöffnet, ein Vorhang zurückgezogen. Er hört Schlüssel, schwer und metallisch wie der Schlüsselbund eines Knastwärters, und mit rostigem Quietschen öffnet sich eine Pforte. Aber jetzt sperrt Mossy sich.

Er weicht zurück, ist plötzlich unsicher. »Nee. Gefällt mir nicht.«

»Ist okay, Söhnchen«, sagt eine Stimme, die er nicht kennt. Der Fahrer? »Sollen wir dich zurückbringen?«

Schon kann Mossy spüren, dass der Hit seinen Höhepunkt erreicht hat. Ein flaues Gefühl im Nacken sagt ihm, dass der Turning Point nicht mehr weit ist. Dass er in ein paar Stunden wieder Höllenqualen leiden wird und sterben will.

»Habt ihr was für mich? Ich hoffe bloß, ihr habt was für mich.«

»Komm durch«, sagt die Stimme. »Du kannst es sehen. Sobald du durchgegangen bist.«

Er hat einen bitteren Geschmack im Mund, aber er geht trotzdem durch. Er muss die Füße heben, denn die Öffnung ist kleiner als eine normale Tür, und er fragt sich, wo, zum Teufel, er hier ist. Er hört, wie die Tür hinter ihm verschlossen wird, und wieder sträubt er sich ein bisschen, aber er fühlt die kleinen, rauen Hände an seinen Armen, als Skinny ihn weiterführt und voranschiebt. Die Luft ist besser hier drin; es riecht nur leicht nach Verbranntem und Feuchtigkeit, aber besser als zuvor.

»Hier«, sagt Skinny. »Wir sind da.« Und er drückt ihn auf einen Sitz.

Mossy tastet nach der Maske und zieht sie herunter. Er blinzelt. Sie sind allein, ohne den Fahrer, in einem Raum ohne Tageslicht – das einzige Licht kommt von einer ganz normalen, schiefen Lampe, die neben dem Sofa steht – und mit einer dreistrahligten Elektroheizung an einer Verlängerungsschnur, die sich irgendwo ins Dunkel davonschlängelt. An den Wänden klebt eine alte Tapete, aber sie ist bekritzelt, als ob hier Kinder gewohnt hätten, und jemand hat Poster aus Teenager- Zeitschriften an die Wand gepinnt: Russell Crowe in *Gladiator*, Brad Pitt in *Troja* – und ein anderes zeigt Will Smith und Tommy Lee Jones mit Sonnenbrillen, und über ihnen lodern die Worte »Sie schützen die Erde vor dem Abschaum des Universums«. Mossy scharrt mit den Füßen. Der Teppich ist verschlissen und von fahl violetter Farbe. In der Ecke ein Gettoblaster, ein Wasserkocher, eine Packung Teebeutel und ein Paket Zucker.

»Wo sind wir denn hier?« Er wirft einen Blick über die Schulter. Hinter ihnen befindet sich ein kleiner Korridor mit einem Fenster, aber die Scheibe ist kaputt, und davor sitzt ein Stahlgitter, auf dem das Wort »SITEX« eingeprägt ist wie auf den Platten, mit denen die Gebäudeverwaltung nach dem Toten auf dem Tisch die Fenster in dem Crackhaus gesichert hat. Es kommt ihm so vor, als hätte jemand angefangen, aus diesem Raum irgendwas zu machen, und dann Langeweile gekriegt, denn an manchen Stellen ragen blanke Drähte aus dem Putz, in die Wände sind Löcher geschlagen, und Mossy weiß, dass der einzige Ausgang die Luke ist, durch die sie hereingekommen sind. »Hier wohnst du, ja?«

»Ja«, sagt Skinny. Er steht vor einem Holzschränkchen, das aus irgendeiner namenlosen Küche gerissen wurde und in dieser beschissenen Bude gelandet ist. »Ich wohne hier. Mein Zuhause.« Er nimmt etwas aus der Schublade und bringt es

Mossy, dessen Herz einen Satz macht. Er weiß, was drin ist, bevor Skinny es aufmacht, und seine Knie und sein Magen werden irgendwie flüssig.

»Und?«, fragt er. »Was muss ich dafür machen?«

Skinny antwortet nicht. Er streicht sich mit einem braunen Finger über die Oberlippe und schaut Mossy nicht in die Augen. Mossy grapscht nach dem Päckchen und verfehlt es. Skinny tritt ein paar Schritte zurück und bleibt stehen. Etwas in seinen Augen hat sich geschlossen, und sein Blick ist ausweichend.

Mossy setzt sich wieder auf das Sofa. Er atmet schwer. »Komm, spuck's schon aus. Was willst du? Keine schräge Scheiße, okay, nichts Rotes oder so was. Fisting ist okay, und du kannst dich auch ganz ausziehen.« Er reibt sich kurz den Sack und wirft Skinny einen verschlagenen Blick zu. »Und von mir gibt's jede Menge, wenn du selber gefickt werden willst. Ich füll dich aus bis rauf ans Zäpfchen – so'n kleinen Typen wie dich.«

Skinny setzt sich neben ihn auf das Sofa und sieht ihn so traurig an, dass Mossy schon wieder einen Flash hat und glaubt, sie wollen ihn umbringen.

»Was denn?« Es soll unbekümmert klingen. »Was guckst du so?«

»Blut«, sagt Skinny. »Nur ein bisschen Blut. Ein bisschen Blut, und du kriegst jede Menge Stoff. Und jede Menge Geld.«

»Blut? Ich hab doch gerade gesagt, ich mach keine schräge Scheiße. Nichts Rotes. Du wirst mich nicht rumprügeln, Süßer, nicht für allen Stoff der Welt.«

»Eine Nadel.« Skinny klopft auf Mossys Ellenbeuge, wo er vorhin den Schuss gesetzt hat. »Ich stech 'ne kleine Nadel hier rein und nehm ein bisschen Blut.«

Es ist lange still. Mossy starrt auf seinen Arm und schaut dann hoch in Skinneys feuchte Augen. Skinny erwidert den Blick, und Mossy sieht Blut im Weiß seiner Augäpfel, als wäre

er krank. Aber er wirkt nicht bedrohlich, und überhaupt ist er zu mickrig, um hier einen großen Krach anzufangen – obwohl er drahtig ist und nicht aussieht wie ein Junkie; insofern wäre er im Vorteil, wenn es doch Ärger geben sollte.

»Bist du ‘n Vampir?« Mossy lacht heiser und ein bisschen nervös. Aber Skinny schaut ihm nur weiter in die Augen, todernst. Also hört Mossy wieder auf. Er schluckt. Scheiße, das ist ihm alles zu irre. Er biegt Skinnys Finger von seinem Arm.

»Und was hast du vor mit meinem Blut?«, fragt er gepresst. Irgendwas hier vermittelt ihm ein flaues Gefühl. »Was willst du damit machen? Trinken?«

## 7

### *13. Mai*

Caffery kam schneller, als er wollte. Vielleicht lag es am Stress des Tages, vielleicht an der langen Arbeitszeit, vielleicht auch an etwas anderem, aber kaum war er in Keelie eingedrungen, kaum hatte sie ihre Beine um seine Schultern geschlungen, war es vorbei. Sie lag mit hochgeschobenem Rock auf dem Rücksitz des Wagens, hielt seinen Kopf mit beiden Händen umfasst und zog sein Gesicht zu ihrem herunter. Wahrscheinlich hatte sie es nicht so schnell haben wollen, denn es dauerte eine oder zwei Minuten, bis er sie dazu bringen konnte, ihn loszulassen. Er richtete sich auf den Knien im Fußraum vor dem Sitz auf, schob ihre Beine weg und ließ sich seitwärts auf den Sitz fallen. Mit einer Hand lockerte er seinen Hemdkragen, die andere lag auf seiner Brust.

Sie schwieg, also sagte er auch nichts und starrte ausdruckslos aus dem Fenster. Er spürte das Pochen seines Herzens, was

ihn an eine Unterhaltung denken ließ, die er drei Monate zuvor geführt hatte. Es war an dem Tag gewesen, als er London verlassen und einer seiner Kollegen ihn gefragt hatte: »Was, zum Teufel, wirst du denn machen da draußen, mitten im Nirgendwo bei den Wilden?« Ohne die Spur eines Lächelns hatte er geantwortet: »Keine Ahnung. Wahrscheinlich mich zu Tode vögeln.«

Ein Witz natürlich, aber jetzt fielen ihm seine Worte wieder ein, denn wie sonst sollte er erklären, warum er sich hier Woche für Woche mit Mädchen wie Keelie traf. Die Wahrheit hatte er nicht sagen wollen: dass er London, die Stadt, in der er fast sein ganzes Leben verbracht hatte, verließ, weil er vor dreißig Jahren eines Tages aufgewacht war und festgestellt hatte, dass er das Einzige, was ihn mit diesem Ort verband, verloren hatte: seinen einzigen, gerade neunjährigen Bruder Ewan. Die Frage, was ihm zugestoßen war, hatte ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt. Solange er denken konnte, beeinflusste sie alles, was er tat, und lange Zeit war er sicher, die Antwort liege in London, jenseits der Bahngleise, die am Ende des Gartens seiner Familie entlangführten, im Haus des alternden Pädophilen Penderecki. Caffery war jahrelang besessen von diesem Haus; er war davon überzeugt, dass Ewan dort gestorben war. Und dann plötzlich, über Nacht, war es vorbei gewesen. Hatte sich in Luft aufgelöst. Ja, er träumte noch immer von seinem Bruder und dachte an ihn, hatte immer noch den Drang, seinen Leichnam zu finden, aber mit London fühlte er sich nicht mehr verbunden. Er wollte nicht länger aus dem Fenster zu Pendereckis Haus hinüberstarren, und er konnte sich nicht mehr erinnern, warum er einmal geglaubt hatte, diese verdammte Bude würde ihm die Antwort geben.

Aber seinen Job wollte er immer noch. Er war zur Metropolitan Police gegangen, weil er bei jedem Fall, den er löste, ein bisschen mehr das Gefühl hatte auszugleichen, was mit Ewan passiert war. Obwohl er kein Gipfelstürmer war – das

Begabtenförderungsprogramm bei der Met hatte ihm zu einem Blitzstart verholfen, aber mit siebenunddreißig hatte er nicht mehr den Ehrgeiz, die Chief-Inspector-Prüfung abzulegen –, half jede Festnahme ihm dabei, das Ding in seiner Brust festzunageln, das ihn nachts wach hielt. Seine Verbindung mit London mochte schwächer werden, aber die Bindung an die Firma blieb erhalten. Den Job konnte er überall ausüben, sogar in Bristol. So oder so, hier im Westen gab es vielleicht jemanden, der ihm helfen würde, das Rätsel um Ewan zu lösen.

Keelie neben ihm hustete, legte die Finger an den Hals und rieb ihn ein bisschen, als wäre er wund. Dann wischte sie sich mit beiden Zeigefingern die Augenwinkel aus und säuberte sie von verklebtem Make-up. Sie zog ihren Rock herunter, beugte sich über die Lehne des Vordersitzes und klappte die Sonnenblende auf der Beifahrerseite herunter, um ihr Gesicht im Spiegel zu betrachten. Der Rock spannte sich straff über ihren Hintern, sodass Höschen und Strumpfhalter sich darunter abzeichneten.

Unversehens schnürte Cafferys Kehle sich zusammen, und seine Augen fingen an zu brennen. Er richtete sich ein wenig auf, streckte die Hand aus, legte sie auf ihre Wade. Plötzlich wollte er mit ihr sprechen, sie fragen, ob sie Kinder habe, sie bitten, nur einmal etwas Menschliches zu ihm zu sagen. Aber Keelie fasste die Berührung falsch auf. Sie zog die Brauen hoch und lächelte. »Was soll das jetzt bedeuten?«, fragte sie und wollte noch etwas hinzufügen, als der Wagen heftig wippte. Es gab einen dumpf dröhnenenden, metallischen Schlag, und aus dem Augenwinkel sah Caffery, wie etwas Dunkles an der Frontscheibe vorüberhuschte.

»*Scbeiße!*« Keelie klammerte sich an die Rückenlehne und hielt sich fest, als der Wagen erbebte. »*Was war das!*«

Caffery zog hastig den Reißverschluss seiner Hose hoch, drückte mit der Schulter die Tür auf und sprang hinaus in die verlassene Gasse. »*Hey!*«, schrie er in die Dunkelheit. Mit dem

Rücken zum Wagen blickte er sich um und spähte suchend in die Schatten. »Was zum *Teufel* war denn das?«

*Hey, kam das Echo zurück, Teufel, war denn das...*

Stille. Man hörte nur Verkehrsgeräusche und fernes Frauenlachen auf der City Road. Die Gasse war leer – nur eine Plastikeinkaufstüte, aus der Müll auf den Gehweg quoll, und der Widerschein einiger Neonlichter auf dem Randstein. Er ging bis zur Straßenecke und inspizierte jede Haustür, jede Nische in den Konturen der alten Ziegelmauern. Dann kehrte er zum Wagen zurück. Keelie hatte die Innenbeleuchtung eingeschaltet und starrte mit fahlem, angstvollem Gesicht zu ihm heraus. Er wusste, was sie dachte – es war, als wäre da jemand an ihnen vorbeigeflogen, einmal auf die Motorhaube geprallt und dann spurlos verschwunden. Oder – weil die Vorstellung, dass jemand vorbeiflog, verrückt war – als hätte die ganze Zeit jemand auf der Motorhaube gesessen und wäre heruntergesprungen und weggerannt, als der Sex vorbei war, und hätte sich irgendwo versteckt, wo sie ihn nicht sehen konnten.

Caffery hatte eine Idee. Vorsichtig und leise schnallte er seinen Gürtel zu. *Mit offener Hose zieht man nicht in den Krieg.* Er krempelte die Ärmel hoch, legte sich auf das kalte Pflaster und rollte auf die Seite, nah genug an den Rädern, um unter den Wagen zu schauen, aber nicht so nah, dass er nicht ausweichen könnte, wenn sich etwas auf ihn stürzen sollte. Er legte den Kopf auf den Randstein und spähte unter den Wagen. Da war nichts, nur Benzingeruch und das leise Summen der Straßenlaterne, deren orangegelbes Licht auf die Straße fiel. Mit einem Absatz schob er sich unter den Wagen und spähte hinter die Räder, aber auch da war nichts. Er rollte sich zurück und wandte das Gesicht zum Himmel, zu den Wolken. Er ließ seinen Blick über die Dächer der Häuser wandern und dachte angestrengt über das Gefühl nach, das er hatte: beobachtet zu werden. Auch jetzt noch.

Nach einer Weile stand er auf, klopfte seine Hose ab und

dachte über Autofederungssysteme nach und ob sie sich verhaken konnten. Vielleicht konnte ein Federblatt an einem Wagen eine Weile klemmen, bis eine Bewegung im Innern sie löste und unerwartet aufschnellen ließ.

Keelie starrte ihn immer noch an, und er hob kurz die Hand. Das Bedürfnis, sie noch einmal zu nehmen, war verschwunden, aber er wusste, dass er mit ihr sprechen musste, und der Gedanke daran machte ihn müde. Hinter dem Umzug nach Bristol hatte mehr gesteckt als nur der Wunsch, London zu verlassen. Es war auch eine Kapitulation gewesen, die Einsicht, dass er niemals dem Menschen begegnen würde, der verstand, wie Schuld- und Verlustgefühle einem das Leben herausquetschen konnten. Schon vor langer Zeit hatte er aufgehört, Frauen anzusehen und zu glauben, eine von ihnen könnte es ihm zurückgeben.

Ja, dachte er jetzt, als er in der Tasche nach einer Zigarette wühlte und die Hausfassaden absuchte, ob ihm vielleicht etwas entgangen war, das lag schon lang hinter ihm. Und das Leben war umso leichter.

## 8

### 13. Mai

Nach dem Tauchen im Hafen waren Fleas Beine schwer wie Blei. Sie spürte jede Sekunde ihrer neunundzwanzig Lebensjahre. Als Bristol hinter ihr lag, fuhr sie langsamer, hielt dann in einer Parkbucht an, stellte den Motor ab und nahm den Beutel mit den Pilzen aus dem Handschuhfach. Einen Augenblick lang saß sie da und starrte sie an. In ihrem Kopf zogen die letzten, sich langsam auflösenden Bilder vorüber. *Wir sind in die*

*andere Richtung gegangen.* Sie hätte am liebsten den Beutel geöffnet und sich die Pilze in den Mund geschaufelt. Mehr als alles andere wollte sie wieder in diesem Wald sein und diesen Weg entlanggehen; sie wusste, dass ihre Mutter immer noch dort hockte und die Hundsveilchen anschaute.

Aber sie tat es nicht. Sie legte die Pilze wieder ins Handschuhfach und wühlte ihr Telefon hervor. Als sie am Abend ihre SMS gecheckt hatte, war eine von Tig dabei gewesen. Die Ironie gefiel ihr: Tig, einer der wenigen Menschen in ihrem Leben, die alles, buchstäblich *alles* an ihrem Verlangen nach diesen Pilzen verstehen würden, schickte ihr nach dreimonatigem Schweigen ausgerechnet an diesem Abend eine SMS. Als hätte er ihre Gedanken gelesen. Seine Wohnung lag in der Sozialbausiedlung Hopewell, nicht weit von hier – die Straßen waren so ruhig, dass sie in zwanzig Minuten da sein könnte. Es wäre wohltuend, ihm von Dad und den Drogen und dem Trip zu erzählen und dass sie sie noch einmal nehmen und in den Wald zurückkehren wollte, wo Mum wartete. Aber dann dachte sie daran, wie sorgfältig die Pilze in die Schmuckrolle eingewickelt gewesen waren, dachte an ihren Vater, wie er mit dem Kissen auf dem Gesicht auf dem Sofa gelegen hatte, und sofort wusste sie, dass es jemanden gab, der das alles noch besser entwirren könnte als Tig. Jemanden, der das alles klarstellen könnte.

Sie steckte das Handy wieder in die Tasche, startete den Motor und fuhr in Richtung Süden auf die Straße. Die Häuser wurden zusehends spärlicher. Bald hatte sie die letzten Straßenlaternen hinter sich gelassen und befand sich auf der dunklen Landstraße, die sie in die einsamen Mendip Hills führen würde.

Kaiser Nduka.

Wenn Dad je zugegeben hätte, dass er einen guten Freund hatte, dann wäre es Kaiser Nduka gewesen. Sie hatten zusammen am Corpus Christi College in Oxford studiert, und auf

den ersten Blick hätte man sich zwei unterschiedlichere Menschen nicht vorstellen können: Dad mit seiner schwedischen Herkunft, mit papierdünner, verletzlicher Haut und zarten Kinderhänden, und Kaiser, der älteste Sohn eines Ibo-Häuptlings, ein gespenstisch hochgewachsener Mann mit Schienbeinen, so dünn wie Stöcke, und einem so großen Kopf, dass es aussah, als könnte er seinen Körper aus dem Gleichgewicht bringen. Kaiser war in den siebziger Jahren von seiner durch Öl reich gewordenen Familie zum Studium nach England geschickt worden, wo er mit einer hundeaohrigen *abeti-aja*-Mütze und einem europäischen Anzug ankam. Irgendwie hatten die beiden Außenseiter – Kaiser und Dad – in ihrem Studium eine gemeinsame Basis gefunden, indem sie die Weltreligionen unter philosophischen und psychologischen Aspekten untersuchten. Kaiser war jetzt Professor für komparative Religionswissenschaft, und sein Spezialgebiet waren halluzinogene Erfahrungen im schamanischen Ritual. Seine Karriere verlief ohne Zwischenfälle, bis er sich an seinem Lehrstuhl an einer nigerianischen Universität an einem Forschungsprojekt beteiligte, das katastrophal schiefging, und von der Universität verwiesen wurde. Zur selben Zeit hatte ihn seine Verlobte verlassen.

»Sie haben es wahrscheinlich herausgefunden...«, hatte Mum geheimnisvoll gesagt. »Seine Freundin und die Universität haben wahrscheinlich herausgefunden, dass er nur zur Hälfte menschlich war...«

Kaiser hatte Mum immer nervös gemacht. Sie sagte nie, warum, aber sie fand immer einen Vorwand, zu Hause zu bleiben, wenn Dad in die Mendips fuhr. Auch Thom hatte Angst vor Kaiser – er meinte, er sehe aus wie der Teufel, und er habe Albträume gehabt, in denen Kaiser Leute durch die Straßen jagte. Flea fragte sich, wie er auf diesen Gedanken kam und was er in diesen fiebrigen Kinderträumen gesehen hatte: die schmutzigen, nur spärlich beleuchteten Straßen von Ibadan,

die Händler und den endlosen Verkehr, eine lautlose Gestalt, die durch die Gassen huschte – Kaiser. Sie fand es beinahe komisch: Kaiser mit einem Tuch um den großen Kopf, wie er in den Straßen auf Menschenjagd ging. Sie lachte darüber, aber Thom ließ sich nicht beirren. Er hatte Angst vor dem Haus, an dem ständig gearbeitet wurde. Es war mit Brettern vernagelt und mit Planen verhängt, und manchmal lagen ganz unerwartet Stellen bloß.

Als sie jetzt in den langen, dunklen Weg einbog, beleuchtet nur vom Mond, konnte Flea beinahe nachempfinden, was Thom meinte. Die Gegend hier in der Einsamkeit der Wälder auf den Kalksteinhügeln der Mendips erweckte tatsächlich einen gespenstischen Eindruck. Nasse Ranken hingen auf das Auto herunter und strichen mit langen Fingern darüber hinweg. Schließlich musste sie die Scheibenwischer einschalten, um sie beiseitezuschieben. Fast eine Meile weit ging es stetig bergauf; die Strahlen der Scheinwerfer irrlichterten über die Landschaft, bis sich vor ihr ein pockennarbige, silbrig schimmerndes Feld auftat. An seinem hinteren Ende versank die Landschaft im Nichts – die andere Seite des Tals war zwei Meilen weit entfernt –, und dort, am Rand des Abgrunds, als wollte es im nächsten Moment hinunterstürzen, stand Kaisers Haus: erbaut aus dem örtlichen blauen Juragestein, früher einmal hübsch, jetzt aber vernarbt von seinen ständigen Renovierungen und Umbauten. Ein einzelnes Licht brannte im Wohnzimmer, kaum sichtbar hinter einer vorgehängten Woldecke. Er würde dort sein, an seinem gewohnten Platz – hingefläzt in seinem Lehnstuhl in der Ecke.

Sie parkte, schob den Beutel mit den Pilzen in die Tasche ihrer Fleecejacke und ging mit verschränkten Armen zur Hintertür. Es fröstelte sie, denn plötzlich schien es schon sehr spät zu sein. Sie trat in die Küche, schloss die Tür sorgfältig hinter sich und atmete dann die Wärme und die guten, würzigen Gerüche ein.

Kaisers Haus war voller Unordnung. Auf jeder Fläche in der Küche türmten sich staubige Stapel von Zeitschriften, Briefen und Absonderlichkeiten, die er überall auf der Welt gesammelt hatte. Genau wie in Dads Arbeitszimmer. Man konnte es kaum fassen, dass Kaisers größtes Hobby das Kochen war. Im Lauf der Jahre hatte er Flea zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeiten gemacht. Immer war sie es, die er beiseite nahm; er erzählte ihr Geschichten, zeigte ihr geheime Orte in seinem Garten und ließ sie die Finger durch die Augenlöcher an den traditionellen Masken seiner Familie schieben. Aber vor allem bewies er ihr seine Zuneigung durch Kochen. Seine Rezepte waren Anleihen aus den Traditionen unterschiedlichster Völker. Manchmal machte er Kokosnusstorte, manchmal ein mit Kondensmilch gesüßtes Couscous in einer angestoßenen Schale von Woolworth. Heute Abend war es klebriges Dattelbrot; zwei Laibe lagen zum Abkühlen auf einem Kuchengitter. Flea schnitt einen auf und arrangierte die Scheiben auf einem Teller, den sie durch den zugigen Korridor trug.

»Ich bin's nur.« Sie zog den Kopf ein und schob sich durch die Plastikplane vor der Wohnzimmertür. »Nur ich.«

Das Zimmer war schwach erleuchtet und chaotisch mit seinen klobigen Möbeln und den vollgestellten Regalen. In der Ecke stand eine schäbige Stehlampe. Kaiser war genau da, wo sie ihn erwartet hatte: im Sessel in der Ecke, die Beine hochgelegt und übereinandergeschlagen, die Hände nachdenklich zu einem Spitzdach zusammengelegt. Er rührte sich nicht, als sie hereinkam, und sah weder überrascht noch erfreut aus. Konzentriert schaute er auf einen Punkt dicht vor seiner Nase. Er trug einen Pyjama, der bis zur halben Wade reichte, und seine langen Füße steckten in lächerlich aussehenden blauen türkischen Pantoffeln.

Sie stellte den Teller mit dem Dattelbrot auf den Couchtisch. Er blickte starr geradeaus, und seine langen gelben Fingernägel berührten die Spitze seiner breiten Nase, als wäre sie

zu schwer für sein Gesicht, sodass er sie festhalten musste. Neben seinem Sessel auf einem kleinen Schränkchen befand sich ein Computer. Auf dem Bildschirm leuchtete die Website von DiveNet, einem internationalen Sporttaucherforum, und daneben stand ein Foto seiner afrikanischen Exverlobten Maya. Er hatte Maya vor dreißig Jahren verloren, aber er sagte, er liebe sie immer noch. Mayas Mund, sah Flea, war exakt auf einer Höhe mit Kaisers rechtem Ohr.

»Kaiser?«, sagte sie schließlich. »Kaiser, die Tür war offen.«

Er nickte.

»Kaiser? Kannst du mich hören?«

Er schüttelte sich und warf einen Blick auf den Monitor. »Ja, Phoebe«, sagte er, »ich kann dich hören. Aber ich bin so traurig. So traurig wegen deiner Eltern. Noch nach all der Zeit.«

Normalerweise hätte sie sich jetzt zu ihm gesetzt oder ihn umarmt. Aber sie musste ernsthaft mit ihm sprechen. Sie nahm im Sessel gegenüber Platz, beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie.

»Kaiser«, sagte sie, »erinnerst du dich, wie Dad dir immer einen Rippenstoß gegeben hat, wenn du uns etwas gekocht hast? Erinnerst du dich? Er hat dich angestoßen und gesagt: >Kaiser, mein Alter, bist du sicher, dass in diesem Kuchen nichts ist, wovon wir wissen sollten?<<«

Kaiser lächelte. Er senkte das Kinn, und bei der Erinnerung musste er fast lachen.

»Nur«, sagte sie ernsthaft, »diesmal ist es kein Witz.«

Sein Lächeln verschwand. »Wie bitte?«

»Diesmal, Kaiser, ist es nicht annähernd so komisch, wie ich immer dachte.« Sie sah ihn lange und fest an. Seine Augen waren eiterfarben und ein bisschen blutunterlaufen. Etwas an seinem grobknochigen Gesicht hatte sie immer an einen haarlosen Ziegenbock erinnert. »Weißt du, jetzt wird mir klar, dass es eigentlich nie ein Witz war. Nicht für die Leute, auf die es ankam.«

»Was um alles in der Welt meinst du damit?«

Sie wandte sich den Schränken in den Nischen zu beiden Seiten des Kamins zu. Sie waren verschlossen, und als sie jetzt darüber nachdachte, erkannte sie, dass es in Kaisers Haus immer Dinge gegeben hatte, die weggeschlossen, Orte, die ihr und Thom verboten waren. Immer wieder wandten Leute sich an Kaiser und fragten nach seinen Schamanenfähigkeiten, und er lachte darüber. »Ich bin wohl kaum ein Schamane, nur ein verstaubter alter Professor.« Aber da war etwas Verborgenes an ihm, etwas in seinem sehnigen Körper, der trotz seines Alters ziemlich kräftig wirkte, etwas in seinem Blick, wenn er jemanden fixierte. Dad sagte, Kaiser wisse, »wovon er spreche«, und in seinen Schränken verwahre er seine rituellen Drogen. Flea hatte es immer für einen von Dads Scherzen gehalten. Sie war nicht sicher, ob sie es je geglaubt oder viel darüber nachgedacht hatte – bis jetzt.

»Phoebe? Ich habe dich etwas gefragt.«

Seufzend nahm sie ein Stück Dattelbrot, ließ sich in den Sessel zurücksinken und streckte die Beine aus. Ihre Hände lagen auf ihrem Bauch, und sie starrte missmutig auf das Gebäck in ihrer Hand. »Ich war in Dads Arbeitszimmer, Kaiser. Da, wo er alle seine Bücher hat. Ein paar von deinen Sachen sind auch da.«

»Ja?«

»Ja, und ein Safe – aber ich konnte ihn nicht öffnen. Die Kombination ist nicht im Arbeitszimmer.« Sie spielte mit dem Brot herum und widerstand der Versuchung, ihm in die Augen zu schauen. »Ich habe überall gesucht, aber ich habe sie nicht gefunden, und ich dachte, vielleicht weißt du, wo sie ist. Oder wo er sie aufbewahrt haben könnte.«

»Bist du deshalb zu mir gekommen?«

»Weißt du, wo er sie aufbewahrt hätte?«

Ungeduldig atmete Kaiser tief ein und ließ die Luft dann langsam durch die Nase entweichen. »Ich weiß nichts über ei-

nen Safe oder eine Kombination. Und ich frage noch einmal: Bist du deshalb zu mir gekommen?«

Flea legte das Dattelbrot wieder auf den Teller und drehte den Kopf hin und her, als hätte sie einen steifen Nacken. »Kaiser«, sagte sie nach einer Weile, »Kaiser, weißt du, warum Dad sich tagelang in seinem Arbeitszimmer eingesperrt hat?«

Kaiser ließ die Fußstütze an seinem Sessel herunterklappen und setzte sich aufrecht hin. Einen Augenblick lang war es still. »Ich möchte dich etwas fragen, Phoebe. Weißt *du*, warum? Weißt *du*, warum dein Vater es getan hat?«

»Ich glaube, ja. Ja. Ich glaube, ich weiß es.«

»Der Drang deines Vaters zu verstehen, war größer als bei sonst irgendjemandem, den ich kenne. Er muss mit dir über >Sekundäre Aufmerksamkeit gesprochen haben.«

»Die Orte in unserem Kopf – Orte, die wir nicht immer erreichen können, außer wenn wir träumen oder ohnmächtig sind. Oder unter Hypnose. Davon hat er immer gesprochen. Von einem Ort, wo der Schlüssel zu Dingen verborgen ist, die wir begraben haben. Und von seiner Methode, dort hinzukommen...« Sie hob den Kopf und blickte ihm in die Augen. »Hat er es mit Drogen getan?«

»Dein Vater kannte viele verschiedene Wege. Manchmal war es Meditation, aber ja, oft waren es auch Drogen.«

»Ich hab's gewusst.«

»Urteile nicht zu schnell über ihn. David hatte immer das Bedürfnis, Dinge aufzudecken, seinen Kopf zu zerlegen – etwas herauszuholen.«

Flea ließ einen Augenblick verstreichen. Dann zog sie den Beutel mit den Pilzen aus der Tasche und ließ ihn zwischen ihnen auf den Boden fallen. »Psilocybin«, sagte sie. »Ich hab's nachgeschlagen. Es bedeutet >Kahlkopf<. Die Azteken nannten sie *teonancatl*-Fleisch der Götter.« Sie schwieg eine Weile und schaute auf den Beutel hinunter. »Sie könnten mich meinen Job kosten.«

Kaiser machte ein klickendes Geräusch in seiner Kehle. Sie erinnerte sich, dass sie dieses Geräusch schon vor Jahren gehört und immer gedacht hatte, man könne es auf den Hochebenen Nigerias hören, von einem Hirten, der damit seine Kurzhornrinder zu sich rief. Aber jetzt begriff sie, dass es den Augenblick signalisierte, in dem eine Idee zustande kam. »Du hast sie genommen. Ich kenne dich, Phoebe, ich höre es an deiner Stimme. Du hast sie genommen. Ohne mich um Rat zu fragen.«

»Ja«, sagte sie langsam. »Und ich möchte sie noch einmal nehmen.«

Er schnaubte. »Sei kein Idiot.«

»Du hast gesagt, Dad hat damit Dinge aus seinem Kopf gezogen?«

»Ja.«

»Lach nicht darüber, Kaiser – aber hast du bei deiner Forschungsarbeit jemals...« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern. »...hast du je gehört, dass jemand gesagt hat, Drogen helfen ihm, mit Leuten zu kommunizieren, die gestorben sind?«

Kaiser seufzte. »Du meinst deine Eltern?«

»Mum.«

Er schüttelte den Kopf, stand auf und trat vor die verschlossenen Schränke. Er legte sich eine Hand ins Kreuz. Diese Gebrechlichkeit – das war eine Lüge, dachte sie nicht zum ersten Mal an diesem Abend. Sein Körper und die klauenähnlichen Hände wirkten kraftvoll. »Phoebe«, sagte er mit leiser Stimme, »es gibt Dinge, die du ruhen lassen musst. Du kannst nicht immer wieder zurückgehen und sie aufzuhülen.«

»Würde Dad sie ruhen lassen?«

»Nein.«

»Dann weißt du, dass ich es auch nicht tun werde.« Sie beugte sich vor. »Es könnte mich den Job kosten, aber das ändert nichts. Ich will noch einmal dahin, wo ich letzte Nacht gewesen bin.« Sie schwieg. Ihre Stimme war immer leiser geworden.

»Ich habe sie gesehen, Kaiser, ich habe sie gesehen. Sie hat versucht, etwas über den Unfall zu sagen.« Flea schüttelte den Kopf und ballte die Faust. »Aber ich konnte nicht ganz... konnte nicht ganz verstehen, was sie meinte.«

Kaisers Gesicht war ernst. »Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, etwas an dem Unfall – etwas an der Art, wie wir darüber denken – stimmt einfach nicht. Wir suchen am falschen Platz.« Sie hielt seinem Blick stand. »Kaiser, ich werde es tun – ich werde die Pilze noch einmal nehmen. Herausfinden, was sie meinte.«

Ein endlos langes Schweigen trat ein. Hinter seinen Augen ging etwas vor – fast konnte sie die Berechnungen sehen, die er anstellt. Dann brach Kaiser den Blickkontakt abrupt ab und kehrte zu seinem Sessel zurück. Einen Augenblick lang saß er da, die Hände auf den Armlehnen, den Kopf zur Seite gedreht, und schaute das Gesicht seiner Exverlobten an. »Wenn du mit Menschen kommunizieren willst, die gegangen sind«, sagte er leise, »gibt es da etwas. Ein Halluzinogen, das du kontrollieren kannst, eine legale Droge. Dein Vater hat mich damit bekannt gemacht.«

»Aber du glaubst es nicht, oder? Du glaubst nicht, dass alles wahr ist?«

Kaiser tat, als hätte er ihre Frage nicht gehört. »Im Arbeitszimmer deines Vaters wird Literatur darüber zu finden sein. Bitte lies sie, und dann komm wieder her. Wirf die Kahlköpfe weg; sie werden dich nicht weiterbringen. Aber das andere schon.«

»Das andere?« Sie beugte sich vor, verstört und aufgeregt zugleich, als hätte man ihre Haut gegen den Strich gebürstet. »Was ist >das anderes Kaiser?«

»Was ist >das anderes?« Er lächelte in sich hinein, ein bisschen traurig, als hätte er gewusst, dass er dieses Geheimnis eines Tages würde preisgeben müssen. »Das andere heißt >Ibogain.«

»Ibogain?« Sie flüsterte das Wort. Es ließ Bilder in ihrem Kopf entstehen: Feuerschein und Menschen, die im Dunkeln uralte Tänze aufführten.

»Ibogain«, wiederholte Kaiser. »Und wenn du wirklich noch einmal mit deiner Mutter sprechen willst...«

»Ja?«

»...dann ist das der einzige Weg für dich.«

## 9

### *14. Mai*

Am Morgen des zweiten Tages mit diesem Fall saß Jack Caffery am Hafen von Bristol und trank Kaffee, während er dem Tauchteam beim Vorbereiten der Ausrüstung zusah und an eine bestimmte Richtung dachte: an den Westen. Lange Zeit hatte er nicht vorgehabt, nach Westen zu ziehen, wenn er London verließ, sondern nach Osten – in eine Richtung, die ein Engländer mit kaltem Wind und Invasoren assoziiert. Etwa um die Zeit, als sein Gefühl der Verbindung mit Ewan verschwunden war, hatte er in Norfolk gearbeitet, und vielleicht war das der Grund, weshalb er glaubte, ein Stück von ihm sei dort hängen geblieben. Danach hatte er eine Zeit lang eine Stelle in East Anglia gesucht und die Angebote im Internet verfolgt. Aber als die Monate vergingen, ohne dass dort eine Stelle frei wurde, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Westen, wo er etwas Interessanteres zu finden hoffte.

Ein Häftling war aus dem offenen Strafvollzug entlassen worden. Ein Mann, der sich auf eine spezielle Art von Gewalttätigkeit verstand. Je mehr Caffery darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass er ihn kennenlernen musste. Es war fast

wie ein Omen, als in der Abteilung für Schwerstkriminalität in Bristol ein Posten angeboten wurde. Caffery wartete nicht länger auf Norfolk und ging in den Westen – zu Schmugglern und Apfelhainen nach Somerset, ins Land der Sommerleute.

Es war merkwürdig, wie gut die Dinge liefen; die Arbeit im Westen gefiel ihm – sie besaß eine Geradlinigkeit, die man in London, wo alles, was man tat, am Ende ein wenig verkorkst war, vergeblich suchte.

Jetzt, als Boote und Restaurantfenster in der Sonne funkelten und verliebte Schwäne im Hafen die Hälse herzförmig zusammenlegten, musste er sich eingestehen, dass es ihm im Westen gefiel. Ja, dachte er und schaute hinunter zu der Tauchercrew, die eben das Boot beladen hatte, und zu Flea, die im Bug stand und den Reißverschluss an ihrem Tauchanzug hochzog, ja, wenn er sich nicht selbst etwas versprochen hätte und es ihm mit Frauen nicht so schlecht ginge, dann könnte es ihm hier wirklich gefallen.

Sie befand sich nur einen Schritt weit unter ihm. Das Haar rings um das kleine, sonnengebräunte Gesicht war wild hochgesteckt; sie stand breitbeinig da, um im schaukelnden Boot die Balance zu halten. Sie schaute nicht in den Hafen hinaus, in den Bereich, wo sie heute Morgen tauchen würden, sondern in die andere Richtung, zurück zum Kai – dorthin, wo der Ponton ein Stück weit unter seinen Füßen an die Mauer stieß. Es handelte sich genau um die Stelle, die ihm die Kellnerin gezeigt hatte, als sie ihm von dem merkwürdigen Geschöpf erzählte, das aus dem Wasser gekommen war.

Es dauerte eine Weile, bis jemand ihren Gesichtsausdruck bemerkte; dann blickte PC Dundas, der eben den Motor anwerfen wollte, sie an und sah, dass etwas nicht stimmte. Er ließ die Ruderpinne los. »Sarge?«

»Ja... Moment.« Sie hob die Hand. »Moment noch.«

Sie starrte die Hafenmauer an, als bemühte sie sich angestrengt, sich an etwas zu erinnern, das sich immer wieder

entzog. Caffery musste an eine Passage aus einer Infobroschüre für Touristen denken: Der Hafen und der Cut – der Kanal, durch den der Avon hier geleitet wurde – waren von Gefangenen aus den napoleonischen Kriegen gebaut worden, und es gab sie immer noch, fast zweihundert Jahre später, bemoost, schleimig und schwarz vom Maschinenöl und der Verschmutzung der Jahrzehnte. Auf ihn wirkten sie fremd und unheimlich wie ein Verlies, aber Flea musste sie in- und auswendig kennen, und deshalb ergab ihr plötzliches Interesse keinen Sinn.

»Sarge?«, fragte Dundas stirnrunzelnd. »Sarge? Alles okay?«

Sie drehte sich nicht um, sondern sah zu Caffery hinauf. »Es hat gestern Morgen geregnet«, sagte sie. »Nicht wahr?«

Er nahm sich rasch zusammen; auf ihren direkten Blick war er nicht gefasst gewesen. Die Ellbogen auf das Geländer gestützt beugte er sich zu ihr hinunter. »Ja. Ja, es hat geregnet. Warum?«

Sie starrte ihn weiter an, beinahe ausdruckslos, als versuchte sie immer noch, einen Gedanken aus einer entlegenen Ecke ihres Kopfes herauszulösen. Dann ließ ein vorüberfahrendes Schiff eine Welle heranrollen, die das kleine Boot fast zum Kentern brachte, und ihre Konzentration war dahin. Sie schüttelte den Kopf, schloss den Tauchanzug ganz und legte die Gurte und Flossen an. »Komm!«, rief sie Dundas zu und gab ihm das Zeichen zum Starten des Motors. »Fangen wir an.«

Caffery verfolgte, wie das Boot ablegte. Im schmutzigen Wasser hinterließ es eine schaumige Spur. Flea beugte sich über ihr Atemgerät, klopfte auf die Anzeigen und hakte die Signalleine an ihren Gurt. In gewisser Hinsicht war er froh, sie abfahren zu sehen. Sie hatte eine Art, ihn anzublicken, als würde sie alle seine Geheimnisse kennen – nicht nur die alltäglichen, sondern auch die schmutzigen. Als wüsste sie, wohin er gefahren war, nachdem er den Hafen am Abend zuvor ver-

lassen hatte. Er konnte nicht mehr sagen, woher der schlechte Geschmack in seinem Mund kam: von der Flasche Wein, die er getrunken hatte, oder von der Erinnerung an das, was er da auf dem Rücksitz seines Wagens getrieben hatte, in der Gasse neben den Müllcontainern.

Er wartete, bis das Boot um die Ecke verschwunden war, und trank dann seinen Kaffee aus – die dritte Tasse, denn was auch passierte, er konnte nicht zulassen, dass ein Kater ihm den Tag verdarb. Die Untersuchungsergebnisse zu den Fingerabdrücken der Hand waren noch nicht da. Der IDENTI-Computer arbeitete nicht so schlecht wie das alte NAFIS-System, aber er war langsam, und über Nacht hatte er nur einen der fünf für einen Vergleich benötigten Abdrucke zutage gefördert. Doch der Autopsiebericht war fertig und seine Lektüre beunruhigend. Die Pathologin hatte ein paar blauviolette Fasern von der Hand gesichert und ins Labor der Zentrale geschickt; sie war ebenfalls der Ansicht gewesen, dass die Spuren am Knochen von einer Säge stammten. Außerdem, sagte sie, sei die Hand wahrscheinlich abgetrennt worden, als das Opfer noch lebte.

Das alles hatte die Wut des Superintendent auf Caffery ein wenig gemildert. Er hatte dem Fall eine Prioritätsstufe eingeräumt, und das Dezernat für Schwerstkriminalität hatte ein dreiköpfiges Computerteam für die Einsatzzentrale in Kingswood entsandt, außerdem zwei Detective Corporals, einen Detective Sergeant und einen zivilen Ermittler – einen pensionierten Polizisten –, dazu noch einen Kriminaltechniker und einen Kontaktbereichsbeamten. Anständiges Personal zu haben, besserte Cafferys Stimmung: Weitere vier Mann sollten um acht Uhr am Kai erscheinen und anfangen, jeden zu befragen, der hier in der Gegend arbeitete oder verkehrte. Heute würde es im Hafen von Polizisten nur so wimmeln.

Er zerknüllte den Kaffebecher und wollte eben zur Straße gehen, um sein Team zu begrüßen, als er den Motor wieder

hörte. Das Boot kam mit hoher Geschwindigkeit zum Ponton zurück. Flea im Bug trug ihre Taucherhaube, aber keine Maske, und starrte auf denselben Teil der Hafenmauer, an dem sie fünf Minuten zuvor entlanggezogen worden war. Als sie näher kamen und Dundas den Motor abstellte, schwang das Heck herum, und das Boot stieß längsseits an die Mauer. Flea beugte sich vor, packte die Sommerfliederäste, die aus der bemoosten Kaimauer ragten, und zog das Boot seitwärts, drückte in regelmäßigen Abständen die Hand gegen die Steine und betrachtete sie stirnrunzelnd.

»Was gibt's?« Caffery spähte auf ihren Kopf hinunter, glänzend und dunkel wie der eines kleinen Seehunds. »Was gefunden?«

»Nein. Mir ist was klar geworden.«

»Was denn?«

»Die Zeugenaussage.« Sie atmete jetzt schwer. »Haben Sie sie gelesen?«

»Nur flüchtig. Sie ist in New Bridewell zu Protokoll genommen worden. Warum?«

»Ich habe den größten Teil von Ihrem Super im Briefing erfahren. Von Anfang an hat es mich gestört.« Blinzeln schaute sie an der Hafenmauer entlang. Sie wischte ein paar Algen beiseite, blinzelte wieder und schüttelte dann den Kopf; was immer ihre Aufmerksamkeit erregt haben mochte, war unwichtig. »Es hat mich gestört, dass er die Hand überhaupt sehen konnte. Hat uns alle gestört.«

Sie schob die Hände weiter an der Mauer entlang und grub die Nägel hinein. Caffery ging ein paar Schritte mit. »Und es stört Sie immer noch?«

»Gestern war im Wasser null Sichtweite. Ich konnte einfach nicht kapieren, wie er das verdammte Ding sehen konnte.«

Etwas fiel ihr auf, und sie hielt wieder inne. Sie schwenkte herum, sodass sie auf dem Heck des Bootes saß, und bohrte die Finger in einen der bemoosten alten Steine in der Kai

mauer. Sie stemmte die Füße an den Ponton, um das Boot an die Wand zu manövrieren. Dundas hatte einen Festmachhaken gefunden und packte ihn, um das Boot ruhig zu halten. Sie gab ein leises Geräusch der Genugtuung von sich und drückte mit der rechten Hand gegen die Mauer. Caffery beugte sich so weit vor, wie es nur ging, aber er sah nur ihren Kopf, ihre Schultern, ihr seitwärts gewandtes, konzentriertes Gesicht. Ihr Arm war tief in der Mauer verschwunden.

»Ich habe gefragt, ob es Sie immer noch stört.«

Sie nickte und blickte starr auf einen Punkt dicht vor ihren Augen. »Ja. Und er hat gesagt, da war niemand...« Sie schob den Arm noch ein Stück weiter hinein. »Er hat gesagt, da war niemand sonst auf dem Kai. Oder?«

»Soweit ich weiß. Vielleicht ist sie geschwommen..«

Sie schaute kurz zu ihm hinauf. Blaue Augen, die ihm einen Schock versetzten, weil er erst jetzt bemerkte, dass etwas Wildes in ihrem Blick lag. Sie senkte den Kopf wieder, und er sah nur ihre Taucherhaube und ihren Arm, der sich in die Wand bohrte.

»Eine Hand allein schwimmt nicht«, sagte sie. »Das geht einfach nicht. Selbst wenn die Verwesung eingesetzt hätte...«

Sie brach ab, zog ihren Arm aus dem Loch und betrachtete, was sie in der Hand hielt. Es war ein Klumpen von geronnenem schwarzem Schleim mit Blättern und Holzstückchen darin. Sie schmiss das schmierige Zeug auf den Ponton und betastete es flüchtig mit einem Finger. Ihr Gesicht wirkte angespannt von der Anstrengung, sich im Boot aufrecht zu halten.

Dann warf sie einen Blick hinauf zu Caffery, und wieder blitzte in ihren Augen das blaue Licht. »Selbst wenn die Verwesung eingesetzt hätte, was hier nicht der Fall war, würde eine Hand nicht schwimmen.«

»Warum nicht?«

»Weil sie zu schwer ist. Viele Knochen, wenig weiches Gewebe. Selbst wenn sich genug Gas entwickelt hätte – die Haut

ist zerrissen, und das Gas wäre entwichen. Ohne Gas kein Schwimmen.« Sie schob die Hand wieder in das Loch, das sie gefunden hatte. Er konnte es riechen, es war der faule Geruch von Abflüssen und dunklen Orten. Diesmal verschwand ihr Arm bis zur Schulter. Ihr Gesicht war an die Mauer gedrückt, ihre Wange nach vorn gequetscht. »Und das bedeutet entweder, dass er lügt. Oder...«

»Ja?«

»Oder sie wurde von irgendeiner Strömung ins Wasser gespült, und er hat zufällig mitgekriegt, wie sie hineinfiel. Gestern Morgen hat es geregnet. Sie könnte also zum Beispiel aus einem Regenwasserabfluss gekommen sein.« Grimassierend versuchte sie, etwas zu fassen zu bekommen. Mit einem leisen Grunzen stemmte sie die freie Hand gegen die Mauer, um sich abzudrücken, zog den rechten Arm heraus und warf eine zweite nasse Handvoll Schleim auf den Ponton. Dann drehte sie sich um, legte die Hände links und rechts neben das Loch und spähte hinein. Die Ärmel ihres Taucheranzugs waren von grünem Moos und Schleim bedeckt. »Aus einem Abfluss wie dem hier.«

## 10

### *25. November*

Es erfordert ein bisschen Zeit – und ein bisschen Verzweiflung auf Seiten Mossys –, aber dann kommt er zu dem Schluss, dass sie nicht allzu viel von ihm verlangen.

Der Deal läuft folgendermaßen: Sie nehmen etwas Blut, zapfen ihn leicht an. Das ist nicht dasselbe wie ficken, bis er blutet – sie werden eine Nadel benutzen. Skinny hält die Ins-

trumente bereit, eine Spritze und einen Schlauch, der zu einem Ding führt, das aussieht wie ein Katheterbeutel. Sie werden es aus einer Vene nehmen, die noch nicht ausgebrannt ist, und den Beutel damit füllen. Es wird vielleicht zwanzig Minuten dauern, dann kann er sich hinlegen und kriegt noch einen Schuss, eine Tasse Tee, ein Bier, wenn er will. Jedenfalls kann er dann gehen. Dafür sind zweihundert Kröten drin und der ganze Beutel Stoff, den Skinny ihm gezeigt hat. Er muss das Gebäude mit verbundenen Augen wieder verlassen, und sie setzen ihn in Bristol ab, wo er will. Und was ihm immer wieder durch den Kopf geht: Wieso soll er ihnen nicht trauen? Leute spenden umsonst Blut, oder? Was ist das schon groß? Er verkauft ein bisschen von sich, das er nicht braucht – und, Heilandssack, es ist ja nicht so, als hätte er sein Arschloch nicht schon lange genug verkauft. Man braucht es nur als Variation dieses Themas zu betrachten, auch wenn es ein wenig schräg ist. Überhaupt, es ist so warm hier drin, es riecht, als würde irgendwo Essen gekocht, und plötzlich fällt ihm ein, dass er seit gestern Abend nichts mehr zu sich genommen hat.

Er liegt auf der Couch und raucht einen dünnen kleinen Joint, während Skinny die Nadel ansetzt. Er braucht zwei Versuche, und als er das Blut kommen sieht, vergurkt er es und zieht zu schnell auf, sodass Mossy flucht.

»Du bist ein Experte«, sagt Mossy und sieht zu, wie er die Nadel mit Klebstreifen fixiert und den Schlauch draufschiebt. »Oder?«

An dem Schlauch befindet sich ein kleiner Plastikhahn, und Skinny will ihn aufdrehen, aber dann scheint ihm was einzufallen. Er hört auf und schaut über seine Schulter in die Dunkelheit, gerade so lange, dass Mossy sich fragt, ob da jemand sie beobachtet. Er hebt den Kopf vom Sofa und versucht, ins Halbdunkel zu spähen, wo Skinny hinschaut. Da ist noch eine von diesen Gittertüren, verschlossen, und dahinter ein Raum im Dunkeln.

Skinny macht ein leises Geräusch hinten in der Kehle. Er lässt den Schlauch los, und mit zierlichen Bewegungen wie ein tanzendes Mädchen legt er sich neben Mossy auf die Couch und lässt die Hand auf Mossys knochigen Brustkorb fallen. Überrascht hebt Mossy den Kopf und blinzelt auf Skinnys Kopf hinunter, auf die Löckchen und Knoten und Staubflusen, die darin hängen, und er fühlt eine unerwartete Zärtlichkeit. Es ist, als ob dieser Typ versuchte, ihn zu trösten oder zu wärmen. So, als ob ein Kind sich an seinen Vater kuschelt.

»Was?«, fragt er, und seine Stimme klingt ein bisschen heiser, denn plötzlich möchte er Skinnys Haar berühren. »Was willst du?«

»Tut mir leid. Sehr leid.«

»Wovon redest du?«

Er spürt, dass Skinny schluckt. Er kann richtig fühlen, wie die Knorpel in der Gurgel des Mannes sich an seinem Arm auf und ab bewegen.

»Sie wollen, dass du schreist.«

Mossy spürt das schwere Pochen der Droge in seinen Adern, und einen Augenblick lang glaubt er, lachen zu müssen. »Ich soll schreien?« Er lächelt halb. »Scheiße, ist das ein Witz? Wieso soll ich schreien?«

»Mehr will ich nicht. Wenn ich dein Blut ablasse, schreist du. Okay?«

Mossy reckt den Hals und versucht ins Nachbarzimmer zu sehen, sucht nach einem Augenpaar im Dunkeln, will rauskriegen, wer da zuschaut. Aber er kann nichts erkennen, nur das metallische Blinken der Luke, und er weiß hundertprozentig, dass sie verschlossen ist. Er lacht, dunkel und wissend. Jetzt hat er kapiert.

»Hey, Süßer«, ruft er, und seine Stimme hallt in den dunklen Ecken. »Ich weiß, dass du da draußen bist. Kann dich irgendwie nicht sehen, aber ich weiß, du bist da. Und ich sag dir was: Ich mag Perverse. Wirklich. Ich liebe euch alle. Du kriegst von

mir die beste Show, die du je gesehen hast. Hast deine Videokamera eingeschaltet, oder?«

Wie zur Antwort kommt aus dem Dunkel ein Klicken und ein Surren, und ein rotes Licht blinkt. Mossy legt den Kopf in den Nacken und lacht. Jetzt ist er auf vertrautem Terrain. Sie haben ihn alle schon gefilmt – viele, die sich selbst zusehen wollten, und andere, die sich zu sehr schämten für das, was sie taten, oder weil sie wussten, dass die Größe ihres Schwanzes sie demütigt, und sich später einen runterholen wollten, wenn er weg ist und nicht mehr lachen kann. Jetzt kapiert er, warum die Bezahlung so gut ist, und es ist ihm egal. Er kann sich entspannen.

Skinny bewegt sich. Er kommt hoch und dreht das Ventil auf. Sein Gesicht ist ganz nah, und Mossy fragt sich, ob sie Freunde werden können. »Schrei«, flüstert Skinny. »Jetzt. Schrei.«

Mossy tut es. Er lässt den Kopf auf das kratzige Sofa sinken und schreit.

## 11

### *14. Mai*

Brauche gar nicht zu fragen, worum es hier geht.« Die von der Stadt beauftragten Entsorgungsarbeiter, drei Männer in leuchtend roten Jacken mit der Aufschrift SITA, manövrierten ihr Schlauchboot an den Rand des Pontons. Einer von ihnen montierte den Hochdruckspüler und setzte die Düse auf den Schlauch. Ein anderer hielt den Finger unter den Abfluss und beobachtete das gleichmäßige Tröpfeln des Wassers, während sein Kollege den Druckspüler testete. »Die Frage ist nur, wie weit oben.«

Caffery stand auf dem Ponton und starre nachdenklich auf die Schlammklumpen hinunter, die Flea aus dem Abfluss gefischt hatte.  
»Was?«

Der Abwassertechniker war ein großer, rotgesichtiger Mann mit rasiertem Schädel und drei Piercings im rechten Ohr. »Er ist verstopft, oder? Der Abfluss. Sehen Sie, wenn es an einem sonnigen Tag so rieselt, bedeutet das, er ist irgendwo verstopft.«

»Wie weit oben?«

»In Wales?« Der Mann lachte. »In Cardiff? Keine Sorge. Wenn wir es gefunden haben, erfahren Sie's als Erster.«

Sie schoben den Hochdruckspüler in den Abfluss, und Caffery betrachtete die Öffnung und die lange grüne Schleimablagerung darunter. Dann wanderte sein Blick wieder zu dem Zeug vor seinen Füßen auf dem Ponton. Es war schwarz, aber seit es dort lag, musste er immer wieder an die fettige weiße Masse denken, die damals in den achtziger Jahren Dennis Nielsens Abfluss verstopft hatte. Alle bei der Metropolitan Police kannten diese Geschichte – die Geschichte von dem, was die Rohrreiniger gefunden hatten. Menschliches Fett, wie sich herausstellte, von sechzehn Leichen, die Nielsen in seiner Einraumwohnung zerlegt, gekocht und in die Toilette gespült hatte.

»Schon herausgefunden, wo der Abfluss herkommt?«, fragte er Flea. Sie hatte im Station geduscht und trug eine marineblaue Fleecejacke und Combathose. Jetzt kniete sie auf dem Ponton und studierte die Blaupause, die per Motorradkurier von der Umweltbehörde gekommen war. Er hockte sich neben sie und versuchte zu ignorieren, wie die Luft sich in ihrer Nähe veränderte, wie der Geruch des Abflusses durch den Duft von Babylotion und Zahnpasta verdrängt wurde.

»Wohin führen diese Dinger?«

»Manche Abflüsse werden in den Hafen geleitet, andere in unterirdische Flussgewässer, in den Frome oder den Schlossgraben. Aber um die Sache kompliziert zu machen, führen ein

paar auch wieder zurück in die Kanalisation.« Sie zeigte stromabwärts zur Clifton-Hängebrücke, die kalt und abweisend in die Höhe ragte und die dunkle Avon-Schlucht überspannte. Die Abflussreiniger drehten den Druckspüler auf, und schmutziges Wasser schoss aus der Öffnung und platschte in den Hafen. Seine Kraft drehte das Boot herum. Flea sprach lauter, um den Lärm zu übertönen. »Die Pumpstation für den nördlichen Auffangkanal ist da drüber. Gleich unter der Brücke.«

»Die was?«

»Eins der Abwassersysteme. Wir haben zwei in Bristol – eins ist der Südring, das andere befindet sich im Norden. Wir sind hier am nördlichen. Aber das hat nichts zu bedeuten, denn der größte Teil der Regenwasserleitung ist ein separates System wie in den meisten Städten. Die Leitung hier...« Sie fuhr mit dem Zeigefinger an dem im Plan eingetragenen Verlauf entlang. Er führte vom Hafen zurück, am Restauranteingang vorbei und endete etwa drei Meter weiter oben an der Straße. Am Ende war ein offener Gully eingezeichnet. »Die Leitung ist unterirdisch nicht verbunden.« Sie klopfte mit dem Finger auf den Plan, auf das Ende der Abflussleitung. »Sieht nur so aus, weil sie in diese Richtung führt.«

»Wir sind dran!«, schrie einer der Männer im Schlauchboot. »Wir haben's gefunden.« Caffery und Flea blickten auf. Der Arbeiter mit dem Ohrring hielt den Druckschlauch mit beiden Händen hoch über seinen Kopf. Er kniff die Augen zusammen und wandte das Gesicht von dem Wasser ab, das herauspritzte und alles durchnässte. »Wir haben's.«

»Was haben Sie?« Caffery trat näher und schrie über das Rauschen des Wassers hinweg. »Wissen Sie, was es ist?«

»Kann ich noch nicht sagen«, rief der Mann zurück. »Ist weit oben – mindestens zehn Meter. Wir müssen reingucken.«

Caffery verfolgte, wie Dundas die Abflusskamera des Suchteams einsatzbereit machte: eine gyroskopisch montierte Kamera

auf einer fahrbaren Sonde. Sie war durch ein fünfzig Meter langes Kabel mit einem tragbaren Monitor in einem wasserdichten gelben Gehäuse verbunden, und als die Entsorgungstechniker ihr Schlauchboot aus dem Weg gesteuert hatten und das Boot des Taucherteams in Position war, machte Flea sich daran, den Kamerakopf vorsichtig in die Abflussöffnung zu schieben.

Sie schaltete die Fernsteuerung ein, und die fahrbare Kamera rollte los und begann ihre weite Reise durch das Abflussrohr. Es war still; alle beobachteten den Monitor, und man hörte nur das Quietschen des Kabels, das sich langsam von der Trommel sputzte. Die Kamera war mit zwei Leuchten ausgestattet und lieferte ein farbiges Bild von einer gespenstischen, gewundenen Fahrt unter die Erde, vorbei an herabhängenden Wurzelknoten und durch blendend weißes Sonnenlicht, das von oben durch ein Kanalgitter fiel. Wasser schwappte über die Linse. Im Bahndamm hinter Cafferys Haus hatte es Abflussleitungen gegeben, in denen die Polizei nach Ewans Leichnam suchte, und Caffery hatte bis heute Probleme mit Abwasserrohren.

»Guck dir das an«, brummte einer der Arbeiter. »Das verdammte Ding ist völlig im Arsch. Radialrisse überall.«

Flea arbeitete langsam, und ihr Blick ging zwischen dem Rohrleitungsplan, dem Monitor und der Abflussöffnung hin und her. »Das sind fünf Meter.« Sie schaute auf die Anzeige auf dem Bildschirm. »Was haben Sie gesagt? Sie haben bei zehn Metern was gefunden?«

»Zehneinhalf.«

Sie schwiegen wieder. Das Team starrte wie gebannt auf den Monitor und rechnete jeden Augenblick damit, dass die Kamera um eine Ecke bog und ein Bild erfasste. Vielleicht erwartete jeder etwas anderes – für Caffery waren es Augen. Seine ganze Kindheit hindurch hatte er nachts wach gelegen und an die Bahngleise gedacht, die vor seinem Fenster vorbeiführten, und er hatte sich gefragt, wo Penderecki seinen Bruder ver-

scharrt haben mochte. Er stellte sich immer vor, dass Ewan mit nach oben gewandtem Gesicht auf dem Rücken lag, und so erwartete er auch jetzt, dass die Augen als Erstes in der Dunkelheit auftauchen würden, mit flacher, eingetrockneter Hornhaut, die kaum das Licht reflektierte.

»Neun«, murmelte Flea. »Neuneinhalb. Zehn. Zehnein...«

Sie hielt die Kamerasonde an. Ein Bild füllte den Monitor aus. Alle drängten heran und hielten den Atem an.

»Was ist das?«, fragte Caffery leise.

Es war nicht der verrenkte Körperteil, an den alle dachten. Es dauerte einen Moment, bis sie erkannten, was es stattdessen war: eine Ansammlung von Steinen, Schlick, Wurzelwerk und Erde.

»Das ist die Verstopfung«, sagte Flea.

»Sieht aus wie ein Einbruch«, erklärte einer der Abflusstechniker.

»Das Rohr ist gebrochen.«

»Kommen Sie daran vorbei?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Flea und hantierte mit der Steuerung. Auf dem Bildschirm sah man, wie der Kamerakopf auf das Gestein zufuhr, daran hochkletterte und zurückfiel. »Wenn ich nur...« Sie unternahm drei vergebliche Versuche. Erst beim vierten erklomm die kleine ferngesteuerte Kamera den Einbruch und rollte auf der anderen Seite in stehendes Wasser hinunter. Unter Wasser wirkte das Bild verschwommen, und die Leuchten erfassten wirbelndes Sediment. Es ging weiter; Flea hielt immer wieder an, um jede Auffälligkeit zu inspizieren, und schwenkte den Kamerakopf über jeden Spalt, jede Unebenheit. Nach etwa fünf Minuten kam sie vor einer kahlen Wand zum Stehen.

»Was ist das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das Ende?«, vermutete sie, und dann, ein bisschen überrascht: »Da ist nichts.«

Ein kurzes, enttäuschtes Schweigen trat ein. Flea ließ die Kamera dicht an die Wand heranfahren, wendete dann und

unternahm eine letzte Besichtigung des Einbruchs von der anderen Seite. Nichts. Der Rohrabschnitt hinter dem Einbruch war frei. Sie schaltete die Kamera ab, und das Bild auf dem Monitor schrumpfte auf einen Punkt zusammen und erlosch.

»Na ja.« Dundas legte ihr eine Hand auf den Rücken. »Es war ungefähr die einzige halblogische Erklärung, die einem einfallen könnte.«

»Ja.« Sie zuckte die Achseln. »Vermutlich. Trotzdem...« Sie biss sich auf die Unterlippe, schaltete in den Rückwärtsgang und ließ die Kamera mit ausgeschaltetem Licht zurückkommen.

Die Arbeiter der Entsorgungsfirma traten den Rückzug an, ein wenig enttäuscht, weil im Rohr keine Leiche klemmte und sie ihren Kollegen im Pub jetzt keine Horrorstory zu erzählen hatten. Nur Caffery rührte sich nicht von der Stelle. Er stand da, starrte auf den schwarzen Bildschirm und dachte fieberhaft nach. Irgendetwas tickte in seinem Kopf; es hatte etwas mit Zielrichtungen und Absichten zu tun, mit der plötzlichen Überzeugung, dass derjenige, der für das Abschneiden der Hand verantwortlich war, niemals vorgehabt hatte, sie im Hafen landen zu lassen. Er drehte sich zur Kaimauer um und versuchte, den Höhenabstand zwischen Abflussöffnung und Wasserspiegel zu schätzen. Ungefähr anderthalb Meter.

»Hey«, sagte er zu Flea, »die Kamera ist bergauf gefahren, oder? Eine Steigung?«

»Ja. Das Rohr ist abschüssig. Warum?«

Er nahm den Plan und studierte ihn. »Wie tief verläuft die Leitung? Können wir ihren Weg überirdisch verfolgen?«

Sie ließ die Fernsteuerung der Kamera sinken und warf einen zweifelnden Blick auf den Plan in seinen Händen. »Kommt darauf an, wie genau der ist. Man könnte es mit einem Bodenradar versuchen, aber dazu müssten wir in die Zentrale fahren.«

»Dann kommen Sie.« Er trat vom Ponton herunter. »Versuchen wir es mit dem Plan.«

»Aber in dem Abflussrohr ist nichts«, rief sie ihm nach. Sie legte die Fernsteuerung weg und folgte ihm. »Ich habe es ganz abgesucht und bestimmt nichts übersehen.«

»Das habe ich auch nicht gesagt, Sergeant. Das habe ich nicht gesagt.«

Caffery faltete den Plan in seiner Hand so zusammen, dass er die gepunktete Linie sehen konnte, und ging den Kai entlang und zwischen den Sichtabschirmungen hinaus. Ein oder zwei Leute lauerten neugierig bei dem Van des Taucherteams. Der Schriftzug »Unterwassersuche« war eine offene Einladung an jeden Morbiden in der Stadt.

»Hey«, keuchte Flea atemlos. Sie musste rennen, um mit ihm Schritt zu halten. »Keine Angst. Ich werde nicht heulen, weil ich mich geirrt habe, wissen Sie.«

Ein paar Schritte vor dem Restaurant blieb er stehen, und sie tat es auch. Nach einer kurzen Pause veranlasste irgendein Instinkt sie beide, nach unten zu schauen. Sie standen zu beiden Seiten einer Pfütze, die sich um das Kanalgitter zwischen ihnen ausbreitete. Einen Moment lang herrschte Stille; sie betrachteten die Pfütze und fragten sich, was sie bedeuten mochte.

»Die war gestern schon hier«, sagte sie und starrte auf ihre Stiefel, die den Rand des Wassers berührten. »Ich hab mir die Schuhe darin nass gemacht.«

»Weil der Abfluss verstopft ist. Sie kann nicht ablaufen.« Caffery schaute auf das Steinpflaster, das bis an die Treppe vor dem Restauranteingang reichte. Wenn er den Plan richtig las, befand sich das Kanalgitter am Ende des Abflusses. Von hier aus führte das Rohr in gerader Linie zum Hafen. Etwa zwei Meter von ihrem Standort entfernt verließ es unter einem latten- umzäunten Bereich hindurch, wo die Müllcontainer standen. Er folgte der imaginären Linie zurück, ging um den Lattenzaun herum und kam zu der Öffnung.

»Was machen Sie da?«

Er hob die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen, und trat um den Zaun herum in die Einfassung. Es roch hier unangenehm. Fliegen umschwirrten die Berge von Müllsäcken mit Küchenabfällen. Ungefähr ein Dutzend leere Bierkästen standen vor der Treppe zu der Feuertür, die in die Küche führte. Er drückte einen der Container beiseite, schob mit dem Fuß die Müllsäcke weg und räumte den Boden in Richtung Eingang frei. An der Wand, wo das Abflussrohr eine kurze Strecke unter der Veranda des Gebäudes verlaufen musste, blieb er stehen und betrachtete, was sich zwischen seinen Füßen befand.

»Was machen – « Flea brach ab, als sie sah, was er gefunden hatte. Der letzte Pflasterstein, der an die Unterseite der Treppe hätte stoßen müssen, fehlte. Die Steine ringsherum waren grob zerschlagen, vielleicht mit einer Spitzhacke. »Oh«, sagte sie leise. »Ich glaube, ich weiß, was Sie denken.«

»Ja. Ich schätze, wir stehen genau über dem Einbruch. Meinen Sie nicht auch?«

## 12

### *14. Mai*

Und so entdeckte das Team, dass nicht eine, sondern zwei Hände unter dem Eingang des Restaurants Moat vergraben worden waren. Wer immer es getan haben möchte, er hatte ein kleines Stück zu tief gegraben, die Erde hatte nachgegeben, und die eine Hand war in das Rohr darunter gefallen und in den Hafen hinausgeschwemmt worden. Die andere, mit Erde und Schmutz bedeckt, war hängen geblieben; sie klemmte lose

über dem Einbruch, die Finger über dem Wasser ausgestreckt. Knapp außerhalb des Gesichtsfelds der Kamera.

Es war nicht so, dass Caffery noch nie eine abgetrennte Hand gesehen hatte – wenn ihm etwas geläufig war, dann die Verstümmelung des menschlichen Körpers. Eigentlich wusste er nicht genau, warum ihn dieses leise, bange Kribbeln beschlich, als sich herausstellte, dass unter dem Eingang des Moat eine zweite menschliche Hand vergraben lag.

Im Laufe der Nacht waren seine Gedanken immer wieder zu der Kellnerin vom Station zurückgekehrt, deren Stimme geklungen hatte, als erwartete sie nicht, dass man ihr glaubte: bedrückt und irgendwie flehentlich in dem Wissen, dass sich das, was sie sagte, ziemlich verrückt, ziemlich krank anhörte. Er hatte von dunklen Schatten geträumt, von hüfthohen Gestalten, die sich bewegten. Er hatte einen der Datenbankspezialisten in Kingswood veranlasst, das polizeiliche Netzwerk nach Exhibitionisten in der Umgebung zu durchsuchen. Die Liste, die er bekommen hatte, enthielt keine zweistellige Zahl, sondern Hunderte von Namen. Sie zu überprüfen konnte Wochen dauern, und es gab keinen Hinweis auf eine Verbindung zu dem Kerl, der sich da entblößt hatte – nicht für diesen Fall, und schon gar nicht für das, was er am vorhergehenden Abend mit Keelie im Auto erlebt hatte. Warum also stellte er diesen Zusammenhang immer wieder her?

Aber ganz egal, wie unlogisch sein Kopf sich benahm, er kannte das System gut genug, um wenigstens den Anschein eines methodischen Vorgehens zu erwecken. Der Besitzer des Restaurants befand sich auf einer Urlaubsreise im Ausland – Caffery hatte jemanden beauftragt, ihn aufzuspüren –, aber die Angestellten erschienen jetzt nach und nach zur Arbeit und reagierten verblüfft, als man sie am Eingang aufhielt und zur Vernehmung hinüber ins Station brachte. Caffery hatte seine Kernmannschaft, die im Yachthafen von Tür zur Tür gegangen war, zurückbeordert, und fast alle seine Mitarbeiter saßen jetzt

dort drüben an den Restauranttischen und tranken schwarzen Kaffee aus winzigen Tassen. Der Laden sah aus wie ein Job- Center; Interviewer und Befragte starrten einander über die Tische hinweg eindringlich an. Er hatte jedem Ermittler aufgetragen, sich neben den üblichen Fragen danach zu erkundigen, ob jemand am späten Abend nach Feierabend etwas Ungewöhnliches auf dem Ponton bemerkt habe.

Caffery stand an der Seite des Restaurants und wartete darauf, dass die Spurensicherer die Hand aus dem Boden holten. Sie arbeiteten langsam wie Archäologen, um keine Spur zu verwischen. Die Sonne war über den Hafen gewandert und funkelte in der Ferne auf den Masten im Yachthafen, doch der nahe Ponton wirkte dunkel und kalt. Irgendwie konnte er sich nicht vorstellen, wie die Sonne das Ding beschien, ganz gleich, zu welcher Tageszeit. Der polizeiliche Fahndungsberater hatte Parameter für die Suche aufgestellt, und Teams aus Portishead waren mit Bussen herangekarrt worden; sie durchkämmten das Restaurant und suchten die Kaianlagen rund um das Moat mit Bodenradar ab, während die Leute von der Kanalreinigung jedes Leitungsrohr in der Gegend sondierten. Aber nichts war von Erfolg gekrönt. Den Rest der Leiche fanden sie nicht.

Der Cheftechniker fand es äußerst komisch, wie sich alle abrackerten. »Sie nennen sich Detective?«, fragte er; er packte die Hand in einen Asservatenbeutel und ging zu Caffery – ein kleiner Mann mit einer Knubbelnase und roten Tränensäcken, unscheinbar und grau. Caffery hätte nicht vermutet, dass er aus der Großstadt kam, sondern eher aus einer dieser Kleinstädte südwestlich von Bristol, durch die er fahren musste, wenn er nach Hause wollte. Aus Nailsea vielleicht.

»Wie bitte?« Caffery schaute hinunter auf die graue Hand in dem Beutel. »Was haben Sie gesagt?«

Der Cheftechniker musterte ihn. Seine Augen trännten ein wenig. »Ich habe gesagt, Sie nennen sich Detective? Ich dachte

immer, das Wesen eines Detectives besteht darin, dass er nicht von Annahmen ausgeht.«

»Von welcher Annahme gehe ich aus?«

»Dass es eine Leiche gibt.«

»Hören Sie, ich weiß, es klingt blöd, aber wenn es eine Hand gibt – zwei Hände –, dann muss es eine Leiche geben.«

Der Cheftechniker schloss den Beutel und strich mit dem Fingernagel am oberen Rand entlang, um ihn zu versiegeln. Dann versah er ihn mit seinen Initialen und dem Datum. »Wohlgemerkt, ich bin kein Arzt, aber in meinem Job kriege ich so manches mit.« Er legte den Beutel in eine Kühlbox aus Styropor. »Die einfachsten Gesetze der Physik und der Biologie sagen uns, dass eine abgetrennte Hand von einem menschlichen Körper nicht notwendigerweise eine Leiche ergibt.«

Der Cheftechniker wühlte in seinem Aktenkoffer und nahm ein Bündel Stifte heraus, das von einem roten Gummiband zusammengehalten wurde. Er nahm es ab und ließ die Stifte klappernd in den Koffer fallen. »Sehen Sie das?« Er hielt das Gummiband hoch. »Das ist die menschliche Arterie.«

»Okay. Wie Sie meinen«, sagte Caffery geduldig.

Der Cheftechniker zog eine Teppichmesser Klinge aus einer Plastikverpackung. »Sie wissen, was Selbstmörder falsch machen.« Er fuhr mit der Hand rechtwinklig über das Gummiband. »Sie schneiden sich so die Handgelenke auf.«

»Ja. Funktioniert nicht.«

»Wenn Sie der Länge nach schneiden....« Er zog die Klinge der Länge nach durch das Gummiband. Die Enden zerfransten, aber das Gummi blieb in einem Stück, »... klappt es besser. Schneiden Sie so in eine Arterie, hört sie nicht auf zu bluten – und zwar hier heraus. Sie ist nicht unterbrochen, und das Blut kann weiter hindurch gepumpt werden. Aber schneiden Sie sie ganz durch – so...«, er legte das Gummiband auf das Holzgeländer am Rand der Veranda, schnitt es mit einiger Anstrengung quer durch und hielt es baumelnd hoch, »... schnellt sie

zurück, so in den Arm hinauf.« Er zog kurz an dem Gummi und ließ es los. Es sprang in die Höhe wie ein lebender Aal. »Das Blut wird nicht weiter gepumpt, der Kreislauf ist blockiert. Der Patient ist glücklich. Oder nicht so glücklich, wenn es ein Selbstmord werden sollte.«

In der Ferne, über den sonnenbeschienenen Dächern von Bristol, erhoben sich Vogelschwärme in den blauen Himmel. Caffery folgte ihnen nachdenklich mit dem Blick. »Sie meinen«, sagte er, »da ist irgendwo jemand? Jemand, der ohne Hände herumläuft?«

Der Cheftechniker schnaubte. »Ich habe nicht gesagt, dass er *herumläuft*, oder? Aber ich habe auch nicht gesagt, dass er eine Leiche ist. Wie auch immer...« Er raffte das Gummiband zusammen und stopfte es in seinen Koffer. »Ich bin nur hier, um dieses verdammte Teil nach Southmeads zu bringen. Ich bin nicht der Pathologe, und ich bin schon gar nicht der Detective. Im Gegenteil – wissen Sie was?«

»Was?«

»Das mit dem Detective? Hier geht das Gerücht, das wären *Sie*, Mr. Caffery.«

## 13

### 7. Mai

Mossy hat von einem Programm drüben in Glastonbury gehört, das einen innerhalb eines Wochenendes von dem Stoff runterbringt – auf Kräuterbasis und suchtmittelfrei, man erinnert sich nachher an nichts –, und vermutlich sollte er das Geld, das Skinny ihm gegeben hat, dazu benutzen, clean zu werden. Aber Willenskraft ist in Mossys Welt selten, und schon nach

kurzer Zeit ist diese Idee nur noch eine Erinnerung, und sein Geld ist wieder auf der Straße, in der Tasche des Bag Man.

Tag um Tag verstreicht, der Winter kommt und geht, Mossy kriegt ein entzündetes Geschwür am Bein und verbringt eine Woche im Krankenhaus in einem Methadon-Programm, das einen Scheißdreck bewirkt; er ist höchstens noch geiler auf echten Stoff, als er wieder rauskommt. Der Frühling kommt, und das Leben auf der Straße wird ein bisschen einfacher, weil den traurigen Geschiedenen und den alten Bauernschwuchtern aus Gloucestershire die Sonne auf den Kopf scheint und sie zu dem Schluss kommen, dass sie erst wieder geradeaus denken können, wenn sie nach Bristol fahren und sich den Schwanz lutschen lassen. Manchmal, wenn das Geschäft flau ist, schlendert Mossy zurück – dahin, wo Skinny ihn aufgelesen hat. Dann lungert er ein bisschen herum und hofft, ihn wiederzusehen, denn – wie der BM sagt – da, wo er herkam, werden sie mehr brauchen. Da gibt's jemanden in dieser Bude, der Appetit auf übles Zeug hat, und da geht es nicht einfach um eine schnelle Wicksnummer. Es ist ein bisschen mehr und ein bisschen weniger. Er verkauft seinen Körper, aber nicht seine Seele, sozusagen.

Aber es ist schon Anfang Mai, als er Skinny wiedersieht. Es ist genauso wie beim ersten Mal: Gerade schlurft Mossy noch so dahin, schiebt mit dem Fuß die Kippen auf dem Gehweg vor sich her und überlegt, ob er noch genug zusammenkriegt, um sich eine Zigarette zu drehen, und im nächsten Moment ist Skinny neben ihm, mit diesem geölten Gang, die Hände in der Tasche. Diesmal bleibt Mossy stehen und sieht ihn an. Er hat vergessen, dass dieser Mann *hübsch* ist. Richtig hübsch mit seinen langen dunklen Wimpern und den Locken, die sich an seinem schlanken Hals hinunterschlängeln. Und er ist irgendwie sauberer, als wäre der Staub Afrikas von ihm abgewaschen worden.

»Hey«, sagt Mossy und mustert ihn langsam von den Turn-

schuhen bis hinauf zu der braunen Lederjacke, die ihm zu groß ist, weil es für einen, der so klein ist, keine passenden Sachen gibt. Die Kleidung ist beinahe schick – coole Röhrenjeans und ein Pullover unter der Jacke –, aber sie hängt an ihm, und Ärmel und Hosenbeine sind aufgekrempt. »Ist ‘ne Weile her.«

Skinny antwortet nicht. Er greift nach Mossys Handgelenk, hält es mit Daumen und Zeigefinger fest und drückt es sanft und beruhigend. Mossy durchströmt wieder dieses zärtliche Gefühl, und irgendwo spürt er eine schmerzhafte Sehnsucht, die unerträglich ist. Er zieht die Hand weg.

»Er will mehr, ja? Will mir noch mal wehtun?«

»Er will mehr.«

Aber diesmal hat Mossy einen Plan. Es ist ein guter Plan, und ein tapferer außerdem. Er geht mit Skinny in die Kräuterklinik, um nachzufragen, was die Kur kostet. Die Klinik ist ziemlich exklusiv, und sie fühlen sich beide ein bisschen fehl am Platz – erst recht, als sie hören, was es kosten wird. Aber Mossy hat folgenden Plan. Er wird sagen, er geht mit Skinny und macht, was sie wollen, wenn sie ihm die Behandlung bezahlen. Skinny geht raus und telefoniert ein wenig herum. Er tut geheim und wirkt ängstlich, aber etwas von dem, was er sagt, muss irgendwo weiter oben funktionieren, denn schließlich fahren sie zurück nach Bristol und landen wieder auf dem Parkplatz. Es wird Abend, als sie ankommen, und der dreckige alte Peugeot wartet.

Anfangs läuft es genauso wie beim ersten Mal – ein Schuss auf dem Rücksitz, dann die Augenbinde und die holprige Fahrt. Türen, die sich öffnen und schließen, und das alte Sofa, das knistert und sich salzkörnig anfühlt, als er sich hinsetzt. Eine Sprungfeder ist kaputt und bohrt sich hinten in seinen Oberschenkel, und er rutscht ein bisschen zur Seite.

Aber als er die Augenmaske abnimmt, sieht er, dass Skinny weint.

»Was?« Mossy hat einen kleinen, bangen Knoten in der Stimme.  
»Was ist los?«

Skinny wendet den Blick ab. Er streicht mit Daumen und Zeigefinger an seinem langen Hals entlang, und Mossy erinnert sich, wie er beim letzten Mal die Bewegung der Muskeln in diesem Hals fühlen konnte. In seinem Bauch fängt etwas an zu pulsieren.

»Was ist los?«, fragt er noch mal. »Komm schon, Mann, was ist? Was wollen sie diesmal?«

Skinny schaut ihn mit Tränen in den Augen an. »Es tut mir leid«, sagt er mit dünner Stimme. »Es tut mir sehr, sehr leid.«

## 14

### *14. Mai*

Als Flea und ihr Team an diesem Nachmittag das Einsatzboot entluden, die Ausrüstung abspritzten und die Bojen mit den Taucherflaggen einholten, bemerkte sie, dass jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, DI Jack Caffery irgendwo in ihrem Gesichtsfeld war. Eine Zeit lang glaubte sie, jemand wolle sich einen Jux mit ihr machen, Caffery und Dundas hätten eine seltsame Freundschaft geschlossen und versuchten, sie durcheinanderzubringen. Dann fragte sie sich, ob die Pilze noch in ihrem Organismus herumspukten und ihr Bilder vorgaukelten. Doch als sie endlich die Wahrheit begriff, war dies für sie noch schlimmer: Ein Teil ihrer selbst war unerwartet und ganz unfreiwillig hyperempfindlich für jemanden, den sie nicht kannte, der nichts über sie wusste und keinerlei Beziehung zu ihrem Leben hatte, außer dass er der stellvertretende Ermittlungsleiter bei einem ihrer Einsätze war.

Kaum hatte sie erkannt, was da vorging, verließ sie den Kai, öffnete die Vantür und schob die Atemgeräte hinein. Dann

überquerte sie den Parkplatz und stieg in ihren Wagen. Sie schlug die Tür zu, holte ihr Telefon aus der Tasche und sah die SMS-Nachrichten des Tages durch: ein »Hi« von Thom, eine Liste mit Schichtänderungen aus der Personalabteilung, eine Upgrade-Mitteilung des Telefonproviders und schließlich noch eine Nachricht von Tig. Sie stützte den Kopf auf die Hand und las sie noch einmal.

*Gestern schon SMS. Muss reden. Nur so. Hier beschissen wie immer. Hast du Zeit? Bin heute Abend zu Hause. Treffen wo du willst. OK? Tig*

Sie löschte die Nachricht, saß dann eine Weile da und dachte daran, wie verändert sie sich im Vergleich zu den Zeiten fühlte, in denen sie frei und fröhlich herumgevögelt hatte. Vor dem Unfall, als sie über eine eigene Wohnung verfügte und nur an den Wochenenden nach Hause kam, hatte ihr alles gefallen, was mit Sex zusammenhing: wie sich die Miene eines Mannes veränderte, wenn er sie in Unterwäsche sah, wie anders seine Stimme klang, wenn er ihren Namen aussprach. Aber seit dem Unfall kannte sie nur noch das einsame Masturbieren zu ein paar vagen Phantasien über irgendeinen Filmschauspieler. Sie redete sich ein, das sei so, weil sie niemals vor irgendwem die Schuhe ausziehen würde, aber es steckte mehr dahinter. Sie wusste, sie würde niemals wieder offen über Leben und Tod sprechen und nie eine Möglichkeit finden, über die anderen Dinge zu reden, die in ihr Leben getreten waren. Die einzigen Männer, die ihr jetzt noch nahestanden, waren entweder sehr viel älter, wie Kaiser oder Dundas, oder schwul, wie Tig.

Sie schob den Schlüssel ins Zündschloss und wählte dann seine Nummer. Der Anrufbeantworter meldete sich; also startete sie den Motor und fuhr auf die Straße. Sie sollte keine enge Beziehung zu Tig unterhalten; es war eins dieser unprofes-

sionellen Dinge, die sie sich leistete. Aber heute Abend würde nur Tig verstehen, was mit ihr vorging.

Also Tig. Sie würde sich mit Tig treffen.

Das Foto war das einzige gerahmte Bild, das Caffery besaß, und vermutlich war es nach zwei Monaten in dem kleinen gemieteten Cottage an der Zeit, dass er einen symbolischen Versuch unternahm, es sein Zuhause zu nennen und das verdammte Ding aufzuhängen. Die Wände im alten Teil des Hauses waren porös und uneben; wahrscheinlich bestanden sie aus einem uralten Gemisch aus Kalk und Rosshaar oder Ähnlichem. Also entschied er sich für eine Wand im Anbau, wo die Mauern neu waren und einen kleinen Bilderrahmen mühelos halten konnten. Aber aus irgendeinem Grund wollte das Foto nicht an der Wand bleiben. Immer wieder zog es den Nagel heraus.

Nach dem Auffinden der zweiten Hand hatte er lange am Schreibtisch gesessen, allerlei erledigt und seine Fühler ausgestreckt. Die Faserproben von der ersten Hand waren nach Chepstow geschickt worden, wo Untersuchungen stattfinden sollten, die das interne Labor der Zentrale in Portishead nicht durchführen konnte; und IDENTI arbeitete immer noch an den Fingerabdrücken. Unterdessen waren vom Team die Mitarbeiter des Moat kontaktiert worden, die freigehabt hatten, und sie hatten den Eigentümer aufgespürt, der sich bereit erklärte, seinen Urlaub abzubrechen und übermorgen zurückzukommen. Darüber hinaus konnte er nicht viel tun, und so hatte er beschlossen, nach Hause zu fahren. In Hartcliffe hatte er an einer Werkzeughandlung gehalten und einen Satz Dübel und ein paar Schrauben gekauft.

»Und das«, presste er mit zusammengebissenen Zähnen hervor und drehte die Schraube ein letztes Mal, »wäre das.«

Er trat zurück und überzeugte sich davon, dass das Bild im Verhältnis zu Decke und Fußleiste gerade angebracht war. Es

sah lächerlich aus an dieser kahlen Wand – ein winziger rechteckiger Rahmen, der einsam und verloren dort hing. Es war ein Foto von seiner Abschlussparade am Hendon Police College in den achtziger Jahren. Er stand ganz hinten und seitlich. Er trat wieder heran und betrachtete die Gesichter. Ein paar dieser Jungs hatte er im Lauf der Jahre wiedergetroffen. Er hatte verfolgt, wie sie befördert wurden, heirateten und Väter wurden – einige von ihnen auch schon Großväter. Er hatte gesehen, wie sie Gewicht zulegten, ihre Haare verloren und durch die Essgewohnheiten bei der Polizei Diabetes bekamen. Und hier stand er, der Einzige, der unverändert geblieben war; er wog noch ungefähr genauso viel wie damals und hatte immer noch sein volles Haar. Er sollte sich glücklich schätzen. Die Leute sagten zu ihm: Du Glückspilz, noch immer keine Glatze. Dann nickte er und antwortete mit irgendeinem Scherz, aber im Grunde seines Herzens hasste er, was er im Spiegel sah. Er hasste sein Spiegelbild, weil es ihm eines sagte: Das Leben, das wirkliche Leben, hatte ihn niemals berührt.

Er legte den Finger auf sein Gesicht auf dem Foto und sah ganz deutlich, was ihn all die Jahre hindurch von den anderen unterschieden hatte. Schon damals, mit zwanzig, hatte in seinen Augen diese eingleisige Entschlossenheit gelegen, der gleiche Zorn wie heute. Es waren noch nicht die Augen eines Killers – das sollte erst noch kommen –, aber die eines Mannes, der nur an Rache und Gewalt denken konnte. Rebecca, seine Exfreundin, hatte ihm einmal ein Buch zu Weihnachten geschenkt. Es war eine Sammlung von Aphorismen, und sie hatte einen davon für ihn markiert. Er wusste nicht mehr, von wem er stammte, aber er hatte ihn nie vergessen, obwohl er das Buch längst nicht mehr besaß: »Kleine, bösartige Geister sind erfüllt von Rachsucht und Zorn, und sie sind unfähig, die Freude zu empfinden, die es ihnen brächte, ihren Feinden zu verzeihen.«

»Klein und bösartig«, murmelte er jetzt, als er das Foto be-

trachtete. Klein und bösartig, weil er den Begriff des Verzeihens nicht verstand, weil es immer noch ein Wort war, das ihm nichts sagte. Er ging zum Fenster, legte die Hand an die Scheibe und starrte hinaus, dachte an das, was aus ihm geworden war. Das Cottage stand in einem Karstgelände, auf einem einsamen Hang oberhalb einer kleinen Landstraße, durchzogen von natürlichen Bodenabsenkungen und Tagebauspuren, wo die Römer einst Blei gefördert hatten. An den Rändern der Mulden wuchsen Feuchtgewächse wie Riedgras und Sumpfringelblumen. Eine halbe Meile weiter unten an der Straße befand sich eine Schweinefarm, und nur wenige hundert Meter jenseits seiner Grundstücksgrenze lagen die Priddy Circles – die Überreste vier neolithischer Steinkreise in einem von Mulden gesprengelten Gelände. Manch einer erinnerte sich an geheimnisvolle Gerüchte über uralte Rituale. Eine seltsame, entlegene Gegend, in die er da gekommen war, um die Gewalt in ihm zu begreifen, damit das, was sich im Lauf der Jahre in ihm festgesetzt hatte, sich lockern und auflösen könnte.

Etwas bewegte sich am Rand seines Gesichtsfelds. Er tat nichts, stand einfach nur da und lauschte auf das Pochen seines Herzens. Dann drehte er sich langsam zum Fernseher um. Das Gerät war ausgeschaltet, aber das Zimmer spiegelte sich darin: die offene Tür mit dem teppichbelegten Gang, der in den hinteren Teil des Hauses führte. Sein Gesicht, ein wenig hohläugig. Die Fenster mit der orangefarbenen Kugel der untergehenden Sonne. Man konnte an diesem Spiegelbild nur schwer erkennen, ob die Bewegung im Zimmer oder im Garten gewesen war. Mit angespannten Nerven wartete er darauf, dass sie sich wiederholte. Eine Minute verging, vielleicht etwas mehr, und als er das Ganze gerade seiner Einbildung zuschreiben wollte, hörte er hinter sich ein Klappern und dann einen Krach.

Er fuhr herum. Das Foto lag auf dem Boden. Glasscherben überall, der Rahmen zerbrochen, die kleinen Schrauben lose. Nach all der Arbeit, die er sich gemacht hatte, wollte es immer

noch nicht hängen bleiben. Er ging zur Wand und schob einen Finger in das Loch; der Dübel war herausgefallen und hatte einen Brocken Putz mitgenommen. Er schaute sich im stillen Zimmer um, sah das Licht der untergehenden Sonne auf dem Boden, den Fernseher und wieder das Foto. Er atmete ein und aus, ein und aus und nannte sich einen Idioten. Er war wirklich ein Idiot, denn der Gedanke, der ihm in den Sinn kam, war lächerlich. Der Gedanke, das Haus, so leblos und nichtssagend, wie es war, habe irgendwie einen Weg gefunden, ihn nicht zu mögen.

Tig wohnte in einem der höchsten Wohnblocks von Bristol, einem windumtosten, verwitterten Turm in Rot und Blau in der Siedlung Hopewell. Die Aussicht dort reichte über die ganze Stadt, aber die Hälfte der Wohnungen stand leer: verwüstet und mit Brettern vernagelt. Als sie aus dem Wagen stieg, fiel ihr auf, wie verlassen hier alles wirkte. Ein kleiner Schwarzer ging an ihr vorbei, die Hände in den Taschen, den Blick abgewandt wie alle hier. Aber er war der einzige Mensch, dem sie begegnete, als sie über den Parkplatz zum Hochhaus ging.

Als Tig ihr die Tür öffnete, hatte er die Kette vorgelegt und wirkte ein bisschen verdattert, als hätte er geschlafen. Er rieb sich das Auge mit den Fingerknöcheln. Sein kompakter Körper in dem schwarzen Muscleshirt sah kraftvoll und trainiert aus. »Hi.«

»Hi.«

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat. Hatte zwei üble Tage im Dienst. Alles okay bei dir?«

Im Gefängnis hatte sein Zellengenosse ihm Bleichmittel in die Augen geschüttet. Das linke hatte sich wieder erholt, aber im rechten entwickelte sich ein sekundäres Glaukom; Der Augapfel war geschwollen und die Pupille zur Seite gedreht. Es war immer dieses Auge, das er rieb, wenn er nervös war. Sie wartete,

während er weiter den Knöchel hineinbohrte. Schließlich verschränkte sie fröstelnd die Arme und sah sich in dem verlassenen Hausflur um. »Tig? Lässt du mich rein?«

Er zögerte und schaute hinter sich in seine Wohnung. In der Diele stapelten sich haufenweise seine Habseligkeiten, und sie wusste, dass ihn das verlegen machte. Vor fünfzehn Jahren hatte man Tig wegen versuchten Mordes an einer achtzigjährigen Frau, in deren Haus er eingebrochen war, verurteilt. Damals hing er an der Nadel, aber – ein seltener Fall – im Knast war er clean geworden und hatte eine eigene Hilfseinrichtung gegründet. Er bot Leuten von der Straße, die ebenfalls clean werden wollten, Rat und Unterkunft an. Durch seine Arbeit konnte er Kontakte zu ethnischen und Flüchtlingsgruppen in der Umgebung knüpfen, und eine Zeit lang hatte sich sogar die Operation Atrium für ihn interessiert. Atrium war eine vom Geheimdienst geleitete Verbrechensbekämpfungsorganisation, die sich mit dem Drogenhandel zwischen jamaikanischen Gangs befasste. Obwohl Tig weiß war, hatten sie seine Connections durchleuchtet und daraufhin beschlossen, ihn als Informanten zu benutzen. Dieses Interesse war von kurzer Dauer. Sie hatten sich zurückgezogen, als ihnen Tommy Baines klarmachte, dass er eines nicht war, nämlich ein Spitzel. Sie wären völlig durchgedreht, wenn sie erfahren hätten, dass eine seiner besten Freundinnen als Sergeant bei einer Unterstützungseinheit arbeitete.

Sie hatte ihn durch das Tauchen kennengelernt. Irgendwie hatte er genug Geld zusammengekratzt, um vier seiner Klienten einen Grundkurs beim Tauchsportverband absolvieren zu lassen, während sie gerade ihre Prüfung zur Tauchmeisterin ablegte. Sie hatten gezwungenermaßen zwei Tage miteinander verbracht und sich auf Anhieb verstanden. Aber nicht das Tauchen hielt sie zusammen, sondern etwas anderes, weniger leicht zu fassendes: vielleicht das Gefühl, beschädigt worden zu sein, und – noch wichtiger – das Gefühl, ihre Schuld

durch verantwortungsbewusstes Handeln zu begleichen. Fleas Verantwortung galt ihrer Arbeit und Thom, und bei Tig war es die Arbeit und seine Mum.

Seine Mum war ein bisschen gaga – nichts Offzielles, aber Tigs Haftstrafe war für sie der Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Nach seiner Entlassung vor einem Jahr war er geradewegs zu ihr gezogen, um sie zu versorgen, und seitdem plagte er sich mit dem Plunder, den sie anhäufte. Alle wussten, dass es ihn nach und nach wahnsinnig machte.

»Ich dachte, ich komme raus und treffe mich mit dir«, sagte er jetzt.

»Ich habe versucht, dich anzurufen – und selbst wenn es in diesem Teil der Welt etwas gäbe, wohin man gehen könnte, habe ich kein Geld, und außerdem hast *du* gesagt, du willst reden.« Ihre Nase lief, und sie wischte sie ungeduldig ab. »Hör zu, Tig, mir ist kalt. Deine Mum macht mir nichts aus, wenn es das ist.«

Er musterte sie, und sie wusste, was er sah. Sie befand sich in einem grässlichen Zustand. Er klemmte das Gesicht in den Türspalt und schaute sie an. Sein rechtes Auge folgte dem linken nur mühsam. »Du zitterst«, stellte er fest. »Was ist los mit dir?«

»Mir ist kalt. Hey, ich bin gekommen, um mit dir zu reden. *Du* hast *mich* darum gebeten. Schon vergessen?«

Er zeigte auf ihre Füße. »Du bleibst hier. Genau hier. Ich komme zurück, wenn ich weiß, dass wir uns sehen lassen können.«

Er verschwand in dem trüb erleuchteten Korridor mit den abblätternden Tapeten und der fleckigen Farbe und ließ sie vor der Tür stehen. Sie trat von einem Fuß auf den anderen, zog ihre Jacke enger um sich und wartete. Ein kalter, abgestandener Luftzug kam aus dem Korridor, und sie hörte die Geräusche eines schlecht eingestellten Radioscanners aus einem der Zimmer. Das musste Tigs Mum sein. Seit Flea sich erinnern

konnte, war seine Mutter süchtig nach dem Polizeifunk. Sie sagte immer, sie werde ihnen zuvorkommen, falls sie vorhätten, hier anzurücken und sie abzuholen – denn so war es jetzt für sie: imaginäre Armeen und Männer aus der Anstalt, die auf der Straße heranmarschierten. Jetzt, da der Polizeifunk verschlüsselt war, hörte sie sich stattdessen das statische Rauschen an. So abgedreht war sie inzwischen.

Nach ein paar Minuten erschien Tig wieder in der Diele, schaltete das Licht ein und nahm die Türkette ab.

»Mum schläft nicht. Es ist immer schlimmer, wenn sie nicht schläft.« Er trat zurück, um sie hereinzulassen, und wedelte ein bisschen betrübt mit der Hand nach hinten in den Flur. Der schmale Teppich war schmutzig und voller Flecken. »Geht immer darum, ob ich jetzt wieder fixe, wenn sie nicht Schlafengehen will.«

Sie gingen in die Küche mit ihren Bergen von Wäsche und dem billigen Resopaltisch mit der fleckigen Plastikmatte, auf der Salz, Pfeffer und eine Ketchupflasche standen. Tig setzte den Kessel auf, drehte die Gasbrenner am Herd auf, damit es ein bisschen wärmer wurde, nahm einen Stapel Kleider von einem Stuhl und winkte ihr, sich zu setzen. Schweigend nahm sie am Tisch Platz; der Geruch von Vernachlässigung, Fäulnis und Gas stieg ihr in die Nase. Der kleine Beutel mit den Pilzen steckte immer noch in der Tasche ihrer Fleecejacke; hart und klumpig an ihrer Brust, erinnerte er sie an Mum und die Hundsveilchen. Tig machte ihr eine Tasse Tee mit Milch und stöhnte irgendwo eine Packung Erdnüsse auf. Er riss sie mit den Zähnen auf, schüttete die Nüsse in eine Schale und schob sie ihr hinüber.

»Was ist denn? Der Job? Ist was Schreckliches passiert? Komisch, wenn du herkommst, riechst du nicht nach Leichen.«

»Mein Leben besteht ja nicht nur daraus, dass ich Leichen herumschiebe, weißt du.«

»Aber zum größten Teil.«

Na ja, Tig, hätte sie fast gesagt, in letzter Zeit brauche ich meinen Schutzanzug auch dann, wenn ich in dieser Wohnung sitze. Aber sie behielt es für sich. Sie zog sich die Jacke fester um die Schultern. Es war wirklich kalt hier. Zugig. »Du hast recht. Ich hatte jetzt zwei Leichentage. Aber nicht eklig – na ja, irgendwie schon eklig, aber dann auch wieder nicht.«

Er nahm ein paar Nüsse und sortierte sie auf der flachen Hand.  
»Wie kann was irgendwie eklig sein?«

»Es waren zwei Hände.«

Er blickte auf. »Zwei Hände?«

»Unter einem Restaurant im Hafen.«

»Ohne den Körper?«

»Ohne den Körper.«

»In Bristol im Hafen?«

»Sag ich doch.«

»Ja, Scheiße, wie sind die denn da hingekommen?«

»Keine Ahnung.«

»Weiß man, wem sie gehören?«

»Nein.«

»Welches Restaurant?«

»Unten, gegenüber vom Redcliffe Quay.« Sie stocherte in den Erdnüssen und fragte sich, ob es ungefährlich war, in dieser Wohnung etwas zu essen. »Das Moat.«

»Das Moat?« Er stieß einen leisen Pfiff aus. »Ich kenne das Scheiß-Moat. Ich kenne den Typen, der es führt. Ein Afrikaner – hat mir einen dicken Batzen von meinem Startkapital gegeben.«

»Tja«, sagte sie und warf sich zwei Erdnüsse in den Mund, »das ist Grund genug für mich, nicht mit dir darüber zu reden, oder?«

Er seufzte. »Wollte nur zeigen, dass es mich interessiert.«

Sie nahm noch eine Erdnuss aus der Schale und brach sie auseinander. Tigs Hand lag auf dem Tisch – kurze Fingernägel, ein verblichenes Knasttattoo auf den Knöcheln: *Love* und *Hate*.

Nicht *Mum* und *Dad*. »Tig?«, sagte sie nach kurzem Schweigen.  
»Weißt du noch, wie du auf Drogen warst?«

»Das werde ich nicht vergessen, oder?«

»Hattest du je das Gefühl...«, sie strich sich mit beiden Händen über das Gesicht und suchte nach den richtigen Worten, »...hattest du je das Gefühl, dass sich ein ganzes – ein ganzes *Universum* auftut... hier drin? Im Kopf?«

Er lachte kurz. »Ein ganzes Universum? O ja. So fühlt es sich am Anfang an – als gäbe es da drin ganz neue Welten, die du anders nie gefunden hättest. Aber später, wenn es kippt – und es kippt immer –, ist das Universum plötzlich das, was sich auftut, wenn du *nichts* nimmst. Bloß diesmal ist es ein Universum der Schmerzen. Und daraus entkommst du nur durch neuen Stoff.«

»Aber zuerst, wenn du in diesem Universum bist – hast du da je gedacht, du könntest... ich weiß nicht... du könntest vielleicht *Verbindung* aufnehmen? Verbindung zu Leuten, die tot sind?«

»Oh, bitte, Flea. *Ich sehe die Toten* – ist es das? Es gibt keinen Hippie, keine Weiße Hexe, keinen Guru, der nicht mit Drogen rumspielt und sich einredet, er kriegt davon eine Art Superblick, Hellsichtigkeit oder wie sie den Scheiß sonst nennen wollen. Das hab ich alles schon gehört, rauf und runter. Sie glauben, sie reden mit den Toten, weil sie sich irgendwelchen Scheiß in den Arm spritzen.«

Mit den Toten reden, dachte Flea, und sie sah ihre Mutter vor sich, wie sie zwischen den Bäumen kauerte. Mit den Toten reden.

»Wenn du mich jetzt fragst, ob du Sachen aufdecken kannst, die du gesehen hast«, fuhr Tig fort, »Sachen, die du vergessen hast oder von denen du nicht mal wusstest, dass du sie weißt, dann ist die Antwort: Ja. Natürlich. Aber du erfährst nichts, was du nicht schon erfahren hast.«

Sie rieb sich die Arme und wich seinem Blick aus. »Ich habe

bei den Sachen meines Vaters Pilze gefunden. Und ich habe sie gegessen.«

Tigs Blick war durchdringend. »Ausgerechnet du«, brummte er. »Ausgerechnet du.« Er trommelte mit seinen tätowierten Fingern auf dem Tisch. *Love. Hate. Love. Hate.* »Du bescheuerte Kuh. Komplett bescheuerte Kuh.«

Sie schaute ihn jetzt fest an, sein verrücktes, verkorkstes Gesicht mit dem Auge, das in die falsche Richtung ging, und der Nase, die gebrochen aussah. Das Problem mit dieser Situation hier bei Tig war völlig klar: Sie wollte Drogen benutzen, um tiefer in ihre Erinnerung einzudringen, um Antworten zu finden, von denen sie wusste, dass sie knapp außerhalb ihrer Reichweite lagen. Sie wollte Drogen nehmen, um die Stimmen zu finden. Bei ihm war es genau andersherum. Er hatte Drogen benutzt, um die Stimmen zum Schweigen zu bringen. Er hatte sie benutzt, um den Zorn zu ersticken. Und das war der Haken. Er mochte sie besser verstehen als andere, aber er würde niemals ganz begreifen, was sie wollte.

Nach einer Weile zuckte er die Achseln. »Na schön. Jetzt hast du es getan. Es ist passiert.« Er lehnte sich zurück und sackte ein wenig zusammen. »Und was macht dir Sorgen?«

»Ich habe meine Mum gesehen. Und sie hat versucht, mir etwas zu sagen.« Flea kippte ihren Stuhl zurück; sie strich sich die Haare aus dem Gesicht, knüllte sie in der Hand zusammen und konzentrierte sich auf die Decke. »Aber ich kann es nicht genau fassen, und deshalb möchte ich...«

»Du möchtest es noch mal tun?«

»Nicht die Pilze.«

»Oh, jetzt sag nicht, du willst ein Fixer werden wie ich.«

Flea ließ ihren Stuhl wieder nach vorn kippen und schaute ihm in die Augen. »Erinnerst du dich an meinen Freund Kaiser?«

»Ja. Schräger alter Scheißer. Ein Kumpel von deinem Alten.«

»Er sagt, mit Pilzen komme ich da nicht hin.«

Tig nickte. Das Lid über seinem Versehrten Auge hing jetzt herab, als wäre das alles zu anstrengend. »Und?«

»Er hat von was anderem geredet – gestern Abend. Ibogain.«

»Ja, ja, das kenn ich. Biologisch, legal, aus Afrika. Manche Kliniken benutzen es, um die Leute vom Heroin runterzubringen.«

»Kaiser sagt, ich könnte monatelang Pilze essen, ohne weiterzukommen, aber das bringt mich dahin, wo ich hinwill. Es geht hier herein und...«, sie schnippte mit dem Finger an ihre Schläfe, »...und vielleicht werde ich noch einmal mit Mum sprechen können. Herausfinden, was sie mir sagen wollte.«

»Und du glaubst ihm?«

Sie klemmte die Hände zwischen die Knie und betrachtete ihre unberührte Teetasse. Das Rauschen des Scanners im Zimmer nebenan drang durch die Wand. Nein, dachte sie. Nein, eigentlich glaube ich ihm nicht, aber es ist besser als nichts.

»Na ja«, meinte Tig, als er begriff, dass sie nicht antworten würde. »Anscheinend kann ich nichts dazu sagen. Oder? Und Leute wie du, na, du würdest sowieso nie süchtig werden. Anders als Leute wie ich.«

Sie lächelte traurig. »Ich habe vier Tage Urlaub, ab Freitag. Ohne Bereitschaftsdienst.«

Tig erhob sich und holte noch eine Tüte Erdnüsse aus dem Schrank. Er schüttete sie in die Schale, und ein kleines Wölkchen Salz stob auf. Er lachte betrübt. »Also Freitag. Ich versuche gar nicht, es dir auszureden.«

Sie starrte auf die Erdnüsse und wusste in diesem Augenblick, dass es immer so sein würde. Manche Leute kamen davon, und andere nicht. Manche vergoldete das Leben, andere nicht. Und trotz allem, trotz ihres Verlustes und ihrer Ängste, trotz all der Dinge, die sie vielleicht mit Tig gemeinsam hatte, wusste sie im Grunde ihres Herzens, dass sie vergoldet war. Sie war vergoldet, und Tig war es nicht.

14. Mai

Jetzt ging die Sonne unter, es wurde kalt, und der Walking Man wanderte nicht mehr. Er hatte sich durch die Hecke am Rand einer kleinen Landstraße in Somerset gezwängt und bereitete auf dem Feld dahinter aus Papierfetzen, die er im Lauf des Tages am Straßenrand aufgesammelt hatte, sein Nachtlager vor. Um halb neun parkte Jack Caffery seinen Wagen gegenüber und ließ die Scheinwerfer an.

Er stieg nicht gleich aus; er stellte nur den Motor ab und hielt die Augen offen. Dort war jemand, an den er seit Monaten dachte. Es war bizar, endlich hier zu sein.

Der Walking Man war an Autofahrer und ihr Verhalten gewöhnt und achtete nicht auf ihn. Als er sich umdrehte, um noch mehr Holz für sein Feuer zu sammeln, sah Caffery sein Gesicht. Das, dachte er, ist ein Mann, der auf dem Grund einer Feuergrube geboren wurde. Er war rußbedeckt von Kopf bis Fuß: Die dicken Socken über den Wanderstiefeln, an den Waden mit einem Stoffstreifen umwickelt, waren geschwärzt, und die dreiviertellange Jacke mit der Wäschleine als Gürtel war so dreckig, dass man nicht mehr sehen konnte, welche Farbe sie einmal gehabt hatte. Er war Ende vierzig, das wusste Caffery aus den Kriminalakten, aber wenn man ihn jetzt anschaut, hätte man sein Alter niemals erraten'. Das Haar hing ihm bis über die Schultern, und ein schwarzer Bart, der dicht unter den Augen begann, reichte ihm bis zur Brust und bedeckte ihn wie eine Kutte.

Caffery angelte seine Jacke vom Rücksitz und stieg aus. Es war eine dieser einsamen Landstraßen in Somerset, die so schmal sind, dass die Bäume darüber zusammenwachsen und einen Tunnel bilden. Das einzige Licht war ein Rest Abend-

sonnenschein, der durch die Lücke in der Hecke vor dem Feld des Walking Man fiel. Caffery schloss die Wagentür, knöpfte sich die Jacke zu und überquerte die Straße. Als er sich durch die verdorrten Überreste eines Weißdornbuschs zwängte, zerriß er sich die alte Hose und schrammte sich den Ärmel auf.

Auf dem Feld zog er eine Wollmütze aus der Tasche und stülpte sie sich bis über die Ohren. Jetzt am Abend war es eiskalt; man hätte glauben können, es sei wieder Winter. Er blieb auf dem harten, gepflügten Boden stehen und wartete. Der Walking Man ließ sich nicht stören; er fischte ein schmutziges Feuerzeug aus der Tasche und hielt es unten an seinen Reisighaufen. Beinahe sofort loderte es auf; im Feuermachen hatte er jahrelange Übung. Die Flammen bissen knisternd in das Holz und warfen im Zwielicht Schatten über den Boden.

Caffery kam ein paar Schritte näher. »Sie sind der Walking Man.«

Er blickte nicht auf, sondern warf ein Holzscheit auf das Feuer und nahm zwei weitere in die behandschuhten Hände.

»Ich habe gesagt, Sie sind der Walking Man. Stimmt's nicht?«

»So wurde ich nicht getauft. Und meine Mutter hat mich nicht so genannt.«

Caffery verschränkte die Arme. Die Stimme des Walking Man klang gebildet und einigermaßen höflich, aber es schien ihn nicht zu interessieren, mit wem er sprach oder was der andere dachte. Es war, als hätte er gewusst, dass Caffery kommen würde, und es war ihm egal, ob sie miteinander sprachen oder nicht. Er warf das Holz auf das Feuer und beobachtete es einen Moment lang. Als er sicher war, dass es gut brennen würde, bohrte er daneben zwei Stöcke in den Boden, rollte seinen Schlafsack auseinander und drapierte ihn darüber, breitete ihn sorgfältig aus, um ihn zu wärmen. Seine Kleidung dampfte, und sein Atem bildete weiße Wölkchen in der Luft.

»Ich suche Sie schon lange«, sagte Caffery nach einer Weile.

»Und wie haben Sie mich gefunden?« Er klang unbeschwert, beinahe amüsiert. »Ich bin nicht leicht zu finden. Ich bin in Bewegung, ich gehe. Das ist mein Beruf.«

»Und mein Beruf ist es, Leute zu finden. Ich bin die Polizei.«

Der Walking Man hielt inne, und zum ersten Mal blickte er auf. Er hatte blaue Augen mit dunklen Wimpern, und für Caffery war es eine gespenstische Erkenntnis: die gleichen Augen. Er und der Walking Man hatten die gleichen Augen. Als hätten sie irgendwo in der Vergangenheit einen gemeinsamen Verwandten gehabt. Vielleicht früher in Donegal.

»Ich mag die Polizei nicht.« Der Walking Man musterte Caffery mit schmalen Augen. Er ließ sich Zeit, betrachtete die Wollmütze, die grobe Seemannsjacke, die Doc Martens. Vielleicht fand er, Caffery sehe nicht aus wie ein Bulle. Vielleicht hatte er aber das mit den Augen ebenfalls bemerkt.

»So«, sagte er nach einer Weile, »meine alten Freunde. Die Polizei. Sie wissen, wo ich bin, ja?«

»Sie haben eine Vorstellung. Eine allgemeine Vorstellung. Weit weg von Wiltshire und Somerset sind Sie nie.«

Der Walking Man lachte. »Glauben die, ich habe nicht lange genug gesessen? Oder ich werde es wieder tun? Ich werde wieder jemanden verletzen?«

»Es gibt Anzeigen von Leuten, die Sie gesehen haben. Aus der Bevölkerung, von Leuten, die nicht wissen, wer Sie sind, aber die vielleicht beobachtet haben, wie Sie draußen schlafen, und dachten, Sie könnten krank sein.«

»Oder eine Gefahr für sie.«

»Wir werfen in unserem Job nichts weg. Irgendwo gibt es Erkenntnisse über Sie.«

»Erkenntnisse«, sagte der Walking Man wie zu sich selbst, als wäre das ein falsches Wort im Zusammenhang mit der Polizei. Er wandte Caffery den Rücken zu und kümmerte sich um sein Abendessen. »*Er-kennt-nis-se.*«

Mit dem Flaschenöffner, der an einem Band um seinen Hals hing, stieß er Löcher in vier Konservendeckel und stellte die Dosen mitten ins Feuer. Dann setzte er sich hin; seine klobige Kleidung verlangsamte seine Bewegungen, und er wickelte die Stoffstreifen ab, die um seine Beine gewunden waren. Vorsichtig löste er die Schnürsenkel, zog sorgfältig die Stiefel aus und stellte sie neben seinem Schlafsack auf den Boden. Dann schälte er sich die Socken von den Füßen – es waren drei Paar – und inspizierte seine Füße. Caffery bemerkte, dass die Füße des Walking Man an den Stellen, wo seine eigenen schwielig und rot waren, schwarz aussahen – als schiede sein Körper eine Art schützende Teerschicht aus. Mit den Stoffstreifen rieb er sie ab, und dann zog er zwei Paar trockene Socken an und darüber so etwas wie Schaffellpantoffeln, die er mit den Stoffstreifen an den Knöcheln festband. Danach nahm er sich seine Stiefel vor: Er fuhr mit der Hand durch das Innere, kloppte die Absätze gegeneinander, schmierte sie beide von innen mit einer dünnen Schicht Vaseline aus einem winzigen Tiegel ein und stellte sie zum Trocknen neben das Feuer. Der Walking Man wanderte jeden Tag von morgens bis abends, und seine Stiefel brauchten so viel Aufmerksamkeit wie möglich.

»Ich habe einen weiten Weg hinter mir, um Sie zu sehen.«

»Ach ja?«

»Ich habe lange gebraucht, um herzukommen.«

»Na ja, ich habe ein ganzes Leben gebraucht, um dahin zu kommen, wo ich jetzt bin.«

»Ich weiß.« Caffery trat von einem Bein auf das andere. Es war wirklich kalt hier draußen. Bitterkalt. »Ich bin hier, weil ich möchte, dass Sie mir etwas erzählen. Ich möchte über das reden, was Sie getan haben.«

Der Walking Man lachte, sanft und höflich, als hätte er einen kleinen Witz gehört. »Und wo steht, dass ich umsonst rede?«, fragte er. »Hmm? Habe ich ein Schild auf dem Rücken, auf

dem steht, dass ich bereit bin, mit jedem zu reden?« Er lachte immer noch. »Sie sind nicht mein Boss. Po-li-zist.«

Caffery knöpfte seine Jacke auf und zog eine Literflasche Scotch unter seinem Pullover hervor. Er hielt sie dem Walking Man entgegen. »Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.«

Der Walking Man schaute die Flasche und dann Caffery an. Nach einer Weile kam er näher, nahm die Flasche und drehte sie in den Händen. Aus der Nähe betrachtet, waren seine Fingernägel gewölbt und gelb, als würde darunter etwas Übles gären, sodass sie jeden Augenblick abfallen konnten. Er roch nach Feuerzeug und Rauch.

»Neunzehnhundertachtzig«, sagte er nachdenklich und betrachtete das Flaschenetikett mit dem weiß-goldenen Bild eines Teeklippers, »war ein durchschnittliches Haus in Bristol zwanzigtausend wert. Wussten Sie das?«

Caffery ließ sich niemals beirren, wenn jemand unverhofft das Thema wechselte. Das gehörte zu seinem Beruf als Polizist. »Nein, wusste ich nicht. Vielleicht könnte ich ungefähr abschätzen, wie es in London war. Aber hier draußen nicht. Das hier ist ein neues Territorium für mich.«

»Tja, jetzt kennen Sie das Geheimnis. Zwanzig Riesen. Meine Eltern, wissen Sie, waren Ärzte – natürlich sind sie inzwischen beide tot –, und sie hatten eins der größten Häuser in Clifton. Neunzehnhundertachtzig haben sie sechzigtausend dafür bezahlt, und als sie starben, fiel es direkt an mich. Natürlich konnte ich es nicht bewohnen, denn ich saß in Long Lartin im Hochsicherheitstrakt bis...« Er machte ein Geräusch hinten in der Kehle und verdrehte die dunkelblauen Augen. »Aber das wissen Sie schon, oder?«

»Ich habe die Akte gesehen.«

»Der Testamentsvollstrecker bezahlte die Steuer und übergab das Haus einer Verwaltungsfirma. Während der letzten zehn Jahre meiner Haftstrafe brachten sie die Miete auf die Bank. Das Haus war ein Schmuckstück, das konnte sogar

ich sehen. Es hatte sechs Schlafzimmer und eine Remise, eins der schönsten Zeugnisse georgianischer Architektur in Bristol, hat der Makler gesagt. Als ich letztes Jahr aus dem Knast kam, habe ich es verkauft. Was, glauben Sie, habe ich bekommen?«

»Ich habe eben ein Haus in London verkauft. Nichts Besonderes, aber meine Eltern haben in den Siebzigern fünfzehntausend dafür bezahlt, und ich habe mehr als dreihundertfünfzig bekommen. Ich weiß es nicht. Fünfhunderttausend?«

»Versuchen Sie's mit dem Vierfachen. Fast zwei Millionen. Jeden Monat wandern mehr als achttausend Pfund Zinsen auf mein Konto. Steht das auch in meiner Akte?« Er warf die Flasche in die Luft, sodass sie sich drehte, hell vor dem dunkelblauen Himmel, und fing sie mit einem Lächeln wieder auf.

»Hier.« Er stieß sie Caffery gegen die Brust. »Ich trinke Cider. Aber trotzdem danke.«

Flea blieb bis acht bei Tig. Sie holten sich Fish and Chips in dem einzigen Laden in Bristol, der immer noch Zeitungspapier als Verpackung benutzte, kehrten damit zurück in seine Wohnung, leerten zusammen eine Flasche Wein und redeten, und die ganze Zeit ermahnte sie sich, ihn endlich nach der SMS zu fragen – und worüber er hatte sprechen wollen. Aber sie vergaß es, und als sie dann gehen wollte und sich schließlich daran erinnerte, winkte er ab. Nein, sagte er, es war nichts weiter. Wollte dich nur mal wieder sehen, das war alles.

Sie knöpfte ihre Jacke zu, suchte ihre Schlüssel und gab Tig einen Kuss auf die Wange. Er erstarrte immer, wenn sie ihm so nah kam, spreizte die Arme ab – aber sie tat es trotzdem. Sie wandte sich ab und lächelte verstohlen, weil sie ihn so sehr in Verlegenheit gebracht hatte. Dann bemerkte sie seine Mutter, die in der Tür stand. Sie trug einen pinkfarbenen gesteppten Hausmantel, und ihr langes graues Haar hing offen auf die Schultern. Sie sah älter aus als fünfzig und machte den Ein

drucks als befände sie sich nur zur Hälfte wirklich in der Welt.  
Ein Skelett im Nachthemd.

»Mum«, sagte Tig. »Mum. Geh wieder ins Bett. Es ist spät.«

Aber sie hielt sich am Türrahmen fest und blickte mit verwirrter Miene von einem zum anderen. Ihr Mund klappte auf und zu, als wollte sie etwas sagen. Tig stand auf und umfasste ihren Arm.

»Oh, Tommy«, murmelte sie. »Bitte. Sag ihnen, sie sollen weggehen, ja, Schatz? Sag ihnen, sie sollen mich in Ruhe lassen.«

»Komm, Mum, du hast wieder geträumt. Ab ins Bett.«

»Sag ihnen, sie sollen mich in Ruhe lassen – die Schwarzen.«

»Mum, bitte.« Tig legte den Arm um sie und versuchte sie in den Korridor zu bugsieren. »Komm, Liebes, geh wieder ins Bett.«

Aber sie sträubte sich, klammerte sich am Türrahmen fest und sah sich Hilfe suchend nach Flea um. Die Adern unter ihrer gelben Haut zeichneten sich blau ab. »Ach du liebe Güte«, flüsterte sie. »Ach, mein Schatz, ich hab solchen Ärger.«

»Mrs. Baines, erinnern Sie sich an mich? Ich bin Flea. Wir haben uns schon gesehen. Wissen Sie noch?«

»Sagen Sie es ihnen, Schatz, ja? Sagen Sie ihnen, sie sollen mich in Ruhe lassen mit ihrer Bummbumm-Musik und ihren Gerüchen. Sie sollen aufhören, in meinem Flur auf und ab zu laufen und ihre Gesichter durch meine Wände zu schieben.«

»Keine Sorge, Mrs. Baines.« Flea trat näher und legte ihr eine Hand auf den Arm. Er war kalt und so dünn wie ein Streichholz. »Ich bin sicher, Tommy hat alles im Griff.«

Mrs. Baines blinzelte sie an. Dann begann sie zu weinen. Es klang dünn und verwirrt und ohne Energie. Sie streckte die Hand nach Tig aus. »Tommy, sorg dafür, dass der Kleine aufhört, sein Gesicht durch meine Wand zu schieben.«

»Mum. Das ist eine Fernsehsendung. Du hast zu viel ferngesehen.«

»Ich weiß, dass es eine Fernsehsendung ist, Tommy. Das weiß ich. Hast du das Buttermesser?« Sie entwand sich ihm und spähte mit trüben Augen in der Küche umher. »Wo ist das Buttermesser? Das Buttermesser von deinem Dad, das mit dem Knochengriff. Gib es mir, damit ich mich verteidigen kann.«

Tig warf Flea einen verzweifelten Blick zu, und sie wusste, dass er sie bat, ihm zu helfen. Aber sie konnte nur ihr Gesicht mitfühlend in Falten legen. Vielleicht machte sie sich etwas vor, wenn sie dachte, dass sie Thoms wegen verstehen konnte, was Tig mit seiner Mutter durchmachte. Aber das hier war viel schlimmer als ein arbeitsloser Bruder, der unter Depressionen litt. Was Tig täglich zu bewältigen hatte, überstieg ihr Vorstellungsvermögen. Und irgendwie schaffte er es, nicht wieder zu fixen.

»Komm schon, Mum, ich bringe dich wieder ins Bett. Und dann hole ich dir heiße Milch. Das würde dir doch gefallen, oder?«

»Was ist mit dem Buttermesser?«

»Das hole ich dir auch. Sobald du im Bett bist, bringe ich es dir. Versprochen.«

»Und du sorgst dafür, dass sie aufhören, mich anzustarren? Wenn ich im Bett bin?«

»Das tu ich. Versprochen. Ich schalte den Fernseher aus.«

Und er schob sie durch die Tür vor sich her, die Hände auf ihren Schulterblättern: zwei geschlagene Menschen, die sich langsam durch die enge Diele bewegten, während Flea allein zurückblieb und ausdruckslos die Tür anstarrte. Ganz gleich, was für ein Verhältnis man zu seinen Eltern hatte, dachte sie, irgendwo am Weg wartete immer der Schmerz.

Es stellte sich heraus, dass der Walking Man anders war, als alle dachten. Neben dem Cider und dem Geld – Caffery war sicher, dass niemand etwas von dem Geld wusste – gab es da noch mehr. Zum einen machte er nicht da Halt, wo er sich ge-

rade befand, wenn die Sonne unterging. Da war mehr Planung im Spiel. Er hatte Boxenstopps überall im West Country, kleine Schlupfwinkel am Rande der Straße, und er wusste, dass man ihn dort nicht behelligen würde. Er versteckte Sachen dort – unter Steinen und Viehträgen und in zerbröckelnden Mauern. Hier hatte er Konserven, einen Stapel Schaumgummimatten und vier Krüge Cider in der lockeren Erde neben der Hecke vergraben.

»Man soll immer den Alkohol trinken, den das Land hervorbringt, auf dem man steht.« Er entkorkte den Glaskrug mit den Zähnen. »Gehst du nach Kuba, trinkst du Rum. Gehst du nach Mexiko, trinkst du Tequila. Da kriegt man nie einen Kater. Die Weisheit von Generationen steckt in der Herstellung dieser Getränke. Generationen, die gelernt haben, wie der Körper mit dem Klima, dem Boden und dem Wasser zurechtkommt.«

Caffery schraubte die Scotchflasche auf und kippte den Inhalt auf die gefrorene Erde. Dann beugte er sich vor und streckte sie dem Walking Man hin, der seinen Glaskrug über den Flaschenhals hielt und die Flasche sorgfältig mit dem trüben Cider füllte.

»Und in Somerset trinkt man Apfel.«

Das Feuer loderte jetzt hell und beleuchtete die Gesichter der beiden Männer. Sie saßen auf den gewellten Schaumstoffvierecken und beobachteten, wie es Nacht wurde. Als das letzte Tageslicht verschwunden war, leuchteten die Lichter von Bristol im Nordwesten auf, schemenhaft und fern unter dem grauen Himmel, wie eine Stadt aus alten Sagen – als lebten dort Drachen und nicht Studenten, Drogendealer und Menschen, die so verkommen waren, dass sie anderen die Hände abhackten und sie unter einem Restaurant verscharrten.

Caffery lehnte sich zurück und hob die Flasche an den Mund. Der Cider war kalt, aber er ließ ein so machtvolleres Bild von Herbst und den Apfelgärten der Kindheit entstehen, dass

er ihn beinahe in einem Zug geleert hätte, nur um in dieser Erinnerung zu bleiben und nicht an vergrabene Hände zu denken.

»Der Bauer, von dem ich den kriege«, erklärte der Walking Man, »hat bis neunzehnhundertneunzig immer noch einen Kadaver ins Fass getan. Ein Schwein oder ein Huhn. Er sagte, das versüßt die Mischung, und seit die Behörde es ihm verboten hat, ist sein Cider nicht mehr das, was er mal war.«

Caffery trank noch mehr, ließ den Cider durch die Kehle laufen; dass der Wagen auf der Straße stand, kümmerte ihn nicht, und auch nicht, dass er noch nach Hause fahren musste. So hatten Bauern und Arbeiter jahrelang gelebt, und darin lag etwas Tröstliches. Er hatte Cider im Mund und die ehrliche Kälte eines gepflügten Feldes unter dem Hintern, und er ließ den bizarren Tag von sich abfallen und zerbrach sich nicht länger den Kopf über ein armes Schwein ohne Hände, tot oder sterbend. Er wischte sich über den Mund, zog die Knie an, stützte die Ellbogen darauf und lehnte sich nach vorn.

»Was muss ich Ihnen geben?«, fragte er. »Ich kann Ihnen kein Geld geben, und ich weiß nicht, was Sie brauchen.«

Der Walking Man lächelte durchtrieben. »Ich brauche zweierlei.«

»Zweierlei?«

»Als Erstes müssen Sie mir sagen, wer das ist, der da aus dem Nichts auftaucht, von der Straße kommt wie ein Gespenst und will, dass ich ihm meine Vergangenheit offenbare.«

»Ich bin Jack.« Er streckte die Hand aus und wartete, dass der Walking Man sie ergriff.

Doch der rührte keinen Finger. »Jack? Gibt's da noch einen anderen Namen? Einen Nachnamen?«

»Caffery.« Er zog die Hand zurück und ließ sie verlegen neben sich auf den Boden sinken. »Jack Caffery.«

»Jack Caffery.« Der Walking Man lachte leise. »Jack Caffery, der Polizist.«

Er stocherte im Feuer und schob die Konservendosen fachmännisch darin herum. Aus zweien quoll ein dünner Faden Dampf, und er rückte sie in die Glut am Rand. Die Sonne war untergegangen, und die weißen Strähnen der Bartflechte an den oberen Asten sahen aus wie bläulicher Dunst, wie kleine Nachtwolken.

»London also? Da wohnen Sie?«

»Nein. Ich wohne hier. In den Mendip Hills.«

»Aber Sie sind ein Londoner Junge. Das sehe ich Ihnen an, auch ohne dass Sie Ihren Polizistenmund aufmachen.«

»Die Familie stammt aus Liverpool und vorher aus Donegal – aber ich, ja, ich bin aus London. Und jetzt bin ich hier. Bin vor zwei Monaten versetzt worden.«

»In den Westen?«

»Weil ich mit Ihnen reden wollte.«

»Da hätten Sie auch ein Supersonderangebot nehmen können, in der Nebensaison. Hätten den Tag mit mir verbracht und wären dann in den Smog zurückgefahren, wo das Leben so viel besser ist. Hm?«

Caffery lachte trocken.

»Aber das ist es nicht«, fuhr der Walking Man fort. »Oder? Es geht nicht nur darum, mich zu sehen. Da gibt es noch mehr.«

»Da gibt es immer noch mehr.«

»Eine Frau?« Ein Lächeln kräuselte den Bart. »Jack Caffery, Polizist, machen Sie mir nichts vor. Da gibt es immer eine Frau.«

»Gab. Es gab eine Frau. Ja.«

Der Walking Man beobachtete Cafferys Gesicht und wartete darauf, dass er weitersprach. Caffery seufzte. »Sie wollte Kinder. Je dringender sie es verlangte, desto weniger konnte ich es. Irgendwann wurde unser Leben zu einem Druckkessel, und ehe wir's uns versahen...« Er klatschte in die Hände, und der Luftzug ließ die Flammen flackern. »Hey.« Er ließ die

Hände sinken und lächelte. »Wahrscheinlich habe ich sie nicht genug geliebt. Aber ganz gleich, was passierte, ich konnte es nicht, ich konnte einfach kein Kind bekommen. Nicht nach allem, was ich gesehen habe. Was Kindern passiert.«

Es war still. Die Lichter eines Flugzeugs vom Flughafen Bristol erschienen über dem Horizont und blinkten kalt und lautlos. Beide starnten darauf, und vielleicht taten beide so, als dächten sie nicht an das Wort »Kinder« und an die unterschiedlichen Bedeutungen, die es für sie hatte. Wenn Rebecca davon sprach, Kinder zu bekommen, hatte sie immer nur »das K-Wort« gesagt, denn sie wusste, für Caffery war es eins der heikelsten Worte, die sie in den Mund nehmen konnte. Ohne ein Kind, erklärte sie, sei die Energie, die er ins Leben stecke, verschwendet. Zum Fenster hinausgeworfen. Als er sie fragte, was sie damit meine, antwortete sie: »Die Energie, die du darauf verwendest herauszufinden, was mit Ewan passiert ist – die gleiche Energie, die du auch in deinen Job steckst bedeutet nichts. Absolut nichts. Sie geht nirgendwo hin, und sie erschafft nichts.« Was komisch war, denn er hatte seinen Job und das Suchen nach einer Antwort nie als Energieverschwendungen empfunden. Aber immer wenn er an ein Kind dachte, an eine Familie, konnte er sich dabei nur etwas Unzusammenhängendes, Ätherisches vorstellen, etwas, das sich innerhalb von einer Sekunde auflösen konnte. Als wollte man Nebel mit den bloßen Händen festhalten.

Nach einer Weile rappelte sich der Walking Man mühsam hoch. Er holte Blechteller aus seinem Versteck unter der Hecke und brachte sie ans Feuer. Mit einem Stock angelte er die Konserven heraus und klemmte eine zwischen die Füße, um den Deckel mit einem Schweizer Messer zu öffnen. »Wir können gleich essen.« Schweiß trat ihm auf die Stirn. »Wir werden essen. Und dann reden wir weiter.«

Caffery hielt seine Flasche mit beiden Händen fest und sah zu ihm auf. Der Mann war nur zehn Jahre älter als er, aber

aus einem Grund, der wahrscheinlich mit dem Cider zusammenhing, fühlte es sich so natürlich und beruhigend an, als schaute er zu einem Vater auf. Vielleicht mehr als das. Der Walking Man kippte das Essen auf die Teller, und sie aßen: Rindfleischpastete, kleine Kartoffeln und ein paar Kräuter, die der Walking Man aus einer Tasche hervorzauberte. Caffery wusste nicht, warum es so war – vielleicht lag es an der Kälte, vielleicht auch am Cider –, aber diese Mahlzeit aus verbrannten Blechdosen würde wahrscheinlich die einzige sein, an die er sich noch auf dem Sterbebett erinnerte. Er fuhr mit den Fingern über den Teller und leckte sie ab. Der Walking Man war fertig und sah ihn an. »Tja, Jack Caffery«, sagte er, »eine Frau haben Sie verlassen, und wie ist es jetzt? Gibt es hier keine Frau?«

Caffery lächelte. »Nein. Keine Frau.«

»Was tun Sie dann? Ohne Frau?«

Caffery stellte den Teller auf den Boden und zog seinen Tabak aus der Jacke. Eine Gewohnheit, die er all die Jahre beibehalten hatte. Er ließ sich Zeit mit dem Drehen. Unwillkürlich war das erste Bild, das bei dem Wort »Frau« in seinem Kopf entstand, Flea am Hafen an diesem Morgen, ihr blondes Haar und die sonnenbraunen Arme unter dem blauen T-Shirt der Tauchereinheit. Als er das Zigarettenpapier anleckte, richtete er den Blick nicht auf den Walking Man, sondern auf die Lichter von Bristol.

»Prostituierte«, sagte er. »Ich gehe zu Prostituierten. Da drüben. In Bristol.«

»Zu Prostituierten? Oder zu *einer* Prostituierten?«

»Nicht nur zu einer. Ich gehe selten zweimal zu derselben.«

»Wie oft?«

»Nicht oft genug.«

»Wie oft ist >nicht oft genug<?«

Er zündete die Zigarette an, nahm zwei Züge und dachte

an die Körper und die Gesichter und die Straßenlaternen. Er dachte an die kalte Leere in seiner Brust und dass er sich offenbar einbildete, Frauen wie Keelie könnten sie ausfüllen. »Einmal die Woche. Warum? Wie halten Sie es mit Frauen?«

Der Walking Man ließ seine Zähne sehen, als wären es Knochen, und zeigte auch den roten Rand seiner Zunge. »Das ist vorbei. Für mich ist es vorbei, seit es passierte. Gehört zu einem anderen Leben. Man vermisst es nicht, wenn man es als etwas betrachtet, das andere Menschen in einem anderen Leben tun.« Er stand auf, sammelte die Teller ein, wischte sie mit einem Lappen ab und stellte sie neben den Graben. Er verkorkte den Cider und schob den Glaskrug unter die Hecke. Dann zog er eine zusammengerollte, lange Gummimatte heraus und warf sie in den Graben. »Für mich ist Schlafenszeit.«

»Das Zweite. Sie haben mir noch nicht gesagt, was Sie als Zweites wollen.«

»Im Frühling gehe ich eine Stunde nach Anbruch der Dunkelheit schlafen«, sagte der Walking Man, als hätte er ihn nicht gehört. »Immer schon – seit sie mich aus Long Lartin entlassen haben. Sie können hierbleiben, wenn Sie möchten, aber Sie wollen sicher nicht hier draußen unter den Sternen schlafen. Zum einen ist es kalt. Und zum andern...« Er schob seine Kleider in den Graben und verteilte sie auf der Matte, um darauf zu schlafen und damit sie am Morgen ein wenig warm waren. Dann nahm er den Schlafsack, der neben dem Feuer ausgebreitet lag, rollte ihn rasch zusammen, um die Wärme zu erhalten, die er aufgenommen hatte, und legte ihn auf die Kleider. »Zum andern werden Sie nicht zusammen mit mir hier draußen im Freien schlafen wollen. Ich meine...« Er schnalzte mit der Zunge hinter den Schneidezähnen, als hätte sich da etwas Unangenehmes festgesetzt. »Ich meine, woher wollen Sie wissen, wie Sie aussehen, wenn Sie aufwachen?«

Caffery stand auf. »Es gibt zweierlei, haben Sie gesagt. Das eine haben Sie bekommen. Was ist das andere?«

Der Walking Man kam ein bisschen näher, und jetzt fiel Caffery eine Unsicherheit bei ihm auf, ein Hinken vielleicht. Oder ein Zögern. »Es gibt noch etwas, das Sie mir geben können, Jack Caffery. Und danach können wir miteinander reden.«

»Sagen Sie's mir.«

»Den Chrysanthus und den Vernus. Das ist mein Preis. Ein paar Chrysanthus und ein paar Vernus.«

»Chrysanthus? Ist das ein Vogel?«

»Nein. Kein Vogel. Es ist eine Blume. Ein Krokus. Eine kleine weiße Frühlingsblume.«

»Woher soll ich um diese Jahreszeit einen Krokus bekommen?«

»Sie besorgen die Zwiebeln, und ich pflanze sie ein. Aber wenn Sie sie mir bringen, kommen Sie, um zuzuhören. Sie kommen nicht mit einem Vortrag oder weil Sie sich in den Kopf gesetzt haben, mich zu bekehren und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft aus mir zu machen. Ich bin der, der ich bin, und Sie sollten nicht versuchen, mich zum Glauben an die Erlösung zu bekehren. Verstanden?«

»Verstanden. Keine Erlösung.«

»Gut. Der Vernus ist heute nicht mehr so populär, nicht wie früher. Aus der Mode gekommen und nicht leicht zu finden. Aber...« Er richtete sich auf und legte Caffery die Hand auf die Brust. Er ließ sie dort liegen, und sie hob und senkte sich mit Cafferys Atemzügen. Als wollte er sein Herz untersuchen. »Aber Sie werden sie finden. Sie werden meine Krokusse finden. Das weiß ich.«

14. Mai

Das Carjacking war im West Country angekommen. Im Jahr 2006 war ein junges Freiberuflerpaar mit einem Scenic-Minivan aus Wellington angereist, um sich eine Show anzusehen, und der Wagen wurde ihnen gestohlen, als sie ihn vor dem Bristol Hippodrome parken wollten. Der Carjacker trug eine rote Skimaske und R&B-Jeans. Er wartete, bis die Frau ausgestiegen war und der Mann die Handbremse anzog, bevor er zuschlug.

Er zerrte den Fahrer auf den Asphalt heraus, brach ihm das Handgelenk, sprang in den Wagen und fuhr mit einer Geschwindigkeit von dreißig Meilen pro Stunde davon. Dabei verursachte er Schäden in Höhe von zehntausend Pfund an anderen Fahrzeugen, die auf dem Parkplatz standen. Er nahm die Straße nach Clifton, und niemand wusste, wie weit er gekommen wäre, wenn er mit dem Wagen nicht auch einen Insassen entführt hätte. Auf dem Rücksitz saß die sechsjährige Tochter des Ehepaars. Als er es bemerkte, stellte er den Wagen sofort ab und ließ ihn mit laufendem Motor in der Whiteladys Road stehen. Das Kind blieb unversehrt. Er verschwand auf Nimmerwiedersehen im grauen Nachmittag.

Flea hatte sich beiläufig für den Fall interessiert, weil sie diesen Parkplatz manchmal auch benutzte. Sie erkundigte sich bei einem Freund aus der Abteilung für Informations- und Datenanalyse nach den Einzelheiten, und als sie las, was passiert war, setzte sich ein Satz in ihrem Kopf fest: *Das Kind saß auf einem erhöhten Kindersitz*. Flea streifte in den nächsten paar Tagen auf Parkplätzen umher, schaute in jeden Renault Scenic und suchte nach solchen Kindersitzen, bis eines für sie feststand: Aus welcher Richtung der Typ auch gekommen war, er musste

das Kind gesehen haben, bevor er den Wagen raubte. Und als sie sich die Zeugenaussagen vornahm, stellte sie fest, dass das Kind ausgesagt hatte, die ersten Worte des Täters seien gewesen: »Hör auf mit dem blöden Geheule.« Das klang nicht nach jemandem, der überrascht war, ein Kind im Wagen zu finden: »Hör auf mit dem blöden Geheule...«

Was war, wenn sie sich irrten? Die Polizei nahm an, der Carjacker habe den Wagen abgestellt, als er das Kind entdeckte. Aber wie sah es aus, wenn man die Sache umdrehte? Was war, wenn die Anwesenheit des Kindes ihn nicht veranlasst hatte, den Wagen *abzustellen*? Sondern wenn das Kind – und bei dem Gedanken überlief es sie eiskalt – ihn überhaupt erst veranlasst hatte, *den Wagen zu stehlen*?

Der Gedanke, er habe sich den Wagen wegen des kleinen Mädchens ausgesucht und die Entführung abgebrochen, weil ihn etwas erschreckt hatte, wurde zur Besessenheit. Sie fing an herumzustöbern, Fragen zu stellen, Theorien anzubieten. Sie freundete sich mit einem Officer für proaktive Ermittlungen in der Abteilung für Fahrzeugstraftaten in der Trinity Road an, besuchte ihn und wollte wissen, was sie davon hielten. Dann bekam sie eines Tages einen Anruf von ihrem Inspector. Es war das erste Mal, dass sie in seinem Büro stehen musste, statt bequem zu sitzen. Er kam sofort zur Sache. »Ich sage es nur einmal, und dann werden wir so tun, als hätte ich es nie gesagt. Marley, ziehen Sie Ihren Kopf wieder ein.«

Und so hatte Flea gelernt, sich zurückzuhalten. Obwohl das weinende kleine Mädchen auf dem Rücksitz des Minivan sie verfolgte, mischte sie sich nie wieder in Angelegenheiten ein, die sie nichts angingen. Sie schloss einen Pakt mit sich selbst: Wenn sie sich das nächste Mal dabei ertappte, dass sie die Ermittlerin spielte, würde sie sich ins Trainee-Programm der Kriminalpolizei eintragen. Aber das würde natürlich das Ende des Tauchens bedeuten. Und weil sie das Tauchen niemals aufgeben würde, blieb sie bei ihrem Job: Sie zog Leichen ans Licht,

suchte die Messer und Schusswaffen, die für die Leichen verantwortlich waren, und stand in vorderster Linie, wenn die Polizei körperlichen Einsatz verlangte. Aber eins tat sie nie: Sie dachte nicht über die Fälle nach. Keine Neugier, keine Theorien. Das war die Regel.

Und deshalb machte Flea sich an diesem Abend, als sie auf schmalen Landstraßen am nördlichen Rand von Bath entlangfuhr, vorbei an der illuminierten Abtei und den vor dem dunklen Hintergrund der Berge schimmernden Kirchtürmen, absichtlich keine Gedanken darüber, wie es kam, dass zwei abgeschnittene Hände unter dem Eingang des Restaurants Moat vergraben worden waren. Stattdessen dachte sie an Tig und fragte sich, ob er der Einzige war, der nachvollziehen konnte, was sie wegen ihrer Eltern empfand. Ob er ihre Schuldgefühle verstehen konnte, und ob das, was er der alten Lady angetan hatte, ein schwarzes Loch in ihm hinterlassen hatte, das immer noch existierte. Sie dachte noch an ihn, als sie schon zu Hause war, und hätte für den Rest des Abends vielleicht keinen weiteren Gedanken an die Hände verschwendet, wäre da nicht diese zufällige Entdeckung im Arbeitszimmer ihres Vaters gewesen.

Es war schon spät; das Cottage lag im Dunkeln, und nur die kleine Laterne über der Haustür zeigte ihr den Weg, als sie den Ford Focus von der Straße auf den Kiesweg lenkte. Die Glyzine, die sich um die Lampe rankte, lockerte das Gemäuer über der Haustür, und weil ihr das Geld für einen Maurer fehlte, hatte sie vor zwei Monaten mit einem Speisvogel voller Mörtel selbst auf die Leiter steigen müssen. Aber sie hatte den Mörtel zu hart gemischt, und jetzt, nur zwei Monate später, zog sich ein langer, deprimierender Riss durch den weichen Bath-Stein über dem Türsturz.

Sie schloss die Tür auf, nahm die Post und sortierte sie auf dem Weg in die Küche. Obenauf lag ein Exemplar der örtlichen

Immobilienzeitung mit einer panikmacherischen Schlagzeile in Rot:  
*Grundstückspreise im zweiten Quartal gefallen.*  
Darunter klebte ein rosa Post-it mit einem handschriftlichen Satz:  
»Aber wir würden natürlich bei unserem ursprünglichen Angebot  
bleiben. Beste Grüße, Katherine Oscar.«

Vor Jahrhunderten hatte der Garten der Marleys nicht zum Cottage gehört, sondern zum benachbarten Charlcombe Hall. Jetzt wollten Katherine und Charles Oscar, die neuen Eigentümer von Charlcombe, den Garten wieder instand setzen, und er sollte in einem Stück von der Rückseite ihres überdimensionierten, überladenen Hauses bis hinunter ins Tal reichen. Manchmal dachte Flea, es sei klug, ihren Teil des Geländes zu verkaufen und damit ein wenig Kapital flüssig zu machen. Nach dem Unfall hatte Thom nicht »bei den Geistern« bleiben wollen, und so hatten sie sich darauf geeinigt, dass sie das Haus behalten und ihm ein Darlehen aus ihrem Anteil der Lebensversicherung geben würde, die nach den vorgeschriebenen sieben Jahren ausgezahlt werden sollte. Das Geld der Oscars würde ihr das Leben erleichtern.

Aber nein. Sie knüllte die Zeitung zusammen und stopfte sie in den Bauch des Küchenherds. Sie würde nicht nachgeben, und wenn es ihr noch so schwerfiel, das Haus ihrer Eltern zu unterhalten. Näher konnte sie ihrer Kindheit nicht sein – und obwohl es sie vielleicht schwach machte, brauchte sie es. Sie war hier geboren und aufgewachsen; sie kannte jeden Zentimeter des alten Rasens, der sich terrassenförmig nach unten senkte, vorbei an Teichen und einem See, bis er sich irgendwo in den Feldern verlor. Sie war groß geworden mit diesem Blick auf Bath in der Ferne, auf die Dunstschleier, die an einem Herbstmorgen durch das Tal zogen und aus denen nur noch die wie versunkene Bäume in einem See stehenden Kirchtürme ragten.

Sie wartete, bis die Zeitung brannte; dann schleuderte sie die Schuhe von den Füßen und ging in Dads Arbeitszimmer. Im

elektrischen Licht wirkten alle seine Sachen ein wenig starr, als hätte sie ihnen eine unnatürliche Position aufgezwungen. Kaisers Kisten standen unberührt in einer Reihe unter dem Tisch. Sie ging zum Bücherregal und fuhr mit dem Finger über die Buchrücken, bis sie die gebundene Dissertation fand, die ihr Vater in Cambridge geschrieben hatte. Sie zog sie heraus, klappte sie auf und warf einen Blick auf den inneren Umschlagdeckel. Es war typisch für Dad, in Bücher hineinzuschreiben; er verehrte sie nicht, er benutzte sie. Ein gutes Buch, sagte er, war eins, das der Leser ergänzt hatte. Die Innenseite des Umschlagdeckels seiner Dissertation war voller Kritzeleien – winzige Notizen, die er für sich selbst gemacht hatte. Sie stellte sich unter die Lampe, las die Liste und suchte nach etwas, irgendetwas, das eine Zahlenreihe für den Safe sein konnte.

Als sie keine Zahlen fand und nicht mehr wusste, wo er die Kombination sonst versteckt haben konnte, schob sie die Dissertation zurück ins Regal, hockte sich auf den Boden und zog die mit breiten Paketklebestreifen verschlossenen drei Kisten mit Kaisers Sachen heraus. Mit der scharfen Kante eines Lineals vom Schreibtisch ihres Vaters schlitzte sie die Klebstreifen auf und nahm den Inhalt aus den Kartons: drei Zeitschriftenstapel, mit Gummibändern zusammengehalten, eine Skizze, die etwas darstellte, das aussah wie ein afrikanischer Stammestanz, zahllose Bücher über Religion und Psychologie – und alles bedeckt mit Gipsstaub. Irgendwann mussten sich die Sachen in Kaisers Haus befunden haben.

Das Buch, von dem Kaiser gesprochen hatte, lag ganz unten – noch eine Dissertation, wie es aussah, mit einem Nadeldrucker gedruckt. Die Illustration auf dem Umschlag war die fotokopierte Strichzeichnung einer Pflanzenwurzel; die Seiten waren mit einer roten Plastikspirale gebunden. *Die Verwendung der Tabernantbe-Iboga-Wurzel bei der schamanischen Initiation*, stand über dem Namen des Verfassers und dem

Copyrightvermerk der University of California in Berkeley. Flea setzte sich in den Sessel ihres Vaters und blätterte durch die mit Grafiken und Abschnitten zur Methodik bedruckten Seiten.

Als sie fertig war, wusste sie mehr. Ibogain wurde aus Wurzelrinde hergestellt und von Anhängern des Bwiti-Kults in Kamerun und Gabun benutzt; sie glaubten, damit Zugang zu ihren Vorfahren zu bekommen, verwandten es, wie sie sagten, »um den Kopf aufzuschneiden und das Licht hereinzulassen«. Das Buch war mit Schwarzweißotos in schlechter Qualität illustriert. Sie zeigten die Angehörigen eines afrikanischen Stammes, mit Baströcken oder Raubkatzenfellen bekleidet, und auf einem hielt ein Stammesältester eine Fackel aus Baumrinde. Ein Kapitel handelte von Todesfällen durch Ibogain. Der Autor erklärte, er habe keine Möglichkeit, die Zahl derer herauszufinden, die durch den Verzehr gestorben seien: Es werde manchmal verwendet, um die Entzugssymptome nach chronischem Heroinmissbrauch zu behandeln, und daher sei die physische Gesundheit eines Beteiligten zu Beginn der Einnahme kaum dokumentiert. Anekdotische Hinweise ließen darauf schließen, dass vielleicht einer von hundert Teilnehmern infolge des Genusses gestorben sei; das Herz und die Leber seien die am häufigsten betroffenen Organe.

Flea klemmte sich das Buch unter den Arm und wollte gerade das Licht ausschalten und damit ins Schlafzimmer gehen, als ihr Blick auf etwas fiel, das auf dem Boden lag. Im Durcheinander der Bücher zu ihren Füßen waren einige aufgeklappt. Ein Foto ließ sie innehalten, ein Foto von einem Händepaar, verschrumpelt und schwarz verfärbt. Sie drehte das Buch um und las den Titel. Ihre Nackenhaare sträubten sich.

Sie legte die Dissertation beiseite, hockte sich auf den Boden und blätterte leicht benommen die Seiten um. Sie betrachtete die Fotos und las langsam. Die Großvateruhr in der Diele

tickte geduldig, aber sie hatte kein Gefühl für das Verstreichen der Zeit; die Worte aus dem Buch krochen langsam und tückisch in ihren Kopf und ließen alles andere erstarren.

Als sie fertig war, hob sie den Blick zu dem von gespenstischen Ranken umgebenen Fenster und schaute hinaus in den mondbeschienenen Garten. Das Fenster stand offen, aber ihr war heiß. Kerzengerade und hellwach saß sie auf dem Boden und zupfte am Halsausschnitt ihres T-Shirts, ohne es zu merken. Kaiser und Ibogain und Tig hatte sie mit einem Mal vergessen und auch den Pakt mit sich selbst – ihren Vorsatz, sich nie wieder darauf einzulassen, Theorien über einen Fall zu entwickeln. Plötzlich konnte sie an nichts anderes mehr denken als an Hände, die unter einem Restaurant vergraben waren. Und vor allem daran, dass der Eigentümer des Restaurants ein Afrikaner war.

## 17

### *8. Mai*

Noch nie in seinem Leben hat er so gekämpft. Er hat gekämpft und gekämpft und sich halb umgebracht, und er kann immer noch nicht raus. So oft er sich auch gegen die verschlossenen Gittertüren wirft und wie ein angeschossenes Tier gegen die Wände rennt, so laut er auch brüllt und an dem Gitter vor dem Fenster rüttelt, am Ende ist er nicht stark genug, und er gibt auf. Er wirft sich auf das Sofa, vergräbt das Gesicht in den Händen und fängt an zu schluchzen. »Bitte«, weint er, »ich hab's mir anders überlegt. Ich will das Scheißgeld nicht.«

Skinny sitzt an der Wand und sieht all dem zu. Er hat die Knie angezogen, und seine Augen sind weit aufgerissen. Er

sieht verängstigt aus. Er sieht genauso verzweifelt aus, wie Mossy sich fühlt.

»Bitte, ich meine, Scheiße, ich mein's wirklich verdammt ernst, bitte lässt mich raus aus diesem Laden. Ich schwöre, ich erzähle niemandem was – ich schwöre.« Er bricht ab. Die Tränen laufen ihm über das Gesicht, er hält die Hände vors Gesicht und schämt sich, weil er solche Angst hat. Seine Hände. Seine verschissenen Hände. Seine Hände wollen sie ihm abnehmen, Scheiße, und das ist doch wirklich unglaublich, diese ganze Bude hier mit den Gittern und Schlössern. Dieser Wahnsinn. Er weint noch eine Weile weiter. Dann gibt Skinny ein seltsames Geräusch von sich. Er steht auf, geht zu der Gittertür und klopft dreimal an die Stäbe. Ein Signal.

Mossy lässt die Hände sinken. »Was machst du da?«, schreit er. »Wo willst du hin? Geh nicht weg, verdammt!«

»Onkel«, sagt Skinny leise. Seine Stimme klingt gepresst und ein bisschen verlegen. Er drehte sich nicht um. »Ich werde mit dem Onkel sprechen.«

»Mit wem?«, fragt Mossy. »Wer ist denn dieser Scheiß...« Aus dem Korridor kommt ein Geräusch. Ein Lichtstrahl, die Umrisse einer Gestalt, und die Worte bleiben in Mossys Mund kleben. Er wird ganz still. Ganz leise, ohne Skinny aus den Augen zu lassen, steht er auf und tastet sich bis ans Ende des Sofas zurück; dort hockt er sich in der Ecke auf seine Hände, als ob ihn das schützen könnte. Es ist zu dunkel, um zu erkennen, wer dieser neue Typ ist, aber er sieht aus wie ein Mann. Der Fahrer? Einen Augenblick lang kann er Hände in Handschuhen sehen, die das Gitter aufschließen, und dann schlüpft Skinny hinaus. Das Gitter klimpert, als es wieder geschlossen wird, und jetzt ist Mossy allein in der Stille.

Lange Zeit bewegt er sich gar nicht; er starrt nur die verschlossene Gittertür an und erwartet, dass jemand zurückkommt. Aber die Minuten verstreichen, und nichts passiert. Ihm ist, als wäre eine Stunde vergangen, ohne dass jemand erschienen ist.

Vorsichtig steht er auf und geht umher; er atmet stoßweise wie ein Athlet – ein Witz bei jemandem mit seiner Figur. Er versucht seine Beine elastisch zu halten, geht halb geduckt vor dem Gitter auf und ab, sodass er es niemals länger als ein paar Sekunden aus den Augen lassen muss. So streift er durch den Raum und kontrolliert jede Ecke fast nur mit dem Tastsinn.

Das Zimmer ist ein perfektes Quadrat. Es muss einmal ein Schlafzimmer gewesen sein, denn an manchen Stellen klebt eine Mädchentapete, mit Reihen von Ballerinen. An einem Ende befindet sich ein kleiner Flur, und an dessen Ende liegt ein Bad. Für einen kurzen Moment wendet er den Blick von der Gittertür, um hineinzuspähen. Und dann wünscht er, er hätte es nicht getan.

Schweres Sadomaso-Gerät ist an die Wände geschraubt – zweifellos ist so was hier mal gelaufen. Auf dem Boden zusammengerollt liegt ein gelber Industrieschlauch, wie man ihn benutzt, um Fabrikanlagen zu reinigen. Der Schlauch sagt mehr als alles andere: Er sagt, dass nach dem, was hier passiert oder passieren soll, sauber gemacht werden muss. Unter einem Fenster steht ein zerbrochenes Klo. Das Fenster ist vergittert, wieder mit einem SITEX-Gitter, da kommt man nicht raus, aber im Korridor gibt es noch ein Fenster, und das Gitter davor ist übergroß und reicht bis runter auf den Boden, und da unten ist es aufgebogen, als hätte sich da irgendwas durchgezwängt.

Er setzt sich auf den Boden, mit dem Rücken zur Wand, und probiert, den Kopf in die Lücke zu stecken. Er kriegt die Schultern rein – und wenn er den Kopf dreht, kann er über sich graues Tageslicht sehen. Das muss nach draußen führen, aber als er versucht, sich etwas höher zu schieben, merkt er, dass er festklemmt. Er kommt nicht weiter. Er stampelt ein bisschen, um das letzte Stückchen weiterzukommen, aber das Gitter schneidet so hart in sein Rückgrat, dass es sich anfühlt, als müsste es gleich brechen. Jeden Augenblick kann jemand

aufzutauchen und ihn hier eingeklemmt finden; also rutscht er wieder herunter, zurück in den Korridor, Zentimeter für Zentimeter, und das Gitter gräbt sich in seine Haut. Als er sich befreit hat, ist sein T-Shirt über den Kopf gerutscht und an seinem Rücken die Haut aufgeschürft.

Er steht auf und zieht das T-Shirt herunter. Jetzt fröstelt ihn, und er hasst diesen Raum. Abgesehen von der Gittertür und den beiden Fenstern gibt es nur noch einen Zugang. Er weiß es noch vom letzten Mal, denn da hat es ihn an einen Tierkäfig erinnert. Es ist ein Loch in der Wand, roh in die Hohlblöcke gehauen, in Form und Lage wie ein offener Kamin. Aber auch da wurde ein Eisengitter eingesetzt, und so ist es versperrt wie die Tür, durch die Skinny verschwunden ist. Man könnte sich vorstellen, dass ein Löwe dahinter sitzt oder ein Tiger. Er geht in die Hocke, und auf der anderen Seite des Gitters sieht er einen Haufen Kleider. Er will eben danach greifen, als die Gittertür rechts von ihm geöffnet wird.

Mossy flitzt hinter das Sofa, duckt sich und fängt vor Angst wieder an zu weinen, aber es ist nur Skinny. Eine Gestalt hinter ihm verschließt das Gitter, aber Skinny steht allein im Raum. Seine Augen leuchten, er lächelt nicht, aber er hat auch nicht mehr diesen traurigen Gesichtsausdruck. Der andere geht durch den kleinen Gang davon, und Skinny kommt herüber und kniet sich auf das Sofa.

»Was?«, zischt Mossy. »Was ist denn?«

»Hast du einen Freund?«

»Einen Freund?«

»Jemanden, der auch Geld braucht?«

»Wovon redest du?«

»Onkel. Er sagt, vielleicht hast du einen Freund, der stattdessen kommen kann. Dann kannst du gehen.«

Mossy starrt ihn an. »Was?«

»Jemanden, der an deiner Stelle herkommen kann. Der sich *seine* Hände abschneiden lässt.«

»Du meinst, wenn ich das mache, schneidet er mir nicht die Hände ab?«

»Genau.«

Mossy atmet aus. Er hat Mühe, da mitzukommen. »Du meinst«, sagt er und schaut Skinny durchdringend an, denn jetzt ist es wichtiger denn je, dass dieser Typ ihm die Wahrheit sagt, »du meinst, sobald jemand anders hier aufkreuzt, kann ich gehen?«

»Ja. Dann kannst du gehen.«

Mossy beäugt Skinny. Jetzt hat er Herzklopfen. Er versucht, schnell zu denken, denn er weiß, dies ist seine Chance. Es gibt überall in Bristol Leute, die er gern mit abgeschnittenen Händen sehen würde – manchen würde er sie sogar selber abschneiden, wenn er nur die geringste Chance dazu hätte –, aber keiner von denen ist blöd genug, sich in die Lage zu bringen, in der er jetzt ist.

Aber dann fällt ihm doch einer ein: einer, der mies *und* blöd ist. Dämlich wie Scheiße, genau gesagt. Jonah. Jonah Dundas aus der Siedlung Hopewell. Er schaut zu Skinny auf, und ein Lächeln zuckt um seinen Mund, denn jetzt wird er sich retten, indem er jemand anderen opfert.

Und um die Wahrheit zu sagen: Das ist ein gutes Gefühl.

### *15. Mai*

Am nächsten Tag um sieben Uhr morgens hatte der große IDENTI-Computer fünf Vergleichsmuster ausgeworfen und die Abdrücke von der abgetrennten Hand schließlich zweifelsfrei identifiziert: Es handelte sich um Ian Mallows, einen zwei-

undzwanzigjährigen Junkie aus der Wohnsiedlung Knowle West. Als die braven Bewohner von Knowle West sich an den Frühstückstisch gesetzt hatten und aus dem Fenster schauten, wimmelte es draußen von Uniformen: Neun Polizisten der Avon and Somerset Police gingen von Tür zu Tür.

Caffery, dem der Cider vom vergangenen Abend noch zu schaffen machte, stand in Hemdsärmeln an der Tür des Kontaktbereichswagens. Er war müde und hatte Rückenschmerzen. Aber er wusste, der Fall zog sich zusammen, war nicht mehr ganz so ausgefranzt an den Rändern. Er hatte das Gefühl, wenn er jetzt ein bisschen Gas gäbe, würden sie bis zum Abend das entscheidende Beweisstück finden – den Rest der Leiche Mallows'. Oder sogar den lebenden Mallows, wenn der Cheftechniker recht hatte. Er hatte einen Detective Sergeant zu Ian Mallows' Bewährungshelfer geschickt, um ihn vernehmen zu lassen, und eine Unterstützungseinheit hatte Mallows' Wohnung aufgebrochen, aber sie war leer, und der Cheftechniker hatte die Spurensicherung hineinbeordert. Die übrigen Officers klapperten die Siedlung ab, jeder schwenkte ein Foto von Ian Mallows, und immer wieder bekamen sie die gleiche Antwort. »Fragen Sie BM. BM kennt jeden hier. Fragen Sie BM.« Ein beiläufiger Blick auf die Siedlung mit ihren gedrungenen Backsteinhäusern und den von Hundescheiße übersäten Grasflecken genügte, und Caffery wusste, wer der »BM« war.

Er stand unten an einer Treppe, die Hände in den Taschen, einen Fuß an der Hauswand, ein paar Ketten mit Hundemarken um den Hals. Er trug ein graues Kapuzen-Sweatshirt unter einer schwarzen, blazerähnlichen Jacke. Sein Gesicht war weiß, irgendwie ein Gesicht der englischen Upperclass mit einer römischen Nase und leicht rosa angehauchten Wangen, die aussahen, als käme er gerade vom Rugbyfeld in Harrow. Aber aus der Nähe sah man, dass er ein waschechtes Knowle-West-Gewächs war: Man erkannte es daran, wie seine Augen

hin und her wanderten, wie sein Körper schon jetzt auseinanderging und seine Oberschenkel innen aneinanderrieben.

»Was'n?«, fragte BM, als Caffery auf ihn zukam, den Dienstausweis zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Er stieß sich von der Wand ab und beäugte den Ausweis argwöhnisch. »Was ist los?«

»Hast du einen Augenblick Zeit, Junge?«

»Nein. Nein, hab ich nicht.«

»Wie du willst.« Caffery schob den Ausweis in die Tasche. Er schlug seinen Kragen hoch, blieb einen Moment stehen und betrachtete das Treppenhaus mit den Graffiti an den Wänden, an denen das Wasser herunterlief. BM funkelte ihn an und wartete darauf, dass er etwas sagte, dass er entweder wegging oder Krach anfing. Aber Caffery tat nichts dergleichen. Er hustete laut, lächelte den Jungen an und schaute dann wieder ins Treppenhaus hinauf, als wären sie zwei Leute an der Bushaltestelle, die auf dasselbe warteten. Als hätte er alle Zeit der Welt und könnte ewig hier warten. Irgendwo in seinem Kopf war es ihm eigentlich egal, ob der BM mit ihm redete oder nicht

Seit dem vergangenen Abend konnte er nur an das denken, was der Walking Man ihm sagen würde. Trotzdem, er musste sich konzentrieren, er hatte immer noch eine Verpflichtung gegenüber dem jämmerlichen drogengreilen Freak, dem jemand die Hände abgeschnitten hatte.

BM nahm die Hände aus der Tasche, schnalzte mit der Zunge an den Zähnen, wie es die Jamaikaner in Deptford taten, und schwang sich auf die Treppe nach oben.

»BM«, sagte Caffery gelassen. »Ich kannte mal jemanden namens BM in London. Weißt du, woher er den Namen hatte?«

BM zögerte auf der Treppe. Caffery sah die schmutzigen Sohlen seiner Ice-Cream-Reeboks. »Er hatte diesen Namen, weil er ein Dealer war. Der Bag Man. BM. Bag Man. Bei dir bedeutet es wahrscheinlich was anderes, hm? Oder soll ich deinen Bewährungshelfer fragen?«

Es war still. Irgendwo im Haus kam die Titelmusik von *This Morning* aus einem Fernseher. Nach einer Weile ging BM in die Hocke und schob das Gesicht durch das Treppengeländer. »Ich hab keinen Bewährungshelfer«, zischte er. »Bin nicht vorbestraft.«

»Möchtest du das ändern?«

Wieder war es lange still. Dann setzte BM sich auf die Treppe. Man hörte, wie er atmete, und dann, wie er verstohlen einen kleinen Beutel aus der Tasche zog und unter einer Wohnungstür hindurchschob. Caffery hörte es und merkte sich, wo die Tür war, aber er rührte sich nicht. Es ging darum, dass BM das Gesicht wahren konnte. Nach einer Weile kam er auf quietschenden Turnschuhen die Treppe herunter, die Hände in den Taschen seiner tief sitzenden Jeans.

»Was denn?«, fragte er missgelaunt. »Was wollen Sie denn machen?«

Caffery zeigte ihm das Foto. BM rieb sich mit dem Handrücken die Nase und trat in seinen Reeboks von einem Fuß auf den andern. »Das ist Mossy, oder? Was hat er gemacht? Sitzt im Knast, was?«

»Er wird vermisst.«

»Und Sie glauben, vielleicht hab ich ihn?«

Caffery steckte das Foto wieder ein. »Jemand hat ihm die Hände abgeschnitten. Mit einer Bügelsäge, wie man sie in jedem Werkzeugladen am Ende der Straße kaufen kann. Wahrscheinlich auch umgebracht, aber das wissen wir nicht mit Sicherheit, weil die Leiche noch nicht aufgetaut ist.«

BMs Schuljungenwangen verloren ihren rosaroten Hauch. Er ließ sich auf die unterste Treppenstufe fallen und spreizte die Beine. Einen Augenblick lang flatterte seine Hand, als wollte er Halt suchend an das Geländer greifen, aber Caffery beobachtete ihn, und er ließ es bleiben und stützte die Ellbogen zittrig auf die Knie. »Alles okay, Junge?«

»Das hat er gemeint«, murmelte BM. »Das hat er gemeint.«

Schweißperlen traten auf seine Oberlippe. »Vor ‘ner Ewigkeit hat er mal was zu mir gesagt. Er war auf Turkey, als er es sagte, und ich dachte nur, er dreht durch, wissen Sie, und redet dummes Zeug.«

»Was hat er gesagt?«

»Dass er jemanden getroffen hätte. Er war bei einer von diesen wohlältigen Entzugstherapien gewesen, in einem von diesen Läden, die einen angeblich vom Stoff runterbringen, was sie aber nicht tun. Alle hängen da nur rum, weil sie hoffen, jemanden zu treffen, von dem sie was kriegen können.«

»Weißt du noch, wo das war?«

»Da kommen hundert verschiedene in Frage. Die sind ja überall. Aber in Knowle West war es nicht. Das weiß ich bestimmt, denn keiner aus der Siedlung, der fixt, würde da sein Gesicht zeigen.«

»Und wen hat Mallows getroffen?«

»Keine Ahnung.« BM schob die Hände in die Taschen, stand auf und schaute vom Treppenhaus hinaus in die trostlose Wohnsiedlung. Überall waren Polizisten in Hausdurchgängen und auf Balkonen, die von einer Tür zur anderen gingen. Dann kam er zurück und drückte sich in den Schatten, vergewisserte sich, dass niemand ihn hörte. Als er sich zu Caffery umdrehte, war seine Miene angespannt. Von dem rosawangigen Schuljungen keine Spur mehr. »Er hat was Komisches gesagt. Er hat gesagt, da würde Leuten was zustoßen. Ich erinnere mich jetzt – er sagte: >Da sind ein paar kranke Typen unterwegs, BM, und ich weiß nicht, wen sie alles verletzen würden, wenn es nicht Leute wie mich gäbe – all die blöden Scheißer, die aufgeben, ohne sich zu wehren.<«

»Okay.« Caffery nahm BM beim Arm und zog ihn auf die Beine. »Dein Stoff wird für einen Augenblick da bleiben, wo er ist. Unter der Matte der alten Lady da oben ist er gut aufgehoben. Setzen wir uns ein bisschen hin und schreiben das alles auf.«

Es war so eine Sache mit Flea, dachte Caffery: Holte man sie aus dem Wasser, wirkte sie immer ein bisschen nervös. Irgendwie auf der Hut, als rechnete sie damit, dass man ihr eine wirklich schlechte Nachricht überbringen könnte. Das war sein erster Gedanke gewesen, als er sie an diesem Nachmittag auf dem Parkplatz vor dem Revier gesehen hatte.

Die Ermittlungen waren an diesem Tag wenig ergiebig. In seiner protokollierten Aussage hatte BM nicht viel mehr gesagt als das, was er Caffery in den ersten fünf Minuten im Treppenhaus erzählt hatte: Mossy, erklärte er, war ein Typ, der sich mit jedem einließ, der ihm über den Weg lief – ein Idiot im Grunde. Er zog mit jedem los, der ihn nur anschaut, und über die »kranken Typen« wusste er nicht mehr als das, was er Caffery schon berichtet hatte. Er nannte ihnen ungefähr vierzig Namen und zwanzig Orte, an denen Mossy sich seines Wissens manchmal herumtrieb, und dazu siebzehn Therapieeinrichtungen – aber nein, abgesehen von dieser einen Gelegenheit, die schon lange zurücklag, konnte er jetzt eigentlich nur Vermutungen anstellen. Er hatte keine Ahnung, ob Mossy in letzter Zeit in einer solchen Einrichtung gewesen war. Und was er wirklich wissen wollte: Wie, zum Teufel, hatten diese Leute Mossy lange genug ruhig halten können, um ihm die Hände abzusägen? Das alles bot wenig Anhaltspunkte für Caffery, aber der Ermittlungsleiter wollte ein »Nachmittagsgebet« veranstalten: die nachmittägliche Zusammenfassung der Tagesereignisse in der Zentrale, wo er noch ein Meeting hatte. Also ab nach Portishead.

Er parkte den Dienstwagen, einen BMW X5, ging auf das Chrom-und-Glas-Atrium zu und glättete für das Meeting die Falten im Anzug, als er sie zielsstrebig über den Rasen herankommen sah. Ihr Haar war nass und nach hinten gekämmt, und sie trug Zivilkleidung – alte Jeans und ein graues, ärmelloses Tanktop.

»Inspector Caffery«, rief sie. »Wie geht's?«

Es wirkte angespannt, wie sie versuchte, ihn einzuholen, wie sie die Hände in die Taschen ihrer Jeans bohrte, als wagte sie nicht, damit herumzufuchtern. Alles im West Country war anders, dachte er. An einen Rasen wie diesen konnte er sich bei Scotland Yard nicht erinnern, und an niemanden wie sie bei der Truppe. Sie schloss sich ihm an, als hätte er sie dazu aufgefordert und als wären sie auf dem Weg zum selben Meeting.

»Gibt's was Neues«, fragte sie, »zu dem Fall?«

»Ja.« Er behielt sie im Gehen mit leisem Argwohn von der Seite im Blick. »Wir haben eine Identifizierung und wissen, wem die Hände gehören.«

»Eine Identifizierung?«

»Anhand der Fingerabdrücke. Ian Mallows, alias Mossy. Ein Junkie aus einer der Sozialwohnungssiedlungen.«

»Sonst noch was?«

»Fasern unter den Nägeln. Sie müssen die Hand gut verpackt haben, denn sie waren noch da. Violette Fasern. Wie von einem Teppich.«

»Hey«, sagte sie beiläufig und schaute zu dem Glasgebäude hinüber, auf das sie zugingen, »Sie wissen nicht... Sie wissen nicht, *warum* ihm jemand die Hände abgeschnitten hat?«

Er stutzte. »Nein«, antwortete er, »ich weiß nicht, warum.«

»So was Verrücktes.« Sie blieb stehen, und ihr Blick ließ ihn ebenfalls innehalten. Es sah aus, als wollte sie etwas sagen, hielt sich aber zurück. Sie schaute ihm ernst in die Augen. »Ich meine, warum sollte jemand so etwas tun?« Sie kam ein Stück näher. »Wussten Sie, dass er Afrikaner ist?«

»Wer?«

»Der Eigentümer des Moat. Er ist Afrikaner. Glauben Sie, das ist etwas, dem man nachgehen sollte?«

Caffery betrachtete stirnrunzelnd den blonden Haarschopf. In ihrem Gesicht deutete nichts darauf hin, dass sie die harten Schläge, die der Job mit sich brachte, verkraften konnte. Abgesehen vielleicht von der Nase, die ein bisschen breit war und

nicht ganz zum Rest passte, als wäre sie vor Jahren einmal gebrochen worden. Auf ihn wirkte sie ein wenig überkandidelt, nicht ganz real. Ein bisschen so, wie sie jetzt auch sprach.

»Verzeihung«, sagte er, »aber *was* ist etwas, dem man nachgehen sollte?«

»Nur, dass er Afrikaner ist und dass es da möglicherweise einen Zusammenhang gibt. Zwischen der Tatsache, dass er Afrikaner ist, und der, dass die Hände so dicht am Eingang seines Restaurants vergraben wurden.«

Caffery lachte. Wollte sie sich einen Spaß mit ihm erlauben? »Das ist ein Witz, ja? Ich soll jetzt herausfinden, was Sie damit sagen wollen.«

Einen Augenblick lang schwieg sie. »Es geht mich nichts an«, brummte sie und kratzte sich abwesend am Kopf. »Aber ich versuche mir zu erklären, wie diese Hände unter das Restaurant gekommen sind.«

»Ich glaube, das ist nicht mehr nötig, wir brauchen nur auf den nächsten geplatzten Drogendeal zu warten. Der Fundort spielt in den Ermittlungen keine Rolle mehr.«

»Nicht?«

»Nein. Wir halten uns jetzt an das Opfer. Er hat eine beachtliche Junkiekarriere, hat immer wieder versucht, clean zu werden – Sie kennen die Geschichte: ein ganzer Berg von gerichtlichen Entzugsverfügungen. Der einzigen Zeugenaussage zufolge, die wir heute aufnehmen konnten, hatte er eine Scheißangst wegen etwas, das ihm in einer Drogenberatung passiert ist. Dem gehen wir im Augenblick nach. Da gibt's ungefähr hundert Drogenberatungsstellen, die abgeklappert werden müssen, und ich glaube – « Er brach ab. Fleas Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Ihr Blick war plötzlich hart und wachsam, und er fragte sich, ob er sich mit ihr anlegen solle. »Und ich glaube, da werden wir auf seine Spur stoßen«, beendete er nachdenklich den Satz. Sie starrte ihn immer noch an. »Was ist? Warum sehen Sie mich so an?«

»Nichts weiter«, erwiderete sie. »Ich sollte Sie Ihre Arbeit tun lassen.« Sie trat einen Schritt zurück, ohne ihren Blick von ihm abzuwenden, als rechnete sie damit, dass er sich gleich auf sie stürzen werde. Dann wandte sie sich zum Gehen; sie zog ihr Handy aus der Tasche und hämmerte mit dem Daumen eine SMS in die Tasten.

Irgendwo hatte Caffery gehört, dass Teenager von den vielen SMS-Nachrichten überentwickelte Daumen bekamen – und zu gern hätte er eine entsprechende Bemerkung gemacht.

»Flea?«

Sie blieb stehen und steckte das Telefon ein, als hätte er sie mit einer Bombe in der Hand ertappt. »Ja?«

»Ich bin neu hier. Neu in dieser Gegend.«

»Das weiß ich.«

»Ich hatte gehofft, jemand könnte mir ein paar Tipps geben. Zu Bristol. Sie wissen schon.« Und weil es klang, als wollte er sich mit ihr verabreden, fügte er hastig hinzu: »Ich suche eine Baumschule. Vielleicht können Sie mir sagen, wo ich eine finde.«

Er war nicht sicher, aber ihm war, als huschte ihr Blick hinunter zu seiner Hand und dem Ringfinger. »Eine Traumschule«, sagte sie abwesend. »Ich könnte mich umhören. Wie alt ist Ihr... Sohn? Oder Tochter?«

Sie hatte sich verhört. Er lächelte, halb über die Absurdität des Missverständnisses, und halb, weil er sich töricht vorkam, sich nicht als Vater präsentieren zu können, während alle anderen in seinem Alter es längst waren. »Nein«, sagte er langsam. »Ich meine eine Baumschule. Eine Gärtnerei. Ich will Pflanzen kaufen. Ein paar Blumenzwiebeln. Das ist alles.«

Ihre SMS war an Tig gerichtet gewesen. Das Bild aus Kaisers Buch spukte ihr im Kopf herum, und was immer sie tat, sie wurde den Gedanken an die Hände unter dem Restaurant einfach nicht los, und so hatte sie fast den ganzen Tag über ver-

sucht, Tig dazu zu überreden, sie mit dem Eigentümer des Moat bekannt zu machen. Anfangs war er entsetzt gewesen und hatte sich eine Zeit lang großspurig über Berufsethos verbreitet – »meins und deins, übrigens« –, aber schließlich hatte er sich, wenn auch widerwillig, dazu bereit erklärt – und ob sie nicht nach Feierabend bei ihm vorbeikommen wolle. Das wäre ihr recht gewesen, bis Caffery ihr von Mallows erzählt hatte. Jetzt machte sie sich Sorgen.

Wenn die Kriminalpolizei sich Drogenberatungsstellen vornahm, würde Tig früher oder später auf ihrem Radar auftauchen – und was würden sie dann wohl aus seiner Vergangenheit machen, zumal wenn herauskäme, dass er den Eigentümer des Moat kannte? Außerdem: Wenn die Zivilfahnder vor seiner Tür stünden, würde er Flea verdächtigen, die Kugel in seine Richtung gelenkt zu haben. Es würde auf zweifache Weise unangenehm werden. Und sollte sich herausstellen, dass Mallows als Klient bei User Friendly, Tigs Drogenberatung, gewesen war, dann wäre die sprichwörtliche Substanz wirklich am Dampfen. Immerhin, dachte sie, als sie sich in den Wagen schwang und die SMS abschickte – *Hi, Tig, bin in einer Stunde da* –, DI Caffery machte nicht den Eindruck, als würde er auf ihren Hinweis hin etwas unternehmen. Ihre Bemerkung mochte ihm rätselhaft erschienen sein, aber er hätte doch ein bisschen Interesse dafür aufbringen können, dass der Restaurantbesitzer aus Afrika kam. Denn sie war überzeugt davon, dass jemand sich dafür interessieren *sollte*.

Sie fuhr schnell in das Gemeindezentrum, in dem Tig seine Mittwochssitzung abhielt. Es war ein viktorianisches Schulhaus, renoviert und ausgestattet mit Laminatböden und Behinderten-toiletten, in denen Alarmschnüre von der Decke baumelten. Als sie eintraf, war seine Gruppe fertig, und er befand sich allein in dem hallenden Gebäude. In einem schwarzen T-Shirt und einer in die Stiefel gestopften Camouflagehose öffnete er ihr die Tür. Er trug einen Stapel Akten unter dem Arm.

»Und?«, fragte sie, als er sie durch den Korridor in das kleine Büro führte, das nach neuem Teppichboden und Putzmittel roch. Sie musste schnell gehen, um mit ihm Schritt zu halten. »Hast du mit ihm gesprochen? Mit deinem Freund? Vom Restaurant?«

»Ja.« Er warf die Akten auf den Tisch, ließ sich in einen Drehstuhl fallen, verschränkte die Hände über dem Bauch und drehte sich zu ihr um. Er sah sie mit einem zurückhaltenden Lächeln an, als wäre sie zu einem Beratungsgespräch erschienen.

»Okay.« Sie ließ ihre Sporttasche und die Fleecejacke fallen und schob die Hände in die Taschen. »Ich soll betteln.«

Tig lachte trocken. »Er war verreist«, sagte er. »Mit seiner Frau in Portugal, sie sind erst seit heute Mittag wieder da. Wir können auf einen Kaffee vorbeikommen, aber er erwartet uns nicht gerade mit offenen Armen. Ich habe so getan, als wollte ich ihn um Geld für unsere Drogenberatung anschnorren. Also, Mädel, lauf da um Himmels willen nicht rein und stell Polizeifragen. Kapiert?«

»Kapiert.«

»Nicht bohren. Du sitzt da und hältst die Klappe. Was immer du mit ihm bereden willst, du lässt ihn mit dem Thema anfangen, und wenn er das nicht tut, gehst du wieder, Flea. Ohne Faxen. Ich tue dir einen großen, großen Gefallen, okay? Und wenn es schiefläuft, wenn er heute Abend mitkriegt, dass du ein Bulle bist, dann...« Er fuhr sich mit der Hand über die Kehle. »Dann bin ich erledigt. Und dann ist es deine Schuld.«

»Mein Gott, Tig.« Sie setzte sich und verschränkte die Arme. »Das soll ich wirklich und wahrhaftig machen, ja?«

»So läuft das. Und das ist der Deal. Okay?«

Sie musterte ihn eine Weile, seinen drahtigen Körper und die graublaue rasierte Kopfhaut, während sie an das Foto in ihrer Tasche dachte – das Foto von Ian Mallows, das sie in Almondsbury ausgedruckt hatte.

Sie atmete einmal tief durch und wollte das Foto aus der Ta-

sehe ziehen, als Tig plötzlich fragte: »Und wie geht's dem Professor? Hast du noch mal mit ihm gesprochen?«

»Meinst du Kaiser? Nein. Warum?«

»Aber du gehst trotzdem morgen hin?«

»Ja. Morgen Nachmittag.«

Tig starrte zur Decke, als versuchte er, sich an etwas zu erinnern.

»Sag's mir noch mal, was ist sein Fachgebiet?«

»Er ist...«, Flea zögerte, »... ich weiß nicht – vergleichende Religionswissenschaft. Die Halluzinationen, das ist ein Randgebiet davon. Warum?«

»Warum?« Tig fummelte am Kragen seines T-Shirts, als wäre ihm zu heiß. »Ich frag mich nur manchmal, mit wem du so zusammen bist. Was für zwielichtige Typen du kennst.«

»Zwielichtige Typen?«

»Ich frag mich, ob es nicht Zeit wird, dass ich mich ein bisschen mehr um die Männer kümmere, mit denen du zusammen bist.«

»Ich bin nicht mit Männern >zusammen<, Tig. Das weißt du.«

»Vielleicht nicht.« Er machte plötzlich ein ernstes Gesicht.

»Vielleicht nicht. Aber vielleicht ist es trotzdem Zeit, mich ein bisschen mehr um dich zu kümmern.«

»Was?«

»Das hätte ich schon längst tun sollen, Flea. Ich hätte mehr Interesse an dir zeigen sollen, Flea.«

»Hör auf, um Himmels willen. Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Nicht?« Er schaute ihr fest in die Augen. »Das weißt du nicht?«

Flea lachte zögernd. »Tig?«, sagte sie steif. »Du bist schwul.«

Einen Herzschlag lang herrschte schockiertes Schweigen. Dann begann Tig zu lachen. »Schwul?«, fragte er. »Verdammmt, jetzt hör aber auf. Schwul?«

»Ja. Ich meine, du...« Sie ließ den Satz in der Schwebe, denn

plötzlich begriff sie, worauf es hinauslief. »Tig«, sagte sie. »Komm. Sag mir, dass du das nicht ernst meinst.«

»Doch«, sagte er leise. »Todernst.«

Sie blinzelte. Das war verrückt. Tig war schwul. Immer schon. Und in alle Zukunft. Nur so hatten sie so lange Freunde sein können. Vielleicht war sie nicht der sensibelste Mensch der Welt – sie konnte mit verbundenen Augen einen Nagel in einem Teich finden, aber wenn es um andere Menschen ging, war sie ein stumpfes Werkzeug –, aber so etwas? Das war verrückt und unglaublich.

»Na«, sagte Tig, »was meinst du?«

»Was ich meine? Ich meine...«, sie schüttelte den Kopf, »...wenn du da sagst, was ich glaube, dass du sagst, was ziemlich irre ist, um ehrlich zu sein – aber wenn du das ernst meinst, dann muss ich Nein sagen.«

»Nein?«

»Hör zu, du *weißt*, wie es für mich ist, Tig. Ich bin einfach...«, sie suchte nach einem Wort, »...ich bin wie *abgeschnitten*. Seit dem Unfall kann ich so nicht mehr denken. Ich bin einfach...« Sie seufzte. Scheiße. Das war alles so verdammt unbeholfen. »Ich meine, Tig, um Gottes willen, du bist doch *schwul*.«

Er schob seinen Stuhl zurück, hob die Hände und lachte – ein Lachen, das sagte: »Ich wusste, dass das passieren würde, und ich lache, weil ich so gut hellsehen kann.« Sein Kiefer war angespannt, aber in seinem Blick lag kein Zorn. »Hör zu, zerbrich dir nicht den Kopf deswegen. Ehrlich – denk einfach drüber nach.« Seine Zunge bewegte sich im Mund, als wäre da irgendein störendes Objekt oder ein Geschmack, den er loswerden wollte. »Du denkst drüber nach, und wenn du so weit bist, sagst du es mir, okay?«

»Okay«, murmelte sie und starre immer noch wie vom Donner gerührt in seine seltsam auseinanderstrebenden Augen. »Okay. Mach ich.«

Um ihr Unbehagen zu überspielen, wandte sie sich ab und suchte etwas, womit sie ihre Hände beschäftigen könnte. Sie hob ihre Tasche auf und wühlte länger als nötig darin herum. Als ihr Gesicht sich ein wenig abgekühlt hatte, schloss sie die Finger um das zerknüllte Foto. Einen Moment lang fragte sie sich, ob sie es nicht lieber in der Tasche lassen solle. Vielleicht sollte sie das Treffen mit dem Restaurantbesitzer hinter sich bringen und Tig ein andermal von Ian Mallows erzählen. Aber nein. Es musste sein. Es könnte schlimme Folgen haben, wenn sie es jetzt nicht täte. Sie legte das Blatt mit der bedruckten Seite nach unten vor Tig auf den Schreibtisch, ohne ihn anzusehen.

Er zögerte. »Was ist das?«

Sie holte tief Luft. Sie wusste, was er sagen würde: »Das ist einer meiner Klienten. Warum zeigst du mir das Bild – glaubst du, ich sehe den hässlichen Scheißer nicht schon oft genug?« Sie drehte das Foto um.

Tigs Gesicht wurde ausdruckslos. Er schwieg sehr lange. Schließlich zuckte er die Achseln. »Und? Was soll ich jetzt sagen? Du zeigst mir ein Foto von diesem Vogel, und ich soll was dazu sagen?«

»Du hast ihn noch nie gesehen?«

»Nein. Sollte ich?«

»Er ist kein Klient von dir?«

»Nein.«

Sie atmete aus und lachte leise. Jetzt war ihr ein bisschen wohler. »Gott sei Dank, verdammt«, murmelte sie. »Wenigstens *etwas*, das heute mal gut läuft.« Sie steckte das Foto wieder in die Sporttasche und hob ihre Fleecejacke auf. Und im selben Moment hallte das Echo der Türglocke durch das Gemeindezentrum.

*15. Mai*

Müde stand Caffery vor der Tür des Gemeindezentrums in Mangotsfield. Ein lästiger Schmerz machte sich in seinen Beinen bemerkbar, und während er darauf wartete, dass jemand öffnete, steckte er zwei Ibuprofen in den Mund und schluckte sie trocken hinunter. Gern hätte er eine Zigarette geraucht und sich hingelegt. Oder wäre zu einem der Mädchen in der City Road gegangen – irgendwohin, nur nicht hierher, wo er das x-te Gespräch mit einem unwilligen Drogenberater hinter sich bringen musste.

Das Meeting in der Zentrale am Nachmittag war zu einer sterilen Übung in Einsatzmanagement geworden. Jetzt, nachdem Drogen in der Gleichung aufgetaucht waren, war die Luft aus den Ermittlungen raus. Er hatte die Zeit damit verbracht, auf die Rasenflächen und Sprinkler vor der Polizeizentrale in der Valley Road hinauszustarren; halb hatte er dem Ermittlungsleiter zugehört und halb an die vierzig Namen, zwanzig Orte und siebzehn Drogenberatungsstellen gedacht, die noch auf Besuch warteten. Seine Stimmung hatte sich kurz gebessert, als er aus Kingswood gehört hatte, dass es eine Nachricht über die violetten Fasern gab, die man unter Ian Mallows' Fingernägeln gefunden hatte. Aber es war nur die Mitteilung, das Labor in Chepstow sei in Übereinstimmung mit dem Labor in Portishead zu dem Schluss gekommen, dass es sich um Teppichfasern handle, und man wolle erst kostspielige gaschromato-graphische Untersuchungen durchführen, bevor man ihm weitere Informationen zukommen lasse.

Ein paar Augenblicke war es still, bis jemand die Tür öffnete. Der leitende Berater der Einrichtung, Tommy Baines, entsprach nicht dem, was Caffery nach Durchsicht der Unter-

lagen erwartet hatte. Er war Ende zwanzig. Sein Hals wies die blassblauen Spuren eines weggelaserteren Tattoos auf, und sein Schädel war auf eine Weise rasiert, die für Caffery Aggression signalisierte – vergangene und gegenwärtige. Auch mit einem seiner Augen stimmte etwas nicht, etwas, das von einer Schlägerei stammen konnte. Vielleicht bildete er es sich ein, aber als er seinen Ausweis zückte, blitzte einen Moment lang so etwas wie Wut in Baines' Augen auf – fast so, als wäre Caffery ein alter Kumpel, der versprochen hatte, ihn nicht bei der Arbeit zu behelligen, und jetzt doch aufgekreuzt war. Als hätte er ihn gestört. Caffery fragte sich, ob er hier in etwas Privates hineinplatzte. Baines ließ ihn herein und schloss die Tür wieder ab. Caffery hatte das deutliche Gefühl, dass sich noch jemand im Haus befand, jemand, der sich in einem der dunklen Räume versteckt hielt. Eine Frau vielleicht? Er glaubte etwas zu riechen. Ein Parfüm, das ihm sogar vertraut war. Als sie durch den Korridor gingen, wanderte sein Blick über die Türen, und er registrierte, wo sie waren und was möglicherweise dahinter lag.

»Sie können mich Tig nennen«, sagte Baines und führte ihn in ein Büro. »Hab den Namen im Knast bekommen. Fragen Sie mich nicht, wieso.« Er nahm einen Stapel Blätter mit dem Zwölf-Schritte-Programm und warf sie auf den Kopierer. Mit dem Daumen gab er seinen Code ein. Er sah Caffery an, als wäre er nicht besonders interessiert. Als wäre er es gewohnt, dass die Bullen vor seiner Tür standen. »Im Moment leben wir von der Hand in den Mund. Klein-klein. Keine Dauersponsoren, nur vereinzelte Spenden hier und da und die Gebühren, die wir von manchen Klienten kassieren. Von denen, die es sich leisten können – also praktisch von keinem.« Er redete gemessen und überlegte sich jedes Wort, bevor er es aussprach. »Ich mache hier alles. Bin der Geschäftsführer, der einzige angestellte Berater und, bis wir uns jemanden dafür leisten können, auch für das betreute Wohnen zuständig. Dieses Zen-

trum« – er hob eine Hand und deutete auf das Gebäude um sie herum – »ist einer unserer Sponsoren. Ich kann es wöchentlich sechs Stunden kostenlos benutzen.« Er nahm die Kopien aus dem Fach und schob sie in eine durchsichtige Hülle. Sein Blick ging von den Lamellenvorhängen über den strapazierfähigen blauen Teppichboden und den unpersönlichen Spanholzschreibtisch bis zu den Aktenschränken. »Ja, das ist alles, worüber ich als offizielle Geschäftsstelle verfüge. Abgesehen davon und meiner gelegentlichen Tätigkeit als Rückfallberater in einem Wohnprogramm drüben in Keynsham führe ich den Laden praktisch von der Wohnung meiner Mum aus. Und meine Mum ist ein bisschen verrückt.«

Draußen wurde es dunkel, und die alte viktorianische Schule wirkte verlassen. Caffery legte die Hand auf einen Stuhl. »Kann ich mich setzen? Ich müsste mich kurz mit Ihnen unterhalten, wenn das okay ist. Sie haben's doch nicht eilig, oder?«

Tig zögerte. Er stand noch vor dem Kopierer, und Caffery hatte den Eindruck, dass sein Blick ganz kurz zur Tür huschte. Wieder hatte er das Gefühl, als sei noch jemand im Gebäude. Eine unerledigte Sache. Aber die lief nicht weg. Tig deutete auf den Stuhl. »Na klar. Heute Abend ist der Laden hier leer. Nehmen Sie Platz, Mann. Ich setze Wasser auf.«

Caffery ließ sich auf einem Stuhl nieder und sah ihm beim Hantieren zu: Baines brühte Tee auf, wischte mit einem grünen Papierhandtuch zwei Kaffeetassen aus, suchte in einem Schrank nach einer Keksdose. Während er wartete, kramte er sein Notizbuch und Mossys Foto heraus, das er mit dem Gesicht nach unten auf den Schreibtisch legte. Vernehmungen dieser Art trieben ihn in den Wahnsinn: Er war noch keinem Drogenberater begegnet, der nicht zugekniffen wie ein Nonnenarsch war und nicht so tat, als fragte die Polizei ihn nach seinem Herzblut, wenn sie sich nach seinen Klienten erkundigte – und *was* für ein *Problem* sie eigentlich hätten? *Kapierten* sie nicht, dass Klienten *vertraulich* behandelt wurden? Die

Ehrenamtlichen waren manchmal ein bisschen umgänglicher als die Offiziellen, nicht so borniert, aber auch sie rückten keine Gratisinformationen heraus.

»Haben Sie nicht manchmal die Schnauze voll?«, fragte Caffery, als Tig ihm einen Becher Tee reichte. »Haben Sie nicht manchmal Lust, denen zu sagen, sie sollen abhauen und sich selber um ihr Leben kümmern?«

Tig lachte kurz. Er streifte die Ärmel seines Sweatshirts hoch, setzte sich und schlug die Beine übereinander, sodass der Fuß auf dem anderen Knie lag. Er balancierte den Teebecher auf dem Knöchel. »Hören Sie, Mann, ich kenne die Polizei. In Wirklichkeit ist es Ihnen scheißegal, wie ich zu meinen Klienten stehe. Deshalb sind Sie nicht hier. Also, weshalb sind Sie gekommen? Was wollen Sie von mir wissen?«

Caffery antwortete nicht sofort, sondern betrachtete Tigs Augen. Das kranke sah irgendwie grau und verschleiert aus – ein bisschen wie ein beschissener Tag in London. Einen Augenblick lang war Caffery desorientiert, konnte diesen Typen überhaupt nicht mehr einschätzen. Er drehte Mossys Foto um und hielt es ihm hin.

»Kennen Sie den?«

Tig ließ sich Zeit. Er stellte gelassen seinen Becher auf den Tisch und drehte den Henkel zur Seite. Dann nahm er den Fuß vom Knie, stellte beide Füße auf den Boden, stützte die Hände auf die Schenkel und stand auf, um das Foto in die Hand zu nehmen. Als er es betrachtete, glaubte Caffery eine kurze Kontraktion der Muskeln an den Augenwinkeln zu erkennen, eine winzig kleine Veränderung. Er ahnte plötzlich, dass Tig schon gewusst hatte, wessen Bild er sehen würde.

»Nein.« Tig hielt das Bild ins Licht und blinzelte. »Nein, tut mir leid, Mann. Nie gesehen.«

Er hielt Caffery das Foto hin, aber der nahm es nicht, sondern musterte weiter Tigs Gesicht. »Sie sind sicher, dass Sie ihn nicht kennen?«

»Hundertprozentig. Noch nie im Leben gesehen. Hier, nehmen Sie's wieder.«

Caffery wartete noch einen Moment ab. Er versuchte, hinter das wolkige Auge dieses Typen zu blicken, ein Flackern zu sehen, vielleicht nur ein Weiten der Pupille, irgendetwas, das ihm verriet, dass der Mann log. Aber da war nichts. Nur dieser merkwürdige Gleichmut, den er nicht deuten konnte.

Schließlich griff er nach dem Foto und steckte es in seine Mappe. Er ließ die Hand darauf liegen und dachte an die nächste Frage, die er stellen musste. Und weil ihm diese Frage zuwider war und er wusste, wohin sie führen würde, dachte er eine Zeit lang an die Mädchen in der City Road und an das, was er jetzt tun könnte, statt hier zu sitzen. Was er tun könnte, um zu vergessen. Bei diesem Gedanken hätte er am liebsten wieder gesieufzt. Er nahm die Hand von der Mappe.

»Ihre Klienten«, sagte er. »Glauben Sie, einer von denen würde ihn erkennen? Vielleicht könnte einer meiner Leute herkommen und sich mit ihnen unterhalten.«

Tig schnaubte, und sein Blick war der, den Caffery aus all den Jahren kannte, in denen er genau das Gleiche in South- East London getan hatte. »Ich brauche *Ihnen* ja wohl nichts über meine Schweigepflicht zu erzählen. Sie ist das Rückgrat des ganzen Unternehmens. Wir wären ruiniert, wenn wir rumlaufen und alle fünf Minuten einen Polizisten umarmen wollten.«

»Ja, das weiß ich. Aber...« Caffery sprach langsam und schleppend und studierte dabei seine Handrücken, als interessierte er sich für sie mehr als für die Worte, die aus seinem Mund kamen. »Aber wissen Sie, was ich mir gerade vorstelle?«

»Was denn?«

»Ich stelle mir Ihre Zukunft vor, Tig. Ich stelle mir Ihre Zukunft vor und all die Schritte, die Sie unternehmen können, um sie zu ändern. Und außerdem stelle ich mir die Leute vor,

die jetzt da draußen unterwegs sind, die Leute, denen in der Zukunft das Gleiche passieren könnte. Die Opfer, die noch keine Opfer sind...« Diese Worte ließ er im Raum stehen – *die Opfer, die noch keine Opfer sind* –, um ihre Implikationen ein Weilchen sacken zu lassen. Es war das beste Druckmittel, das er hatte: Er verlagerte die Verantwortung von der Polizei auf den Befragten. »Vielleicht ist es sogar jemand, an dem Ihnen was liegt. Ich stelle mir diese Leute vor, und ich stelle mir vor, wie sie glücklich dahinleben, vielleicht mit einem Haus, einer Familie. Und dann sehe ich das Gegenteil. Ich sehe sie ermordet. Verstümmelt. Die Hände abgeschnitten. Mit einer Säge. Mit einer gewöhnlichen Bügelsäge aus der Werkzeughandlung. Was für eine Zukunft ist das?«

Er bemerkte, dass Tig einknickte. Ein kleiner weißer Fleck breitete sich auf seiner Stirn aus, als hätte das Blut aufgehört zu fließen.

»Hören Sie«, sagte Tig, »ich bin für diese Jungs verantwortlich.«

»Und für Ihre Zukunft. Der auf dem Foto, er hat sicher viel mit manchen Ihrer Klienten gemeinsam. Den gleichen Lebensstil. Daher wissen wir: Wenn es noch einmal passiert, wird es wahrscheinlich jemandem passieren, der ihm ähnlich ist.«

»Aber ich kann Ihre Leute hier nicht reinlassen. Das geht nicht. Meine Klienten würden mir nie wieder vertrauen.«

»Das ist Ihre Entscheidung. Nur Sie können sich dafür entscheiden, das Richtige zu tun.«

Nach einer kurzen Pause sagte Tig: »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wenn Sie das Foto hierlassen, zeige ich es den Jungs. Vielleicht kommt was dabei heraus.«

»Kann ich mich dabei auf Sie verlassen?« Caffery wollte das Spiel noch ein wenig in die Länge ziehen. »Die *zukünftigen Opfer* – können die sich auf Sie verlassen?«

»Mann, jetzt hören Sie mal. Ich verspreche Ihnen hier et

was. Okay? Ich gebe Ihnen ein Versprechen. Nehmen Sie's an, oder lassen Sie's bleiben.«

Caffery nahm Mossys Foto wieder aus der Mappe und schob es hinüber. Tig nahm es, beherrschte und mit angespannter Miene. Er legte es auf den Kopierer und vervielfältigte es ein paarmal. Dabei wandte er Caffery den Rücken zu, und der saß eine Weile schweigend da und überlegte, ob es noch etwas gab, wonach er fragen sollte. Auf dem Boden neben dem Kopierer stand eine Sporttasche, die er erst jetzt bemerkte, und darüber lag eine Fleecejacke. Irgendetwas an dem Logo darauf kam ihm bekannt vor, und seine Gedanken begannen zu wandern, als Tig sagte: »Wissen Sie über mich Bescheid?«

»Was soll ich wissen?«

»Sie haben meine Akte nicht angesehen, bevor Sie hergekommen sind?«

»Was hätte ich gefunden, wenn ich es getan hätte?«

Tig gab ihm das Foto zurück und setzte sich. Er rieb mit der Hand über seinen rasierten Schädel. »Was Sie da vorhin gesagt haben – ob ich nie die Lust verliere. Wissen Sie, warum nicht?«

»Nein.« Caffery schaute die Tasche und dann wieder Tig an.  
»Nein, weiß ich nicht.«

»Meinetwegen. Ich bin einer von denen. Oder ich war es. Deswegen habe ich nie die Nase voll von ihnen oder der Scheiße, die sie durchmachen – den Selbsthass, das Elend, das beschissene Loch, in das man als Süchtiger fällt. Ich weiß, wie es ist, wenn man ein Autofenster einschlägt, weil ein Zehnpencestück auf der Ablage liegt. Wenn ich meiner Mum die Rente klaue oder fremden Stoff aus einer Kotzpfütze fischt. Ich weiß, wie es ist, wenn man sich da unten befindet.«

»Warum erzählen Sie mir das?«

»Weil ich beinahe jemanden umgebracht hätte.« Er schwieg, um seine Worte wirken zu lassen. »Ich hab dafür gesessen, aber ich kann mir vorstellen, dass Sie es rausfinden und wie-

derkommen, und dass Sie dann ein bisschen keck werden und vielleicht mit dem Finger auf mich zeigen. Ich sag's Ihnen besser gleich, dann gibt's keine Überraschungen.«

Caffery lehnte sich zurück. Eine Weile hörte man nur das Surren des Kopierers; das Gerät blitzte und verströmte den Geruch von Toner. Schließlich sagte er: »Und? Was ist passiert?«

»Eine alte Lady. Ich war high. Bin in ihr Haus gegangen, um sie auszurauben, und dann hab ich sie halb umgebracht: Hab sie mit der Schnur ihrer Nachttischlampe gefesselt und ihr beide Beine mit einem Bügeleisen gebrochen.«

Caffery begann langsam zu lächeln. Etwas Kaltes kroch in seinen Schädel. »Und Sie möchten mir sagen, dass Sie es bereuen? Dass Sie jetzt straight sind und Ihre Lektion gelernt haben? Dass Sie ein produktives Mitglied der Gesellschaft sind? Dass wir jetzt ein freundliches kleines Gespräch über Rehabilitierung führen sollten?«

Tig lächelte gehässig zurück. »Ah ja. Ich hätte es wissen sollen. Ich hätte es in Ihren Augen sehen müssen. Sie glauben nicht, dass Menschen sich ändern. Vergebung ist ein Wort, das Sie selten benutzen.«

Caffery versuchte sich vorzustellen, wie es sein musste, eine alte Frau mit einem Stromkabel zu fesseln und dann mit einem Bügeleisen auf sie einzuschlagen, bis ihre Beinknochen splitterten. Er versuchte sich vorzustellen, was Penderecki mit Ewan gemacht hatte. Wie es wäre, einen neunjährigen Jungen zu vergewaltigen. Wie laut musste er schreien, bis man aufhörte? Penderecki hatte seine Chance zur Wiedergutmachung gehabt: Er hatte wegen Ewan nie im Knast gesessen, und er hätte aus seinem Leben machen können, was er wollte. Aber er war gestorben, allein und ohne einen Penny, ohne Familie und Freunde, nur mit einem Stapel Kataloge für Kinderunterwäsche in seinem ärmlichen Häuschen. Und selbst das war eine Million mal besser als das, was er verdient hatte.

Tig stand auf und nahm den riesigen Schlüsselbund vom Schreibtisch. Er ging zur Tür und drehte sich dann um. »War's das dann?«

Caffery erhob sich, klappte die Ledermappe zu und folgte Tig zur Tür. Er blieb vor ihm stehen und sah ihm in die Augen. »Eins noch«, sagte er leise. »Wenn Sie mir die Beine wegnähmen, wissen Sie, was ich dann wollen würde?«

»Nein. Was würden Sie wollen?«

»Ich würde es Ihnen zurückzahlen wollen.« Er lächelte, und es fühlte sich an, als hätte er Blut an den Zähnen. »Ich würde Ihnen die Beine nehmen wollen.«

## 20

### *15. Mai*

Tig war nicht in der Stimmung, über das zu reden, was er gesagt hatte. *Ich bin nicht schwul.* Als er zu Flea kam, die still in der dunklen Küche im Erdgeschoss saß und darauf wartete, dass Caffery ging, war sein Gesicht rotfleckig und sein Blick hart. Sie fragte ihn, was los sei, worüber sie geredet hätten, aber er schüttelte den Kopf und schwieg auf der Fahrt zum Haus des Restaurantbesitzers. Erst als sie vor der Tür standen und darauf warteten, dass man ihnen öffnete, sprach er wieder.

»Die sind heute noch genauso wie vor fünfzehn Jahren. Der Typ da hätte geradewegs aus *Die Füchse* kommen können.«

Flea antwortete nicht. Sie starrte das kleine Fenster in der Haustür des Restaurantbesitzers an. Ein paarmal hätte sie auf der Fahrt hierher beinahe gesagt: »Hör zu, Tig, wir vergessen die Sache, ja? Wir drehen einfach um und tun, als hätte ich nie

was gesagt.« Sie wusste, dass sie sich zu weit vorwagte, und jetzt fühlte sie sich ein wenig benommen, als hätte man ihr ein Gummiband um den Schädel gelegt, das sich immer straffer zusammenzog. Wenn sie recht behielt, war dieses unschuldig aussehende Haus der Schlüssel für die Antwort auf die Frage, wie Mallows seine Hände verloren hatte.

»Hey, bist du noch da?«, fragte Tig.

Sie blinzelte. »Was?«

»Ich sagte gerade – dieser Bulle. Jack Caffery. Hat einen Auftritt hingelegt wie in einem faschistischen Polizeistaat. Aggressiv. Ein anderes Wort gibt's dafür nicht.«

»Er ist nicht so übel.«

Tig musterte sie von Kopf bis Fuß, bis ihr unbehaglich zumute wurde. Dann lächelte er schmal. »Siehst du? Jetzt hast du dich verraten. Du stehst auf ihn.«

Sie wollte antworten, als drinnen Türen aufgeschlossen wurden. Sie straffte die Schultern und strich verlegen über ihre Jeans, wünschte, sie hätte einen Spiegel.

Der Mann, der die Tür öffnete, wirkte mit seinem schmalen Körper und dem kurz geschnittenen grauen Haar wie ein etwas ängstlicher Gelehrter. Seine Haut war so dunkel, dass es aussah, als wäre sie mit Asche bestäubt. Er war einfach gekleidet: eine leichte Hose mit Gürtel, ein hellgrün kariertes Hemd mit aufgekrempelten Ärmeln. Die Haut an seinen Unterarmen glänzte, als wäre sie eingefettet.

»Mr. Mabuza.« Tig streckte die Hand aus. »Nett, dass ich kommen durfte. Ich weiß, es war ein bisschen kurzfristig.«

Mabuza lächelte gezwungen. »Keine Sorge, alter Freund.« Vorsichtig, beinahe behutsam, ergriff er die Hand und schüttelte sie. Dann sah er Flea an und neigte den Kopf. »Gift Mabuza. Und Sie sind...?«

»Das ist Flea, meine – meine Freundin. Das stört Sie hoffentlich nicht.«

Nicht *eine* Freundin, sondern *meine* Freundin? Wann zum

Teufel habe ich denn dazu mein Okay gegeben?, dachte sie. Aber Mabuza schaute sie an; also nahm sie die Sonnenbrille ab und streckte die Hand aus. Einen Sekundenbruchteil nur hatte sie den Eindruck, als huschte da etwas über sein Gesicht; dann nahm er ihre Hand und schüttelte sie leicht. »Kommen Sie herein«, sagte er. Es klang steif und knapp. Man hörte nur die Spur eines Akzents, ein bisschen wie Kaiser manchmal, und irgendwie dachte sie an Eliza Doolittle: ein wenig *zu* englisch, um echt zu sein. »Kommen Sie, kommen Sie.«

Sie trat ein, und sofort spürte sie einen Sog, als zöge das Halbdunkel die Energie aus ihrem Körper. Ein Geruch hing in der Luft, der Geruch von Essen, das vor Monaten gekocht worden war, von Trauer. Mabuza führte sie ins Wohnzimmer und ließ sie dort zurück, um Kaffee zu holen. Es dauerte eine Weile, bis ihre Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, aber dann sah sie, dass der Raum eingerichtet war wie eine englische Pension: Pferdegeschirr aus Messing an den Wänden, violetter Teppichboden, geblümte Polstersofas mit Schutzbezügen auf den Armlehnen, bestickte Sofakissen, aufgeschüttelt in einer Reihe nebeneinander. Fransenbesetzte Lampenschirme, eine billige Reiseuhr auf dem Fernseher, zwei Spaniels aus Porzellan zu beiden Seiten des Kaminsimses, dazwischen ein Holzkruzifix auf einem kleinen Sockel. Ohne dass jemand sie dazu eingeladen hätte, ging sie zum Kamin und betrachtete das Kreuz: Es hatte etwas Seltsames an sich, etwas, das sie nicht genau fassen konnte.

»Gefällt es Ihnen?«

Sie schrak zusammen. Mabuza stand neben ihr; er trug ein Tablett mit Tassen und einer Kaffeekanne. Sein Blick wanderte zwischen dem Kruzifix und ihrem Gesicht hin und her. »Sehr schönes Holz, finden Sie nicht auch?«

»Ja.« Sie verzog keine Miene. »Sehr schön.«

»Ich verlasse das Haus in zwanzig Minuten.« Er stellte das Tablett ab und beugte sich darüber, um den Kaffee in dünne

Porzellantassen mit einem Rosenmuster zu gießen. Flea setzte sich auf das Sofa, und Mabuza stellte die Tasse vor sie hin. Tig ließ sich in einen Ledersessel sinken und legte den Kopf zurück und die Hände auf die Armlehnen. »Meine Frau und ich wollen zu einer Versammlung unserer Kirche«, erklärte Mabuza. »Deshalb, meine Freunde, können wir uns leider nicht den ganzen Abend unterhalten.«

»Das verstehen wir.« Tig zog die Combathose an den Knien hoch, beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf. »Wir bemühen uns, Sie nicht allzu lange aufzuhalten.«

»Und eins möchte ich Ihnen gleich sagen«, fügte Mabuza hinzu. »Ich weiß nicht, warum Sie hier sind, aber ich fürchte sehr, dass dieses Gespräch eine Enttäuschung für Sie sein wird, mein Freund. Ausgerechnet heute muss ich um mein Geschäft fürchten.« Er legte die Hände wie zum Gebet zusammen und deutete mit den Fingern auf Tig. »Beim besten Willen, aber mein Engagement für wohltätige Zwecke wird eingeschränkt werden müssen.«

Flea saß schweigend da, während die beiden Männer über das Geschäftliche, die Drogenhilfe, redeten. Sie spielte mit dem Löffel auf der Untertasse und ließ den Blick umherwandern, zum Kruzifix und dann zu den Schränken und den Wänden, versuchte sich darüber klar zu werden, was sie an diesem Zimmer störte. Unter einer Bilderleuchte im Alkoven hing das Bild einer Katze, die sich das Gesicht putzte. Es war auf zusammengenagelte Bretter gemalt und wirkte? deplatziert. Sie studierte es eine Weile und fragte sich, ob es der Grund für ihr Unbehagen war. Vielleicht war es auch das Erkerfenster mit den schweren Vorhängen, die keinen Lichtschimmer herein- oder hinausließen. Oder die Tapete: gestreift bis zu der hüfthohen Sockelleiste, darunter ein Sockel in schlichtem dunklem Ocker, der vielleicht abwaschbar war. Er schien einen matten Glanz zu haben, und sie versuchte, die Stellen auszumachen, die gereinigt worden waren, sodass die Farbe jetzt hel-

ler wirkte. Und dann ging ihr ein Licht auf. Nicht die Wände oder die Vorhänge ließen die Alarmglocke schrillen – es war der Teppich.

Sie starrte ihn mit klopfendem Herzen an. Ein bisschen staubig sah er aus, und der Flor war zu hoch, um noch modern zu sein, aber ansonsten schien er nicht weiter ungewöhnlich. Bis auf eines: die Farbe. Ein dunkles, leicht rosa getöntes Violett. Die gleiche Farbe wie bei den Fasern an den Händen.

»Flea«, sagte Tig neben ihr scharf, und sie fuhr hoch. Mabuza stand vor ihr und hielt ihr einen Teller mit Keksen hin.

»Entschuldigung«, sagte sie mit trockenem Mund. »Ich bin...«

»Meilenweit weg«, beendete Mabuza den Satz. »So sagt man doch, oder?«

Sie starrte die Kekse und dann wieder ihn an. War das das Gesicht eines Mannes, der einen anderen Menschen in Stücke geschnitten hatte – hier in diesem Zimmer? »Ich verstehe nicht viel von Sozialarbeit und dem ehrenamtlichen Sektor. Ist nicht mein Ding.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Möchten Sie einen Keks?« Er deutete lächelnd auf den Teller. »Die hier macht meine Frau. Die anderen sind leider aus dem Laden.«

»Danke.« Sie beugte sich vor und balancierte die Untertasse mit der Tasse in einer Hand. Zögernd – sie dachte immer noch an den Teppich und an die schweren Vorhänge – legte sie den Finger auf den Tellerrand und drückte ihn sanft herunter. Mabuza versuchte ihn zu halten, aber er fiel ihm aus der Hand und landete umgekehrt auf dem Teppich; die Kekse waren überall verstreut.

Klappernd stellte sie ihre Kaffeetasse ab. »Verdammmt, ich bin – warten Sie, ich mache das.« Bevor Mabuza irgendetwas tun konnte, hatte sie den Couchtisch zurückgeschoben. Auf Händen und Knien sammelte sie die Kekse ein, legte sie wieder auf den Teller und harkte mit den Fingern auf dem Teppich

die Krümel zusammen. »So ungeschickt.« Sie schaute zu den beiden Männern auf und lächelte sie nichtssagend an. »Ungeschickt und dumm.«

Als sie fast fertig war, holte sie tief Luft. Mit der linken Hand hob sie die letzten beiden Kekse auf, mit der rechten umfasste sie ein Büschel Teppichflor und zog daran. Man hörte ein leises Reißen, aber sie ließ die beiden Männer nicht aus den Augen und lächelte weiter. In einer fließenden Bewegung kippte sie zurück auf die Fersen, legte die Kekse auf den Teller, nahm ihre Tasse vom Tisch und setzte sich wieder auf das Sofa. Die rechte Hand mit dem Büschel Teppichfasern klemmte sie unter den linken Arm.

Die beiden Männer musterten sie schweigend. Unwillkürlich plapperte sie los, nur um das Schweigen zu überspielen. »Woher kommen Sie, Mr. Mabuza?« Sie hatte es ausgesprochen, ohne zu überlegen, was sie sagen sollte. Sie zwang sich, seinem Blick standzuhalten und weiterzulächeln. »Tig wird's Ihnen bestätigen«, sagte sie und bemühte sich um einen ruhigen Ton. »Ich bin unglaublich neugierig. Tut mir leid.«

»Das muss es nicht.« Mabuza neigte den Kopf und lächelte höflich. »In diesem Hause sind Entschuldigungen nicht notwendig. Ich bin aus Südafrika. Danke, dass Sie danach fragen.«

»Aus Südafrika?«

»Kennen Sie es?«

Ein Bild kam ihr in den Sinn. Ein Bild von einem dunklen, eiskalten Gewässer. Menschliche Schreie, die durch die Wüstenluft gellten. »Nein«, sagte sie leise. »Eigentlich nicht.«

»Ich weiß, was Sie denken.« Seine Augen wirkten leicht gelblich um die Pupillen, als hätte er die Gelbsucht.

»Ach ja? Und was denke ich?«

Mabuza lachte. »Sie denken, dass ich schwarz bin. Sie denken, die einzigen Südafrikaner, denen Sie begegnet sind, sind weiß, und jetzt sitze ich hier in Lebensgröße vor ihnen und bin schwarz.«

»Das stimmt.« Sie wandte den Blick nicht von ihm ab. »Genau das habe ich gedacht.«

»Ich bin ein südafrikanischer Schwarzer mit viel Glück, glauben Sie mir.«

Er starrte sie auf eine Weise an, die ihr Unbehagen verursachte. Es war, als hätte er beobachtet, wie sie die Fasern aus dem Teppich rupfte, und wollte ihr jetzt Angst einjagen, damit sie etwas sagte. Langsam begann er zu reden, ohne sie aus den Augen zu lassen, wie um seinen Worten besonderen Nachdruck zu verleihen. Anfangs verstand sie gar nichts, weil der dröhnende Puls in ihren Ohren seine Stimme übertönte, aber nach und nach begriff sie, dass er ihr seine Geschichte erzählte: Er sei in Johannesburg geboren, und als die Bohrfirma, bei der er arbeitete, nach außen ein gutes Bild vermitteln und die Quote erfüllen wollte, um Teil des neuen Südafrika zu werden, habe sie ihr Personal durchforstet, einen altgedienten Staplerfahrer genommen und ihn schnell und trickreich befördert, bis er zum CEO ernannt und nach Kapstadt versetzt wurde. Gift Mabuza hatte in den drei Jahren als CEO nicht eine einzige Entscheidung getroffen. Er hatte seine Zeit in einem eichengetäfelten Büro im Schatten des Tafelbergs verbracht, Internetpoker gespielt und Schecks unterschrieben, bis der ganze Betrug von der Presse aufgedeckt worden war. Dann hatte er seine Abfindung kassiert, war nach Großbritannien gegangen und hatte mit dem, was er gelernt hatte, das Moat eröffnet.

»Und jetzt«, fuhr er fort, »Flea, meine neue Freundin, sagen Sie mir, was *Sie* über mein Land wissen.«

»Sehr wenig.«

»Wissen Sie, mich beschäftigt die Frage, was um alles in der Welt die englische Polizei über mein Land denkt.«

»Wie bitte?«

»Bei meinem Restaurant ist etwas Schreckliches passiert – Sie haben es sicher in den Nachrichten verfolgt. Die Polizei vernimmt mein Personal, und sie hat mein Geschäft ge-

schlossen. Nicht einmal ich selbst darf hinein, sagt man mir. Ich weiß nicht, meine Freundin, welche Bestie oder welcher Unmensch diese Ruchlosigkeit an meine Tür getragen hat, aber ich lebe lange genug in dieser Welt, um zu erkennen, dass eine Verleumdung dahintersteckt: Man will mich sabotieren.« Er spreizte die Hände und streckte sie aus. »Sie sehen meine Hautfarbe, Sie hören meine Stimme. Ich bin Afrikaner, Flea, und der Afrikaner wird immer der Aussätzige in dieser Welt sein.«

Flea schniefte. Sie kloppte ihre Jeans ab und tat, als suchte sie ein Taschentuch. Sie schob die Hand in die vordere Tasche und streifte mit einem verstohlenen Fingerschnippen die Teppichfasern ab. Dann legte sie die Hand auf ihren Oberschenkel. Mabuzas Augen verfolgten diese Bewegungen.

»Sehen Sie«, sagte er nach einer Weile, und sein Blick ruhte weiter auf ihrer Hand, »ich bin in dieser Gesellschaft nicht erwünscht. Deshalb hat jemand...« Er sprach langsam und wiederholte das letzte Wort. »Jemand hat ein entsetzliches Risiko auf sich genommen, um mich zu diskreditieren. Aber...« Unverhofft lächelte er sie an. Seine Zähne waren weiß, und neben dem rechten Eckzahn fehlte einer. »Meine Feinde haben den falschen Weg gewählt. Das ist der Witz an der Sache. Niemand kann mit dem Finger auf mich zeigen – ich bin kein Wilder.«

»Mr. Mabuza«, entgegnete sie gleichmütig, »Sie sprechen in Rätseln.«

»In Rätseln? Wohl kaum. Ich versuche Ihnen zu erklären, dass ich noch nie etwas mit der Polizei zu tun hatte.« Er sprach das Wort sehr bedächtig aus und betonte jede Silbe. »Mit der *Polizei*. Ich weiß nicht, was sie über diesen schwarzen Südafrikaner hier denkt.« Er hob den Kopf und sah ihr wieder in die Augen. »Und Sie? Wissen Sie, was sie denkt?«

*Er weiß es*, dachte Flea. *Verdammte Scheiße, er weiß, wer ich bin.* »Nein«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich habe keine Ahnung, was sie denkt.«

Es war lange still. Tig rutschte im Sessel hin und her und räusperte sich. Sie wollte etwas zu ihm sagen, als die Reiseuhr auf dem Kaminsims läutete. Sofort war er auf den Beinen. »Wir sollten jetzt gehen«, sagte er und streckte Flea die Hand hin. »Komm. Wir gehen *.Jetzt sofort.*«

Ein wenig zitterig stand sie auf und stellte die Tasse so hart auf den Tisch, dass der Löffel von der Untertasse fiel. »Ich müsste mal die Toilette benutzen, Mr. Mabuza. Ich brauche ein Kleenex oder so was, um mir die Nase zu putzen.«

Er zögerte einen Moment. Das bildete sie sich nicht ein, sie war sicher. Mabuzas Blick huschte zu Tig, zurück zu ihr und noch einmal zu Tig. Und dann lächelte er freundlich und hob die Hand, um sie hinauszuführen. »Natürlich«, sagte er ruhig. »Unbedingt.«

Die Toilette befand sich im ersten Stock unmittelbar über der Diele. Langsam stieg sie die Treppe hinauf, die im Bogen um die Diele herumführte, wo die beiden Männer auf sie warteten. Auf der Treppe kam sie an vier oder fünf Nischen in der Wand vorbei. In jeder stand ein Kruzifix, hier ein kleines, da ein großes, und alle neu, während sonst überall Staub lag. Die Wände waren bis Hüfthöhe getäfelt. Sie wusste nicht, was es war, aber irgend etwas an dieser Täfelung bereitete ihr Unbehagen, und sie hielt die Hände vor der Brust, um sie nicht berühren zu müssen. Sie dachte an etwas, das dahinter verborgen war – an Schatten, die nach ihren Fersen schnappten.

Sie erreichte den Treppenabsatz, schwach beleuchtet und mit einem Hauch von Klinikgeruch. Das Gefühl, dass jemand oder etwas sie beobachtete, war immer noch da. Am Ende der Treppe war eine Tür, wie Mabuza es ihr beschrieben hatte. Sie öffnete sie, zog an einer Schnur, und der kleine Raum wurde hell: schlüsselblumengelbe Keramik, eine Schachtel Kleenex auf dem Spülkasten und ihr Gesicht, das ihr aus dem Spiegel über dem Waschbecken entgegenstarrte. Sie hielt den Türgriff

fest und betrachtete sich: das Haar, das ihr in die Stirn hing, die Ringe unter den Augen. Nach einer Weile stellte sie sich auf die Zehenspitzen, um im Spiegel hinter sich zu schauen, hinunter zu der Täfelung. Da war nichts. Warum hatte sie gedacht, dass dort etwas sein würde?

Während sie noch überlegte, was sie jetzt tun sollte, hörte sie rechts von sich ein Geräusch und drehte sich um. Ein paar Schritte weiter, auf der anderen Seite des Treppenabsatzes, gab es eine offene Tür. Sie hatte sie vorher nicht bemerkt, aber jetzt konnte sie den Blick nicht von ihr wenden. Das Geräusch kam aus dem Zimmer: Jemand schniefte, als würde er weinen.

Sie schloss fest die Toilettentür – so, dass man es unten hören konnte. Die beiden Männer standen am Fuße der Treppe und sprachen miteinander in einem gleichbleibenden leisen, vertraulichen Ton. Also machte sie versuchsweise einen Schritt über den Treppenabsatz, auf die offene Tür zu. Die Bodendielen waren solide, nichts knarrte oder federte. Mit ein paar Schritten hatte sie den Türrahmen erreicht und blieb stehen. Die Männer unten redeten weiter. Wenn sie den Hals reckte, konnte sie fast das ganze Zimmer hinter der Tür sehen.

Es war ein seltsames Schlafzimmer, beleuchtet nur von zwei Stehlampen in den Ecken. Sie fühlte sich an ein Siedlerhaus im amerikanischen Westen erinnert: ein nackter Dielenboden, kleinkarierte Stoffe und eine Steppdecke mit einem Stickmuster aus lollipopähnlichen Blumen. Ein Koffer lag auf dem Boden, und gleich daneben kniete eine weiße Frau mit dem Gesicht zum Bett. Sie war ein bisschen jünger als Mabuza, blond und ziemlich fett – ihr Körper schien aus ihrem schlichten weißen Kleid herauszuquellen. Ihr Busen wogte und bebte vom Weinen; es klang merkwürdig, und irgendwie wusste Flea, dass es nichts mit Traurigkeit zu tun hatte.

Die Frau legte beide Hände auf den Boden und beugte sich vor; ihre dicken Arme bekamen Grübchen, und sie senkte den Kopf, um unter das Bett zu schauen. Selbst von der Tür aus

konnte Flea die Tränen erkennen, die an ihren Wimpern hingen, und in diesem Moment begriff sie, was es mit dem Weinen auf sich hatte. Es war ein Weinen der Angst. Die Frau weinte, weil sie sich vor dem fürchtete, was sie unter dem Bett vermutete.

Sie reckte den Hals, um bis in die hintersten Ecken zu sehen, und als sie nichts entdeckte, richtete sie sich auf und hockte sich auf die Fersen. Langsam, sehr langsam, drehte sie sich um und blickte Flea an. Tränen rollten ihr über die Wangen, aber sie sagte kein Wort, war anscheinend auch nicht überrascht, dass jemand sie beobachtete. Sie starre sie unverwandt an, als hätte sie die ganze Zeit gewusst, dass Flea da war.

Wortlos zog Flea sich zurück. Sie rechnete damit, dass man jeden Augenblick nach ihr rufen würde. Die Farce mit der Toilette gab sie auf; sie hatte vorgehabt, die Tür zu öffnen und zu schließen, die Spülung zu betätigen und den Wasserhahn laufen zu lassen, doch jetzt lief sie so schnell wie möglich die Treppe hinunter. Die beiden Männer beendeten ihr Gespräch.

»Es war nett, Sie kennenzulernen«, sagte sie zu Mabuza. Ohne stehen zu bleiben oder ihm die Hand zu reichen, lief sie geradewegs zur Tür. Tig folgte ihr, aber sie ignorierte ihn. »Sehr nett. Ich finde schon hinaus.«

Draußen ging sie mit verschränkten Armen schnell und schnurgeradeaus. Trotz der warmen Luft fröstelte sie. Sie war froh, der Atmosphäre des Hauses entflohen zu sein. Was sie gesehen hatte, genügte ihr. Gleich morgen früh würde sie mit Jack Caffery reden.

»Hey.« Sie war schon ziemlich weit die Straße entlanggegangen, als Tig sie einholte. Er packte sie am Arm und riss sie herum. »Scheiße, was hast du dir dabei gedacht?«

»Er weiß, wer ich bin, Tig.« Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und starrte ihn wütend an. »Hast du das nicht gemerkt? Hast du nicht gesehen, wie er mich angeschaut hat? Es war beklemmend.«

»Beklemmend war nur, dass du ihn gezwungen hast, über diesen Fall zu reden. Das war beklemmend.«

»Ich habe ihn nicht gezwungen. Er wollte darüber reden. Und überhaupt – in dem Haus stimmt etwas nicht.«

»Flea. Flea!« Er zog sie ein Stück weiter, bis man sie von Mabuzas Haustür aus nicht mehr sehen konnte. Es war fast sieben Uhr abends, aber der Himmel war noch blau, und die Geschäftsleute, denen die Häuser in dieser Gegend gehörten, kamen mit ihren Audis und Mercedessen nach Hause. Einige von ihnen musterten Tig und Flea. Einer parkte seinen Wagen, blieb dann mit der Sonnenbrille in der Hand in der Einfahrt stehen und beobachtete sie. »Hör zu«, sagte Tig. »Findest du nicht, dass du dich paranoid benimmst? Du bist schon mit einem unguten Gefühl da reingegangen; du hast nichts gesagt, aber ich hab gemerkt, dass dir unbehaglich war. Du spinnst dir da was zusammen.«

»Ich hab mir nicht zusammengesponnen, wie er mich *angestarrt* hat. Als er mich fragte, was die Polizei denkt.«

»Flea, hör zu, ich sage nicht, dass ich ihn gut kenne, das wäre gelogen, aber ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, dass er keine schrägen Sachen macht. Er ist nicht hinterhältig.«

»Ach ja?« Sie war nicht überzeugt. »Bist du sicher?«

»Ja«, antwortete er und ging zum Wagen. »Ich bin sicher.«

Sie wartete ein Weilchen und sah ihm nach. Sie hatte immer noch Herzklopfen. Der Mann in der Einfahrt verlor das Interesse und zielte mit der Fernsteuerung auf sein Garagentor. Als ihr nichts anderes übrig blieb, folgte sie Tig zum Auto und zog ihren Schlüssel aus der Tasche. Sie schloss ihm die Tür auf, setzte sich dann ans Steuer und ließ sich seufzend zurücksinken.

»Ich sag dir noch was.« Sie schnallte sich an. Noch immer spürte sie Mabuzas Händedruck an ihrer Handfläche. »Die gehen heute Abend nicht zur Kirche, zumindest nicht in eine, in die wir beide gehen würden.«

»Ach, jetzt komm. Was redest du denn da?«

Sie starre zurück zum Haus, von außen betrachtet ein ganz normales Haus. Sie dachte an das Gefühl, dass da in Kniehöhe Schatten an der Täfelung entlanggehuscht waren. Sie dachte an die Frau, die etwas unter dem Bett gesucht hatte, und an die Angst in ihrem Gesicht. Sie dachte an die Kruzifice. Und plötzlich begriff sie, was mit dem Haus nicht stimmte.

Sie drehte sich zu Tig um, und ihre Augen brannten. »Glaub mir, Tig, diese Leute sind keine Christen.«

## 21

*15. Mai*

Als Caffery um acht Uhr ins Büro zurückkam, hatten die Datenbankspezialisten ihre Arbeit für diesen Tag beendet und Feierabend gemacht. Einer aus dem Team wollte noch Überstunden anhängen, und Caffery schickte ihn zu der einzigen Drogenberatungsstelle auf der Liste, die abendliche Sitzungen veranstaltete. Bald war das Einsatzbüro leer.

Caffery genoss die Stille; er trödelte ein bisschen herum und tat, als arbeitete er sinnvoll: Er las seine Mails, schaute sich die Lebensläufe einiger neuer Teammitglieder an und durchsuchte die polizeilichen Datenbanken nach Schlüsselworten aus der Aussage der Kellnerin: *Fluss. Jugendlich.* Als er *Exhibitionist* dazuschrieb, füllte der Bildschirm sich so schnell, dass der Schiebebutton am rechten Rand des Bildschirmfensters auf Nagelkopfgröße zusammenschrumpfte. Der Datenspezialist hatte recht gehabt: In Bristol gab es ungefähr tausend Jungs, die mitten in der Nacht für die Mädels der Umgebung mit dem Schwanz wedelten. Auf eine so lange Liste hatte er keine Lust.

Er ging zum Fenster und zog die Jalousie auseinander. Eine seltsame Niedergeschlagenheit überkam ihn. Die Halal-Metzgerei auf der anderen Straßenseite war geschlossen, aber der Take-away daneben hatte noch nicht geöffnet. Er sah auf die Uhr. Halb neun. Noch früh eigentlich. Aber bald würde die Sonne untergehen. Und das bedeutete, dass die Mädels in der City Road unterwegs sein würden, wenn man wusste, wohin man gehen musste. Seine Finger spannten sich immer fester um die Jalousie, bis er befürchtete, sie würde zerbrechen, wenn er noch länger hier stehen bliebe. Er zog sein Handy aus der Tasche und rief die Nummer auf, die Flea ihm gegeben hatte: ein alter Freund ihrer Mutter, hatte sie gesagt, der sein Geschäft zu Hause betrieb.

Das Telefon klingelte ein paarmal, und er wollte schon aufgeben, als sich der Gärtner meldete: Ja, der Vernus, ach ja, der habe seine besten Tage schon hinter sich, was die Beliebtheit angehe, aber er könne vielleicht ein paar Zwiebeln in den nächsten zwei Tagen bestellen, wenn Caffery nichts dagegen habe zu warten; aber Caffery müsse dann nach Bishop Sutton kommen und sie abholen, denn Lieferungen mache er nicht, wohlgemerkt. Und da sie schon mal miteinander sprachen – wie *ging* es denn Flea Marley, der Süßen? War das nicht eine Tragödie, was dem armen Kind da passiert war – und noch nicht mal dreißig?

»Ich glaube...« Caffery trommelte mit dem Finger auf den Schreibtisch; es war ein seltsames Gefühl, der Einzige zu sein, der über eine Geschichte nicht im Bilde war, die jeder andere kannte. »Ich glaube«, sagte er, »wenn man alles bedenkt, geht's ihr ganz gut... Aber ich werde ihr sagen, dass Sie sich erkundigt haben.«

Sie redeten noch ein Weilchen über Belanglosigkeiten, über die Bezahlung – und Caffery klinge nicht, als wäre er von hier, und wie es ihm im West Country gefalle? Caffery plauderte gelassen, aber als das Gespräch zu Ende war, runzelte er die

Stirn und trommelte ein bisschen lauter. Was hatte der Gärtner da gesagt? Eine Tragödie in Flea Marleys Leben. Was für eine Tragödie? Und unversehens fragte er sich, ob sie einen Mann hatte, der ihr darüber hinweghalf. Und an diesem Punkt musste er sich bremsen. Neugier ist normal, Alter, dachte er; sie hat dich zum Polizisten gemacht. Sie und das Trinken. Aber weiter darf es nicht gehen. Solche Gedanken konnten eine Menge Schaden anrichten.

Er stellte sich vor die Regionalkarte an der Wand und legte den Daumen auf Bishop Sutton; dann spreizte er die Hand, bis der kleine Finger Shepton Mallet berührte. Auf den ersten Blick hatten die Wege des Walking Man planlos ausgesehen. Aber nach dem Abend, als Caffery den Cidervorrat unter der Hecke gesehen hatte, war er zu der Überzeugung gelangt, dass seinen Tageszielen ein Plan zugrunde lag. Anhand der wenigen Berichte, die es in der Datenzentrale noch gab, hatte er die einzelnen Etappen abgesteckt, so gut er konnte, und die letzte Übernachtung in der Nähe des Steinbruchs Vobster hinzugefügt. Und als er jetzt in dem dürtig erleuchteten Büro stand, begann er ein Muster zu erkennen. Es sah aus wie ein halb geöffneter Fächer oder ein Tortenstück. Die Basis war Shepton Mallet, und der Bogen gegenüber reichte von Congresbury fast bis Keynsham. Die A37 markierte die gerade Kante.

Er starrte die geometrische Form noch ein Weilchen an. Dann nahm er seine Jacke von der Stuhllehne und tastete nach den Schlüsseln.

Das Besondere am Walking Man war, dass er sich den ganzen Tag über bewegte, jeden Tag. Wenn man ihn finden wollte, musste man sich auch bewegen. Entweder das, oder man musste wissen, was er dachte. Caffery behielt die Fächerform im Gedächtnis und fuhr hinaus zur A37, einer alten Straße, die schon die Tempelritter benutzt hatten, eine der ältesten in England. Er kam nach Farrington Gurney und dann nach Ston Easton. Die steilen, tropfnassen Mauern des Dorfes erho-

ben sich zu beiden Seiten unmittelbar am Straßenrand. Schleimige Klumpen von Vegetation in den Spalten des Mauerwerks gaben ihm das Gefühl, durch das trockengelegte Bett eines alten Kanals zu fahren. Als das Dorf hinter ihm lag, wurde er langsamer. Auf der Straße herrschte kein Verkehr, und so gondelte er gemächlich dahin. Seine Scheinwerfer verwandelten das Astwerk über der Straße in Kuppeln aus filigranem Eis. Er hatte das Fenster geöffnet und den Ellbogen auf die Türkante gelegt und suchte in der tintenschwarzen Dunkelheit zu beiden Seiten der Straße nach dem Feuer des Walking Man.

Nach einiger Zeit passierte er einen schmalen Weg auf der rechten Seite. Er war schon ungefähr hundert Meter weitergefahren, als irgendetwas ihn anhalten und wenden ließ. Er fuhr ganz auf das Bankett, sodass kein Rad mehr auf der Straße stand und er die Warnblinkanlage nicht einschalten musste. Dann stieg er aus und kletterte über den niedrigen Zaun in das angrenzende Feld. Die Landschaft war undurchdringlich schwarz; nur hier und da schimmerten die grauen Umrisse eines Baums oder Hügels in der Dunkelheit. Plötzlich fror er. Er zog die Jacke an, blieb stehen und klemmte die Hände unter die Achseln. Lauschte auf das Knacken eines Zweigs und hielt die Nase in die Luft, um den Rauch eines Lagerfeuers zu wittern.

Der Walking Man hatte einem Mann die Nase abgeschnitten, mit einer Teppichklinge aus einem Werkzeugkasten. Es war hinten in seiner Garage in Shepton Mallet passiert, und er hatte das Opfer – Craig Evans hieß der Mann – ruhiggestellt, indem er es mit rot-weißem Paketklebstreifen für zerbrechliche Ware an ein Bügelbrett gebunden hatte. Evans hatte eine Weile Blut gekotzt; dann hatte der Walking Man mit den Daumen – mit seinen *Daumen*, das war das Detail, das Caffery am meisten an die Nieren ging – die Augen des Mannes so fest in den Kopf gedrückt, dass sie aus den Höhlen glitten. Als er damit fertig war, hatte er das Bügelbrett an die Wand gelehnt

und Evans' Hände an die Hohlblöcke genagelt. Hatte ihn gekreuzigt.

Die Polizei wusste das so genau, weil er ein Video davon gemacht hatte, um es sich später zum Vergnügen anzuschauen. Sie wussten, dass er beide Augen mitsamt den langen, glitschigen roten Fäden, die daran hingen, auf ein Regalbrett gelegt, und Evans dann mit einer Brechstange beide Knescheiben zertrümmert und ihm den Schwanz abgeschnitten hatte. Er war ins Haus gegangen und hatte alle Teile – die Augen, die Nase, den Schwanz – seelenruhig in eine Keksdose von Cadbury's gelegt. Als die Polizei sie fand, waren sie so stark verwest, dass der Deckel weggeflogen war.

Caffery atmete tief ein und stieß die kalte Luft durch die Nasenlöcher aus, dabei dachte er über die Dunkelheit nach. Er lauschte der Stille und entdeckte eine Eule, die wie ein mottingraues Gespenst über den Himmel flatterte. Als kein Laut aus der Dunkelheit drang, ging er zurück zum Wagen. Er stieg ein und blieb sitzen. Hinter dem Gewirr der Äste schoben sich Wolkenfetzen vor den Mond.

Wieder drang dieser leise Schmerz in seine Glieder, doch diesmal hing er nicht mit der Anspannung zusammen, sondern mit der Müdigkeit, und die Müdigkeit wiederum hatte etwas mit dem Telefongespräch mit dem Gärtner zu tun. *War das nicht eine Tragödie, was dem armen Kind da passiert ist?*

Er brauchte eine Weile, um sich darüber klar zu werden, sich an das Gefühl zu erinnern, das er gehabt hatte – nämlich, dass er hier bei irgendetwas außen vor war. Er war der Neue, der Außenseiter. Vielleicht sollte er sich ein bisschen umhören und nachfragen, was ihr zugestoßen war. Aber nicht so offensichtlich, dass er sich damit zum Affen machte. Jetzt hörte er die Stimme des Walking Man: *Man vermisst es nicht, wenn man es als etwas betrachtet, das andere Menschen in einem anderen Leben tun.* Ja, dachte er, er hat recht, vergiss es. Früher hättest du es getan – du hättest alle Hebel in Bewegung ge-

setzt, um alles über sie zu erfahren, über ihr Geheimnis, über das, was ihr passiert ist. Aber jetzt nicht mehr. Deine Welt ist jetzt ein anderer Ort.

Er startete den Motor und lenkte den Wagen zurück auf die Straße. Es war jetzt nach zehn, und bis er in der City Road ankäme, wäre es kurz vor elf. Um diese Zeit kam Keelie auf die Straße. Er öffnete das Fenster, und der Geruch von Abgasen und Erde wehte herein. Selbst wenn er sich angestrengt konzentrierte, konnte er sich nicht an Keelies Gesicht erinnern und nicht an ihre Haarfarbe. Aber an eines erinnerte er sich: Sie hatte genug Anstand, um ihm niemals, niemals in die Augen zu schauen, wenn er sie fickte. Und das war ja vermutlich auch etwas wert.

## 22

### *9. Mai*

Einen Tag später liegt Mossy auf dem Sofa und lässt einen Fuß über dem Boden baumeln. Seine Unterlippe ruht auf dem aufwärts gewandten Daumen, und er beobachtet das Gitter und wartet darauf, dass Jonah erscheint.

Aber der Tag wird zur Nacht, und aus der Nacht wird ein Tag, und niemand kommt. Manchmal glaubt er, die Sonne ist vielleicht am Himmel stecken geblieben, denn jedes Mal, wenn er nach Jahren – wie es ihm vorkommt – die Augen wieder öffnet, scheint das Tageslicht durch das Gitter. Dann wieder ist es, als säße er in einer Zeitmaschine im Schnellvorlauf, und die Sonne zieht rasch wie in einem Stummfilm über den Himmel: Gerade ist er noch sicher, dass es Morgen ist, und dann öffnet er die Augen, und ein Sonnenuntergang greift mit roten Fin

gern zwischen den Brettern vor dem Fenster herein und beleuchtet das dreckige, verstaubte Zimmer, das für ihn zur Folterkammer geworden ist.

Sie leben von Kaffee mit Zucker und »Heißer Tasse«, und ab und zu schiebt Skinny ihm ein bisschen Stoff zu. Den kriegt er vom »Onkel«, der anscheinend immer auf der anderen Seite des Eisengitters sitzt. Onkel muss da draußen ein Zimmer haben, denkt Mossy, denn immer wenn Skinny mit ihm sprechen oder den Raum verlassen will, geht er zu der Gittertür und klopft dreimal. Meistens ist es eine Weile still, dann fällt ein Lichtstrahl in den Korridor, und eine schattenhafte Gestalt füllt ihn aus und bringt Schlüsselklirren und einen kalten Luftzug mit. Mossy kann den Onkel nie richtig sehen, aber er weiß, dass er ganz sicher sein Gesicht verhüllt, denn sein Kopf sieht immer aus, als gehörte er nicht zum Körper: Er ist zu dunkel und zu groß.

Mossy verbringt Stunden damit, die Gittertür zu studieren, und versucht, sie mit seinen Gedanken zu durchdringen. Dahinter befindet sich ein Gang: Er kann die Wände sehen, und die Raufasertapete ist löchrig und zerrissen und hängt in großen Placken herunter. Irgendwo hört er einen tropfenden Wasserhahn. Die meiste Zeit ist es dunkel im Korridor, denn da gibt es keine Lampe, aber er bekommt ein Gefühl dafür, wie lang er ist, wenn jemand hindurchgeht: Skinny oder der Onkel. Manchmal hört er seltsame Stimmen, elektronisch und sehr abgehackt, aber das sind Geräusche, die nur wellenweise kommen, und er ist nie ganz sicher, ob er sich nicht nur einbildet, sie zu hören.

Skinny ist alles für Mossy geworden. Ja, sein Gefängniswärter, aber auch sein Anker, der Mensch, der ihm Erleichterung durch eine Nadel verschafft. Er ist immer da, ein heißes kleines Bündel, das sich um Mossys Oberkörper schließt; wie ein Tier gräbt er seine trockenen kleinen Hände hinein. Und wie bei einem Tier, dem die Anwesenheit eines anderen Trost spendet,

verschwindet Mossys Angst für ein paar Augenblicke. Er hat das Gefühl, er ist es, der Skinny beschützen sollte, den, der ihn hergebracht hat und plant, ihm die Hände abzutrennen. Obwohl er innerlich dem Weinen nah ist, hat dieser Mensch etwas an sich, das ihm das Gefühl gibt, ein Mann zu sein. Er kommt sich größer vor, wenn Skinny da ist; er sieht ihn nicht als Peiniger, sondern als Opfer, vermutlich weil dieser kleine afrikanische Kindmann ebenfalls benutzt wird.

Skinny arbeitet für den Onkel, und diese Arbeit ist unterschiedlich: Manchmal nimmt er Leuten Blut ab, manchmal verkauft er Drogen, und manchmal muss er auf die Straße gehen und seinen Körper verkaufen. Mossy ist nicht weiter überrascht: Skinny ist klein – so klein –, und sie wissen beide, dass für so was ein Markt existiert. Da gibt's speziell einen Kerl, einen fetten Typen in einem schrottigen Wagen, der vor dem Supermarkt im Viertel sitzt, und manchmal, wenn Skinny weggeht, trägt er bescheuerte Sachen, in denen er aussieht wie ein Kind – kleine Mützen und Schulblazer.

»Das ist für den Dicken«, sagt er. »Er hat es gern, wenn ich es anziehe.«

Mossy begreift nicht, warum es ihm nicht egal ist, was Skinny treibt, wenn er weggeht. Er begreift nicht, warum es ihm zuwider ist, sich vorzustellen, wie irgendein fetter Scheißkerl seinen Schwanz in Skinneys Arsch rammt. Er weiß nur, dass er diesen Typen in all dem Horror hier irgendwie gern hat. Darüber kann er natürlich nicht sprechen, denn so geht's eben in diesem Leben: Letzten Endes sind er und Skinny ein und dieselbe Kreatur. Beide sind aus dem Arschloch der Welt gekratzt worden. Die einzige Währung, die sie besitzen, ist ihr eigener Körper, und man stellt keine Fragen, wenn ein Freund auf den Strich gehen muss.

Wahrscheinlich ist es für Skinny noch schlimmer, weil er sich illegal im Land aufhält. Mossy hat das Gefühl, hier wohnen noch andere Illegale: Manchmal sieht er Schatten in dem

Käfigding gegenüber und hört seltsame Geräusche, als wieselte da jemand herum. Manchmal, wenn es richtig dunkel und Skinny nicht da ist, ist Mossy fast sicher, dass da jemand Unheimliches mit ihnen zusammenwohnt. Wenn er, was selten vorkommt, in diesem Höllenloch mal schlafen kann, dann wacht er auf und denkt, was immer da sein mag, ist leise unter dem Fenstergitter hereingeschlüpft und geräuschlos durch den Raum und in den Käfig gegliitten.

Na, denkt er, wenn ein Schluck Wasser wie er nicht durch den Gitterspalt passt, wie zum Teufel soll sonst jemand da durchkommen? Es sei denn, denkt er manchmal spät abends, wenn er den ganzen Tag allein gewesen ist – es sei denn, es wäre nicht jemand, sondern *etwas*. Etwas, das gar nicht menschlich ist.

Aber bei diesem Gedanken wird ihm eiskalt. Also wendet er dem Fenster den Rücken zu, wann immer er kann, und gibt sich die größte Mühe, gar nicht daran zu denken.

## 23

### *16. Mai*

Katherine Oscar trug eine weiße Bluse, eine beigefarbene Männerreithose und Reitstiefel und hatte das Haar im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden, locker und nachlässig, als hätte sie nicht viel Zeit darauf verwandt. Mrs. Oscar zu sein, war eine schöne und raffinierte Kunst, und sie arbeitete hart daran sicherzustellen, dass niemand sich erlauben konnte, sie als manieriert zu bezeichnen. Oder gar als Snob. An diesem Mittwochmorgen stand sie sehr früh in der kiesbedeckten Einfahrt der Marleys, und sie sah verärgert aus. Sie hatte die

Hände in die Hüften gestemmt und den Kopf in den Nacken gelegt, um zu den Fenstern im ersten Stock des Cottage hinaufzuschauen. Wahrscheinlich fragte sie sich, warum niemand ihr die Tür öffnete.

Flea war eben aus der Dusche gekommen; in ein Badetuch gewickelt, stand sie reglos da und beobachtete Katherine Oscar durch das Badezimmerfenster. Solange sie denken konnte, hatte es immer ein Problem damit gegeben, hier zu wohnen: Katherine Oscar und ihre Familie. Die hohen Mauern ihres Hauses grenzten an den Garten der Marleys, und so hatte man immer das Gefühl, beaufsichtigt zu werden: Die Kinder der Oscars konnten sich aus dem Schlafzimmerfenster beugen und die Marleys in ihrem Garten beobachten, der einst zum Haus der Oscars gehörte. Das Herrenhaus verfügte über einen Garten auf der anderen Seite, ein riesiges Gelände mit Swimmingpool, Pferdeställen und verschlungenen Zierbeeten, aber den Oscars war es immer schwergefallen zu akzeptieren, dass sie die Herrschaft über den Garten der Marleys nicht mehr besaßen, und nicht selten spazierten sie ohne zu fragen, auf Fleas Grundstück, als hätten sie einfach kraft ihres Reichtums das Recht dazu.

Der schlimmste Übeltäter war der jüngste Sohn, Toby, ein stämmiges Kind mit einem Topfdeckelhaarschnitt und eng bei-einanderstehenden Augen. An einem Nachmittag im Herbst hatte Flea einmal zufällig aus einem ihrer vorderen Fenster geschaut, und da stand der Knirps unten an der Straße vor ihrem Haus und pinkelte vergnügt und ausgiebig an ihre Hauswand. Sie riss das Fenster auf und schrie ihn an, aber er tat, als hörte er sie nicht; gelassen zog er seinen Reißverschluss hoch und spazierte an der Straße entlang zurück zur Villa; dabei kratzte er sich am Kopf, als versuchte er sich an etwas zu erinnern. Als Flea die Schuhe angezogen hatte und zum Herrenhaus hinübergelaufen war, hatte sich die Haustür dort schon wieder geschlossen. Sie musste dreimal klingeln, ehe jemand öffnete.

»Bei diesem *riesigen* Haus brauchten wir zwei Türglocken!« Katherine Oscar hatte immer einen Scherz über die enorme Größe ihres Hauses auf den Lippen, aber als Flea ihr berichtete, was passiert war, verschwand ihr Lächeln. Sie trat aus dem Haus und spähte aufmerksam die Straße entlang, als könnte sie nicht glauben, dass eins ihrer Kinder so etwas getan habe. Sie zog sich wieder in den Hausflur zurück und schloss die Augen. »Wissen Sie, es läuft mir eiskalt über den Rücken, wenn ich mir vorstelle, dass die Kinder da draußen auf der Straße herumlaufen. Danke, dass Sie es mir gesagt haben.«

Sie wollte die Tür schließen, aber Flea stellte den Fuß dazwischen. »Die Straße interessiert mich nicht, Katherine. Mich interessiert, ob Sie mit dem Jungen sprechen werden.«

Katherine Oscar wurde rot. »Wie bitte?«

»Werden Sie mit Ihrem Sohn sprechen?«

»Natürlich werde ich mit ihm sprechen. Wofür halten Sie mich?«

Für ein Stück Dreck, dachte Flea und betrachtete das blonde Haar, die teure Bluse, die Ohrstecker. Ja, weißt du was, Katherine? Ich hasse dich. Ich hasse dich, wenn du so hochnäsig auf mich herabblickst und mit deinem Offroader um die Ecke braust, sodass alle anderen Autos deinetwegen anhalten müssen. Ich hasse dich, wenn du wie neulich mit deinem Wagen die Straße blockierst, aussteigst und ein langes Gespräch mit deinem Gärtner führst, ohne dich dafür zu interessieren, dass drei andere Autos fünf Minuten warten müssen, während du dich über Dünger und Setzlinge unterhältst. Ich hasse dich, wenn dicker Rauch aus deinen Kaminen quillt, wenn du jede Woche zwanzig Müllsäcke herausstellst und in einem ganz anderen Ton mit Leuten sprichst, die in deine Villa kommen, um für dich zu arbeiten. Du würdest das ganze Dorf zusammen-schreien, wenn ein Verbrecher in deine Nähe käme, aber dein Mann ist ein Wolf im Schafspelz, der sein Leben am Computer verbringt und andere Leute bestiehlt, und der größte Verbre-cher, den ich in meinem Leben gesehen habe.

Das alles hätte sie gern gesagt. Sie hätte Katherine Oscar gern an die Wand gedrückt und ihr das alles ins Gesicht geschrien. Aber natürlich tat sie es nicht. Sie konnte jemanden schlagen, sie konnte es schnell und wirkungsvoll tun, aber sie konnte sich auch zusammenreißen. Also nickte sie nur. »Gut«, sagte sie ruhig. »Dann

sprechen Sie mit ihm. Und tun Sie es richtig, denn wenn so was noch mal passiert, kann er was erleben. Verstanden?«

Danach ließen die Oscars sie in Ruhe. Von Zeit zu Zeit sah sie, wie die Jungen sie auf dem Weg zur Schule durch die getönten Scheiben des Offroaders anfunkelten, und sie hörte, wie sie hinter den Fenster des Hauses über sie lachten, aber das war ihr egal. Je weniger sie von ihnen sah, desto besser. Eine Zeit lang hörte sie von den Oscars nichts als das leise Rumoren der Pferde in den Ställen an langen Sommerabenden. Aber wenn sie geglaubt hatte, es habe aufgehört, hatte sie sich geirrt, denn Katherine konnte den Gedanken an den Garten einfach nicht aufgeben. Nach ungefähr sechs Monaten fing sie an, Nachrichten auf Fleas Anrufbeantworter zu hinterlassen und ihr zu sagen, dass die Oscars den Garten trotz aller Differenzen immer noch gern zurückkaufen und sie mit dem Stadtrat und mit der Denkmalbehörde, mit örtlichen Bürgervereinen und dem National Trust darüber sprechen würden, ob der Garten nicht als ursprünglicher Bestandteil des Herrenhauses rückübertragen werden müsse. Zwei- oder dreimal im Monat warf sie Zettel durch den Briefschlitz, und allwöchentlich kam sie vorbei, »nur um hallo zu sagen und zu hören, ob Sie es sich anders überlegt haben«. Sie hielt den Druck aufrecht.

Als jetzt die Türklingel wieder durch das Cottage hallte, wusste Flea, dass sie gekommen war, um sich nach dem Zettel zu erkundigen: *Haben Sie es gelesen? Haben Sie sich durch den Kopf gehen lassen, was ich gesagt habe? Über die Grund-*

*stückspreise?* Sie wusste, dass man sie nicht sehen konnte; also blieb sie ganz still stehen und wartete, bis Katherine keine Lust mehr hatte zu warten. Mit einem ungeduldigen Kopfschütteln – nie würde sie die Marleys verstehen, und warum verplemperten sie ihr Geld damit, in verrückten Weltgegenden zu tauchen, statt sich ein vernünftiges Auto zu kaufen, damit ihre schäbigen Karren nicht länger die Landschaft verschandelten? – wandte sie sich ab und marschierte die Einfahrt hinunter. Sogar das Knirschen ihrer Schritte im Kies hatte einen speziellen Ton – als stießen ihre Füße härter auf die Steine als die anderer Leute.

Flea wartete, bis die Schritte verklungen waren, und wandte sich wieder dem offenen Badezimmerschrank zu. Sie ließ den Blick über die vertrauten Gegenstände wandern: Reservezahnbürste, Nagelschere, ihre Spirale im Etui – es war Jahre her, dass sie die gebraucht hatte, und sie sollte sie eigentlich wegwerfen –, Feuchtigkeitscreme, Haarschere. Sie hatte inzwischen vergessen, wonach sie suchte; ihr Kopf war so voll von dem, was am Abend zuvor passiert war, dass es sich anfühlte, als würde sie krank.

Ganz hinten im Schrank, hinter den Vitaminen, die sie nahm, weil sie glaubte, sie stärkten ihr Immunsystem und schützten sie vor den Keimen und Bakterien, in die sie immer wieder eintauchte, lag eine Packung Kwell-Tabletten gegen Thoms Reisekrankheit. Sie wusste, am Abend würde ihr wahrscheinlich schlecht werden; Kaiser hatte sie gewarnt: Die psychoaktiven Bestandteile des Ibogain würden die Symptome einer Reisekrankheit hervorrufen. Sie angelte die Packung heraus – das Verfallsdatum war vermutlich längst überschritten, aber die Pillen waren besser als gar nichts – und stellte sie für später auf den Waschbeckenrand. Sie schloss den Schrank, trocknete sich ab, zog eine weite Hose und ein T-Shirt an und stülpte eine alte chinesische Arbeitermütze über ihr nasses Haar. Als sie ihre Schlüssel gefunden hatte, sprang sie ins Auto. Sie um

fassste das Lenkrad und betrachtete die Adern in ihren Armen, die blau durch die Haut schimmerten. Nachher würde sie ein Gift in ihren Blutkreislauf bringen, das ihr half, mit den Toten zu sprechen. Und dazu brauchte sie Frieden im Kopf, soweit das überhaupt möglich war. Deshalb focht es sie nicht an, was ihr Vorgesetzter über das Einmischen in Ermittlungen sagte. Die Sache war sehr einfach: Sie musste loswerden, was sie am Abend zuvor gesehen und gespürt hatte, sie musste es weitergeben, bevor sie das Ibogain nahm.

Als sie aus der Zufahrt fuhr, ließ sie die Räder des alten Ford ein paarmal im Kies durchdrehen, schoss am Herrenhaus vorbei und drückte zweimal auf die Hupe, nur um Katherine Oscar zu signalisieren, dass sie die ganze Zeit im Haus gewesen war.

Es waren die Male im Staub, die Flea am meisten beschäftigten. Mrs. Mabuza – wenn die Frau in dem Schlafzimmer Mrs. Mabuza gewesen war – mochte gut kochen und backen können, aber sie war eine schlechte Hausfrau. Die im Haus verteilten Kruzifixe sahen makellos sauber aus, aber jedes stand auf einem größeren Staubmal. Die Kreuze wirkten sauber, weil sie neu und nicht weil sie poliert worden waren. Und sie standen auf Staubmalen, weil sie erst kürzlich durch etwas ersetzt wurden, das sich sehr lange dort befunden hatte. Die Kreuze stellten eine Fassade dar, dessen war sich Flea sicher. Sie sollten der Welt vorgaukeln, dies sei das Haus eines Christen.

Als sie an die Tür des stellvertretenden Ermittlungsleiters klopfte, meldete sich niemand. Sie öffnete sie einen Spalt breit. Caffery war allein und in Hemdsärmeln. Mit den Händen in den Hosentaschen und leicht gespreizten Beinen stand er am Fenster und starre versunken hinaus. Sie betrachtete ihn von hinten und war sich sicher, dass er die Nacht nicht zu Hause verbracht hatte. Wenn es nicht verrückt wäre, hätte sie gesagt, er habe die Nacht im Büro oder im Auto geschlafen. Sie fragte

sich, ob er hier überhaupt eine Wohnung besaß oder vorerst in einem Zimmer im Ausbildungsflügel der Zentrale hauste.

Als sie sein kurz geschnittenes Haar und den rasierten Nacken betrachtete, tauchte plötzlich ein anderes Bild vor ihren Augen auf: Sie sah ihn im Bett. Er schlief, einen Arm neben sich ausgestreckt. Er war sonnengebräunt und hatte sein Gesicht ins Kissen gedrückt, sodass sie die leicht angespannten Muskeln seiner Schultern sehen konnte. Sie räusperte sich und vertrieb das Bild.

»Hallo.«

Er drehte sich um. Einverständnisloser, halb zorniger Ausdruck trat in seinen Blick, als hätte er sie nicht gleich erkannt. Dann hellte sich seine Miene auf. Er atmete durch und lächelte. »Oh, hallo. Sorry, ich war meilenweit weg.« Er zog einen Stuhl heran und deutete darauf. »Sie haben mich beim Tagträumen erwischt.«

Sie nahm die Mütze ab, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und setzte sich. »Was für einer war's denn?«

Er lehnte sich an den Schreibtisch und verschränkte die Arme vor der Brust. Die eine Hand spielte mit einer Büroklammer. Er musterte sie. Sie unterließ es, allzu ausführlich darüber nachzudenken, aber sie hatte eine Menge Einzelheiten an ihm registriert, zum Beispiel, dass er keine braunen Augen hatte, wie sie ursprünglich dachte, sondern blaue, mit sehr dunklen Wimpern. So dunkel wie sein Haar. »Ich habe nicht mit Ihnen gerechnet«, sagte er. »Ich hatte nicht vor, heute mit Ihrer Einheit zu arbeiten. Anscheinend wissen Sie etwas, das ich nicht weiß.«

Sie riss sich von seinem Gesicht los und tat, als betrachtete sie das kleine Büro.

»Flea? Was führt Sie her?«

»Okay«, sagte sie langsam. »Sie müssen mir versprechen, dass das, was ich Ihnen sage, hier in diesem Zimmer bleibt.«

Er zog eine Braue hoch. »Gut.« Er lächelte ein wenig. »Lassen Sie's drauf ankommen.«

»Na schön. Ich werde ehrlich sein. Ich habe etwas Dummes getan.«

»Aha.«

»Ich war bei Gift Mabuza. Dem Eigentümer des Moat.«

Caffery lachte ungläubig.

»Im Ernst. Ich war gestern Abend bei ihm zu Hause.«

»Er ist nicht mal im Land. Erst heute Nachmittag wieder.«

»Er ist vorzeitig zurückgekommen. Vielleicht wusste er, dass Sie ihn suchen.«

Cafferys Gesicht wurde ausdruckslos. Er ließ die Arme herabhängen. »Sie scheinen es ernst zu meinen. Sie haben wirklich mit ihm gesprochen.«

»Ich habe nicht gesagt, dass es dienstlich war.«

»Was haben Sie ihm dann gesagt, wer Sie sind?«

»Ich habe gar nichts gesagt. Ich war mit einem Freund da, der ihn kennt.«

Er schnippte die Büroklammer in den Papierkorb. »Ziemlich dumm, wenn ich das sagen darf. Saudumm sogar.«

»Ich weiß.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber er wird nicht abhauen, da bin ich sicher. Er wartet auf Sie. Und... da wir gerade von saudumm sprechen: Ich habe noch etwas getan.« Sie wühlte in ihrer Hosentasche herum und holte den Ziplockbeutel mit den Teppichfasern heraus. Auf der flachen Hand hielt sie ihm den Beutel hin. »Die sind von seinem Teppich.«

Er nahm den Beutel. »Was, die hier?«

»Sie haben gesagt, an den Händen waren Teppichfasern. Deshalb dachte ich... ich dachte, das könnte vielleicht helfen.«

Caffery drehte den Beutel hin und her. Dann ging er zum Aktenschrank, nahm einen Asservatenbeutel aus Papier heraus und schob ihn hinein. Er zog die Kappe von einem Stift und schien zu überlegen, was er daraufschreiben solle. Dann überlegte er es sich anders, notierte sich etwas auf einem Post-it und klebte es auf die Tüte.

»Ich bin nicht gewaltsam eingedrungen. Ich war legal da.«

»Sie kennen die Vorschriften gut genug. Das Problem ist der Unterschied zwischen Zustimmung und echter Zustimmung. Sie haben niemandem gesagt, wer Sie sind, und Sie haben eine private Beziehung benutzt, um an Informationen zu kommen«, sagte er mit geduldig monotoner Stimme. »Hoffen wir, dass sein Anwalt schläft oder dass er keine Lust hat, die Sache zu überprüfen, denn sonst könnten sie sagen, Sie hätten unautorisiert UC gearbeitet.«

Flea biss die Zähne zusammen. Sie sagte sich, sie würde es nicht tun, aber sie hatte gute Lust zu gehen. UC bedeutete »Undercover«, und Caffery hatte wahrscheinlich recht: Ein Anwalt könnte sie dafür drangereien. Aber sie wollte sich nicht von ihm abschrecken lassen und zwang sich zu einer aufrechten Haltung. Es war eine körperliche Sache. Die Schultern zurück – dann fühlte sie sich stärker.

»Was ist mit den Fasern?«, fragte sie. »Sehen sie aus wie die an den Händen?«

Es schien, als habe er sie nicht gehört. Er schaute immer noch die Papiertüte an und machte dabei ein Gesicht, als teilten die Fasern ihm etwas mit. »Sind das die gleichen wie die an den Händen?«

Caffery ging nicht darauf ein. »Sie haben gestern immer wieder gesagt: >Er ist Afrikaner. Was soll das heißen, er ist Afrikaner?«

»Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Ja.«

»Okay.« Sie zeigte auf den Computer. »Darf ich?«

»Der ist langsam. Könnte mich genauso gut per Modem einwählen. Bei starkem Verkehr dauert es fünf Minuten, bis eine Seite heruntergeladen ist.«

Sie zog den Drehstuhl mit den Fersen über den Boden und rollte nach vorn, um die Maus auf dem Pad zu schütteln. Der Bildschirm leuchtete auf, sie wartete auf die Verbindung, gab

ihrer Suche ein – er hatte recht, der Server brauchte eine Ewigkeit – und ging auf die Seite, die sie haben wollte. »Da«, sagte sie und deutete auf das Foto.

Caffery trat zu ihr und beugte sich ein wenig herunter, um auf den Monitor zu spähen. Wenn er in der vergangenen Nacht nicht zu Hause gewesen war, hatte er doch zumindest irgendwo geduscht. Er stand dicht neben ihr und roch sauber. »Was sehe ich mir hier an?«, fragte er. »Was ist das?«

Sie dachte an etwas, woran er sich sicher erinnern würde: an die Leiche eines kleinen Jungen ohne Kopf und Glieder, die in der Themse gelegen hatte. »Adam« hatten sie ihn genannt, denn der einzige Hinweis auf seine Identität waren die orangefarbenen Shorts, die der Torso getragen hatte, der Inhalt seines Magens und der Umstand, dass der Mörder sorgfältig den ersten Wirbelknochen entfernt hatte. »Als Sie in London waren«, sagte sie vorsichtig, »hatten Sie da etwas mit Adam zu tun?«

»Mit Adam?«

»Der kleine Junge in der Themse. Der Torso.«

»Ja«, erwiderte er, »zwei Kollegen haben dran gearbeitet. Aber warum...« Er brach ab und starrte sie an. Sein Gesicht war plötzlich ernst und angespannt. »O Gott«, sagte er gespannt. »Jetzt versteh ich, wovon Sie reden.«

Sie antwortete nicht. »Adams« Spur hatte die Metropolitan Police schließlich nach Afrika geführt, wo sich der schlimmste Verdacht bestätigte: Die Farbe der Shorts und der fehlende Wirbelknochen, der Atlaswirbel, der bei vielen afrikanischen Religionen als Zentrum des Körpers galt – das alles hatte nur auf eines hingedeutet.

»*Muti*«, sagte Caffery leise. »Das meinen Sie doch – dass es bei diesem Mord um ein *muti*-Ritual *ging*.«

»Ja«, sagte sie, und einen Moment lang schwiegen sie beide. *Muti* – schwarze Magie, afrikanische Zaubermedizin. Das Wort allein genügte, um den Raum in eisige Kälte zu tauchen.

Manchmal gehörte die Ermordung und Verstümmelung eines Menschen zum religiösen Ritual. In den letzten zehn Jahren hatte es Anzeichen dafür gegeben, dass derlei Praktiken auf geheimen Pfaden nach Großbritannien vorgedrungen waren.

»Es befand sich in einem Buch, das ich gesehen habe«, sagte sie leise, als sei es unhöflich, laut darüber zu sprechen. »In einem Buch über afrikanische Zauberei und Schamanen. Da war ein Bild von abgetrennten Händen; ein Kerl in Johannesburg wurde dafür verurteilt. Er hatte sie einer Leiche abgeschnitten und an einen Geschäftsmann verkauft.«

»Was wollte der damit?«

»Angeblich locken sie Kunden ins Geschäft. Das ist der Sinn der Sache. Man vergräbt sie oder versteckt sie in den Wänden, und sie winken die Leute herein. Und nach allem, was ich in dem Buch herausfinden konnte, ist der beste Platz...«, sie zögerte. »...unter dem Eingang.«

Caffery schaute in die Ferne und konzentrierte sich auf die Gedankengänge, die sich in seinem Kopf entwickelten. Schließlich wandte er sich wieder dem Bildschirm zu. »Und das?«, fragte er ein wenig ruhiger. Ein braunes Objekt, etwa so groß wie ein zusammengeknüllter Schlafsack, in einer Vitrine.

»Das? O Gott, ich weiß nicht, warum ich Ihnen das zeigen musste. Aber es hat mir begreiflich gemacht, wie weit die Leute zu gehen bereit sind.«

Caffery beugte sich zum Monitor und betrachtete die obszönen Falten und die gelblich zerfransten Ränder. »Was ist es?«

»Was glauben Sie?«

»Ich weiß es nicht...« Keiner von beiden sagte es, aber etwas Dunkles hatte sich in den Raum geschlichen, als wäre die Sonne hinter einer Wolke verschwunden. »Ich glaube – fragen Sie mich nicht, warum – ich glaube, was ich da sehe, ist eine menschliche Haut.«

*10. Mai*

Als Mossy aufwacht, hockt Skinny ein paar Schritte weiter auf dem Boden. Zuerst ist er verwirrt. Der Raum ist von einem gespenstischen blauweißen Licht erfüllt, in dem die kleinsten Gegenstände einen Schatten werfen, und Staub, Tabakkrümel und Haare auf dem Boden scheinen elektrisch zu knistern. Skinny trägt eine Art Gewand, rot, schwarz und weiß kariert und mit Symbolen, die aussehen wie afrikanische Masken. Auf dem Kopf sitzt eine Perücke aus langem schwarzem Haar, in das weiße Muscheln geflochten sind. Einen Moment lang steht er reglos da wie ein Löwe, der zum Sprung ansetzt, und dann plötzlich ist er in Bewegung und wieselt auf dem Boden umher. Mossy richtet sich auf dem Sofa auf, denn die Bewegungen haben etwas Widerwärtiges; sie sind schnell und unnatürlich, ein bisschen wie bei einer verletzten Spinne. Er benutzt Hände und Füße dabei, und die Perlen in seinem Haar klicken aneinander.

Skinny zischt und entblößt die Zähne wie eine Schlange, aber Mossy weiß, dass es nicht echt ist: Was er sieht, ist eine Vorstellung. Er kapiert sofort, dass es nur für die Kamera passiert; sie ist verstohlen im Korridor erschienen, und er kann sie sehen. Das Gitter ist offen, und das Licht kommt von dort, von einem Minischeinwerfer über dem Objektiv.

Mossy ist klar, wer da ist. Der Onkel steht hinter der Kamera, und Mossy hat nicht vor, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; also lässt er den Kopf sinken, als schliefe er noch, und verdreht nur die Augen, um zuzusehen.

Skinny hört auf mit seinem Herumgehusche und zieht einen kleinen Stoffbeutel unter seinem Gewand hervor. Mossy hat ihn schon mal gesehen. Manchmal lässt Skinny ihn auf dem

violetten Teppich liegen; er sagt, er enthält die »Wahrsageknochen«, aber die zeigt er Mossy nie. Jetzt schüttet er sie aus, hockt sich davor und streicht, während er vor sich hin murmelt, mit den Händen darüber hin.

Mossy sieht sie verstreut auf dem dreckigen Teppich liegen, nicht nur Knochen, sondern auch andere Sachen: Muscheln, zwei Spielkarten, ein Dominostein, ein kleines Taschenmesser und ein gelbliches Stück Schwarze, vielleicht vom Metzger, denkt Mossy. Er sieht schweigend zu, als Skinny auf die Spielkarten deutet und in einer Sprache murmelt, die er noch nie gehört hat, aber die sehr nach Afrika klingt.

Die Vorstellung dauert ziemlich lange. Als Skinny fertig ist, geht er hinaus in den Korridor. Die Gittertür wird für eine Weile geschlossen, und Mossy hört Gemurmel. Das Licht geht aus, und kurz darauf wird hinten eine Tür geöffnet und wieder geschlossen. Skinny kommt wieder herein und schließt das Gitter hinter sich zu. Dann setzt er sich zu Mossy. »Du hast mir zugesehen?«

»Ja.« Er legt eine Hand an die Stirn und sieht Skinny durchdringend an. »Ich hab dir zugesehen. Was sollte diese Scheiße?«

»Ich werfe die Knochen.«

»Was machst du?«

»Ich werfe die Knochen. Ich bin *sangoma*.«

»*Sang...* was?«

»*Sangoma*. Hellseher, Führer, Heiler. Meine Knochen führen mich; ich kann in die Zukunft sehen, ich kann Diebe finden. Sie sagen mir die Wahrheit über viele Dinge, viele Probleme mit Gesundheit und Glück.«

Mossy lacht rau. »Soll das heißen, du bist ein beschissener Medizinmann?«

»So ähnlich. Nicht ganz wie ein Medizinmann, aber so ähnlich.«

Mossy lacht wieder. »Nein, bist du nicht. Scheiße, du bist

kein Medizinmann. Das war die beschissenste Aufführung, die ich je gesehen hab.«

»Doch, ich bin einer.«

»Nein, bist du nicht.«

Skinny sieht ihn lange an. Seine Augen sind traurig. Schließlich geht er zum Gitter, späht hindurch und lauscht. Als er sicher ist, dass sie nicht beobachtet werden, zieht er sein Gewand aus und wirft es auf den Boden. Darunter trägt er einen altmodischen Tanga und sonst nichts; seine schmächtige Gestalt sieht dunkel und glatt aus. Er kommt zum Sofa und schiebt sich neben Mossy, legt ihm eine Hand um Ohr und Hals und zieht ihn zu sich heran, als wollte er ihn küssen. Aber das tut er nicht. Stattdessen drückt er seine heißen, rissigen Lippen dicht an Mossys Ohr und flüstert: »Nicht dem Onkel sagen, nicht dem Onkel.«

»Ich werde doch nicht mit ihm reden, oder?«

»Ich und mein Bruder. Wir sind Kuriere in Afrika. Die Gang, für die wir gearbeitet haben – wir haben ihr Geld genommen, um herzukommen.«

»Kuriere?«

»Haben Ware befördert. Du verstehst.«

»Ich weiß, was ein Kurier macht, verdammt. Aber was für Ware?«

»Häute. Hab sie über die Grenze gebracht. Kommen aus Natal oder Mosambik, werden verkauft in Tansania.«

Mossy weicht zurück, senkt das Kinn auf die Brust und starrt Skinny an. »Was für Häute?«

»Von Leuten.«

»Menschenhäute, meinst du?«

»Ja«, antwortet Skinny, als wäre das nichts weiter. »Das ist unser Geschäft. Ich und mein Bruder. Menschenhäute. Sind sehr starke Medizin.«

Mossy steigt wässrige Kotze in den Mund. Er muss den Kopf zurücklehnen und schlucken, und sein Magen dreht sich

um. Er hat von Leuten gehört, die ihre Nieren verkaufen; ein Freund von ihm hat behauptet, er hätte in Indien eine Niere verkauft, damit er das Flugticket nach Hause bezahlen konnte, und alle haben ihm geglaubt. Aber das alles gehört doch in eine andere Welt.

»Scheiße«, murmelt er, und ihm wird abwechselnd heiß und kalt. »Verfluchte Scheiße. War es das, was du mit meinem Blut gemacht hast? Willst du das – o Gott –, willst du das auch mit meinen *Händen* machen?« Er stößt Skinny vom Sofa. Jetzt zittert er. »Das war nicht bloß einer, der mich beobachten wollte – du willst die Scheißdinger *verkaufen?*«

Skinny hockt vor ihm auf dem Boden, und seine Augen leuchten. »Nicht ich. *Onkel*. Der Onkel ist der Mann, der das Geld macht. Ich, ich hab keine Wahl. Ich hab kein richtiges Visum, weißt du? Onkel sagt die ganze Zeit, er kann die Polizei zu mir schicken, wann er will.«

Mossy schließt die Augen und schluckt noch ein paarmal, um sich wieder unter Kontrolle zu bringen. Er hat immer gedacht, in der Welt, in der er lebt, kennt er all die kranken Sachen, die Leute miteinander machen. Er hat gedacht, er weiß, wie verkommen die Menschen sein können. Aber jetzt sieht er, wie blöd er war. Jetzt sieht er, dass es da draußen ein ganzes Universum gibt, ein Universum, von dem er nichts geahnt hat, ein Universum des Grauens und der Verzweiflung, das so dunkel ist, wie er es in seinen schlimmsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte.

*16. Mai*

Die Großvateruhr schlug zwölf, und hinter dem Haus schien die Sonne auf die Reihe der Bäume und warf ihren Schatten auf den Kies. Der Frühling war da. Schon hingen die langen Blütentrauben der Glyzinen vor den Fenstern und betasteten die Scheiben, als wollten sie herein. Früher hatten die Marleys die Gartenarbeit zusammen erledigt, aber seit dem Unfall hatte Flea weder Zeit noch Lust dazu, und einen Gärtner konnte sie sich nicht leisten. Deshalb wucherte der Garten im Sommer wie ein Dschungel, und es summte überall von Insekten. Noch zwei Jahre, und man würde nicht mehr ohne eine Säge über die Terrassen hinunter ins Tal gehen können. Da unten stand auch ein Schmuckbau, der aussehen sollte wie die Seufzerbrücke in Venedig; er spannte sich über einen kleinen Zierteich, doch der Kalksteinmörtel war verwittert, und im letzten Winter waren die Steine im See versunken; jetzt konnte man nur noch die obere Wölbung des Bogens erkennen. Es wäre vernünftig, den Garten an die Oscars zu verkaufen, aber die Vorstellung war unerträglich, dass deren Kinder dort herumlaufen würden, wo sie und Thom einst groß geworden waren.

»Es bricht um mich herum alles zusammen, Mum«, flüsterte sie, als sie am Mittag in der Küche stand. Sie konnte die Sonnenkollektoren sehen, die Dad in einer Reihe an der Garage aufgestellt hatte. Sie waren vor Monaten kaputtgegangen, und sie hatte kein Geld für eine Reparatur, und zu allem Überfluss wuchs Moos auf den Fliesen und Gras in den Regenrinnen. Von weitem wirkte das Dach wie ein Rasen. »Es tut mir so leid. Ich hab nie gewollt, dass es so kommt.«

Sie nahm den Topf mit den Nudeln vom Herd und kippte das Wasser in das Sieb. Sie blinzelte im Dampf, als sie die Seihe

auf die Arbeitsfläche neben Dads Tresor stellte. Kaiser hatte gesagt, sie würde hungrig werden; der Trip werde wahrscheinlich mehr als vierundzwanzig Stunden dauern, und wenn er vorbei sei, werde sie Kohlenhydrate und Vitamine brauchen. Sich danach etwas zu essen zu machen – oder überhaupt etwas zu tun, das Konzentration erforderte –, werde schwierig werden. Pasta war genau das Richtige – Mums Lieblingsessen. Die könnte sie in einer Tupperdose aufbewahren und morgen in die Mikrowelle stellen. Sie schälte die Fleischtomaten, die sie mit kochendem Wasser überbrüht hatte, und hielt die Finger unter den kalten Wasserhahn, wenn sie zu heiß wurden. Die Schalen trug sie zum Mülleimer, trat auf das Pedal und klappte den Deckel auf, aber dann hielt sie inne. Sie betrachtete das glitschige Zeug in ihren Händen und den Saft, der zwischen ihren Fingern herabtropfte, und dachte plötzlich an den Haufen Menschenhaut, den sie Caffery am Morgen gezeigt hatte. Das Bild blieb einen Moment lang vor ihrem geistigen Auge, bis sie die Tomatenschalen in den Mülleimer geworfen und sich die Hände an einem Küchentuch abgewischt hatte! »Flea?«

Sie drehte sich um. Thom stand in der Tür, in seiner nervösen Haltung, die Füße in einem seltsamen Winkel zueinander gestellt wie ein Fohlen, das nicht sicher ist, ob seine Beine es wirklich tragen. »Entschuldige«, sagte er zaghaf. »Die Tür war offen.«

»Ach, Schatz. Das ist doch okay.« Sie ging zu ihm und streckte die Hand aus, um sein Gesicht zu berühren. Ihr kleiner Bruder. Der arme, arme Thom. »Es ist so schön, dich zu sehen.« Er lächelte. Seine Haut war immer noch so blass und zart wie in seiner Kindheit, und die Tränensäcke unter seinen blauen Augen, die ihn immer aussehen ließen, als hätte er Angst einzuschlafen, waren heute sehr ausgeprägt. »Hier. Setz dich.« Sie zog einen Stuhl heran und klopfte mit der flachen Hand darauf.

Er nahm Platz und legte die Hände unbeholfen auf die Knie.

»Ich setze Wasser auf und mache dir Tee.«

»Was tust du da?« Er deutete auf die Sachen, die sie zum Kochen gebraucht hatte: Olivenöl, Knoblauch, Nudelglas.

Sie nahm den schweren Topf vom Herd und schob Knoblauch und Zwiebeln in die Tomaten. Dann stellte sie den Topf in die Spüle und ließ Wasser hineinlaufen.

»Flea?«

»Ja? Was?«

»Was du da machst.«

»Wie sieht es aus?«

»Wie Kochen. Aber du benimmst dich merkwürdig.«

Sie blieb vor der Spüle stehen, die eine Hand auf der Hüfte, die andere am Wasserhahn, und beobachtete, wie sich auf dem Wasser im Topf gelbe Fettaugen bildeten. Sie hörte das Krächzen der Krähen in den Zedern am Rand des Gartens, dachte an Mum, die vom Weg zwischen den Bäumen zu ihr herübergeschaut und geflüstert hatte: *Wir sind in die andere Richtung gegangen.*

»Flea? Was ist los? Du machst mir Angst.«

Sie drehte sich um. »Thom, ich weiß, du sprichst nicht gern darüber.«

»Worüber?«

»Über... über, du weißt schon. Wie das alles passiert ist. Der Unfall.«

Einen Augenblick lang war es still, und sie schauten einander an. Langsam färbten sich Thoms Wangen rot. Der Rest seines Gesichts blieb blass.

»Der Unfall«, wiederholte sie, leiser jetzt. »Eines Tages werden wir darüber sprechen müssen. Über das, woran du dich erinnerst.«

Ein paar Sekunden lang tat er nichts, starrte sie nur an. Dann begann er, mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln. Ein leises Summen stieg in seiner Kehle auf. Thom hatte eine Narbe an der Seele, die niemand berühren durfte, und es gab

Dinge, an die er nicht denken konnte. Seine Schuld trug er immer mit sich herum. Geräuschvoll schob er seinen Stuhl zurück und stand auf. Er wandte ihr den Rücken zu, ging zum Herd und betrachtete den Topf mit den Tomaten. Er schüttelte sie, schob Utensilien hin und her und sammelte Löffel und Bratenwender ein, als verfolgte er eine Absicht. Sein Haar war so fein und blond, dass die sonnengebräunte Kopfhaut durchschimmerte, und sein Nacken wirkte verwundbar.

»Weiñt du was?«, sagte er im Plauderton. »In meinem Job geht's mir nicht gut. Ich komm da eigentlich nicht zurecht.«

»Thom, ich möchte nur...«

»Um bei der Wahrheit zu bleiben, ich würde sagen, dass es sich allmählich auf uns auswirkt. Auf mich und Mandy.«

»Bitte hör mir zu...«

»Und um ehrlich zu sein, habe ich das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Mehr denn je. Alles wegen dieses Jobs.«

Flea klappte den Mund zu. Sie wusste, dass Trauernde häufig eine Verleugnungshaltung einnahmen, aber irgendwie hatte sie sich doch immer eingebildet, dass Thom eines Tages über den Unfall sprechen würde, wenn man ihn dazu zwang. Sie hatte gedacht, er habe seine Schuldgefühle inzwischen verarbeitet und ein rationales Verhältnis dazu gefunden. Aber nein, da stand er und blendete sie aus, als hätte er kein Wort von dem, was sie sagte, gehört. Seufzend setzte sie sich an den Tisch.

»Ich ertrage es nicht mehr.« Er stocherte in den Tomaten herum.

»Ich sitze in der Falle.«

»Wirklich?«, fragte sie knapp, teils verärgert über ihn, teils stinksauer auf sich selbst, weil sie dieses Thema angeschnitten hatte.

»Das wusste ich nicht.«

Sie schwiegen; Thom rührte in den Tomaten, während Flea dasaß und ihn beobachtete.

»Wie auch immer«, sagte er nach einer Weile. Er riss ein Stück Küchenkrepp ab, legte den Löffel darauf und räusperte sich. »Ich glaube, ich hab was Neues.«

»Was denn?«

»Ein paar Leute, die ich kenne. Sie importieren Kronleuchter aus der Tschechischen Republik. Die sind schön – besser als alles, was man hier in den Antiquitätengeschäften kriegen kann.«

Flea rieb sich die Nase. Sie spürte, dass sie Kopfschmerzen bekam. Seit dem, was in Bushman's Hole passiert war, hatte Thom jeden Job verloren. Er hatte für Reisebüros und als Anzeigenakquisiteur für Zeitschriften gearbeitet und für sieben Pfund die Stunde telefonische Meinungsumfragen gemacht. Wenn er arbeitslos war, hatte er den Kredit auf die Versicherung benutzt, um eigene Geschäfte zu eröffnen. In zwei Jahren war er mit nicht weniger als sechs Unternehmen gescheitert: Er hatte mit aus den USA importierten Schlankheitspillen gehandelt, Pixel auf einer Website verkauft, in ein Grundstück investiert und dann erfahren, dass er keine Planungsgenehmigung bekam. Alles war schiefgegangen und er fast pleite.

»Thom, wir haben doch darüber gesprochen. Du hast gesagt, du bleibst bei deinem Job. Du kannst nicht immer wieder diese Risiken eingehen.«

»Das ist kein Risiko. Das wird gut laufen. Ich brauche nur ein Alibi.«

»Ein *Alibi*?« Flea ließ die Hand sinken. »Was für ein Alibi?«

Er schob den Topf zur Seite, kam zurück zum Tisch, setzte sich ihr gegenüber und stützte die Ellbogen auf. In seinem Blick erkannte sie, dass er den Unfall aus seinem Gedächtnis verbannt hatte. Es war unheimlich, wie gut er das beherrschte.

»Es ist ein wirklich gutes Geschäft, aber ich habe Mandy noch nichts davon gesagt...«

»Weil sie genauso reagieren würde wie ich, und...«

»Nein, weil ich sie damit überraschen will, wenn es erst läuft.« Er sah sie ängstlich an. »Aber ich brauche deine Hilfe. Da läuft nämlich was aus dem Ruder.«

»Was?«

»Ich bin immer wieder weg, um mich mit den Leuten zu treffen, und Mandy glaubt allmählich, ich habe etwas mit einer anderen Frau.« Flea hob eine Braue. »Ich weiß es«, sagte er, und plötzlich war seine Blässe verflogen, und seine Stimme klang aufgeregt. »Ich weiß es – sie ist mir sogar schon gefolgt. Gut, nicht wahr?«

»*Gut}*«

»Ich habe gesehen, wie sie auf der Straße hinter mir her schlückt. Du weißt, was das bedeutet.«

»Nein«, sagte Flea. »Weiß ich nicht.«

»Es bedeutet, dass sie mich *liebt*. Sie ist *eifersüchtig!* Sie liebt mich wirklich.«

Flea schüttelte müde den Kopf. Sie betrachtete die glatte Haut an seinem Hals, leicht durchscheinend und weiß über dem Adamsapfel. Mandy war seine erste wirkliche Freundin. Es hatte eine Reihe von Frauen gegeben, zu denen er sich eine Beziehung einbildete: Er hatte sich lächerlich und kindisch verknallt und war dann am Boden zerstört gewesen, als sie seine Aufmerksamkeit nicht erwiderten. Bis Mandy kam. Und wie ein Kind verwechselte er Mandys Besitzanspruch mit wahrer Liebe.

»Sie glaubt, ich weiß nicht, dass sie mir folgt, aber ich weiß es. Und jetzt habe ich ein wichtiges Meeting mit diesen Leuten. Da geht es um alles oder nichts. Wenn ich nicht komme, kann ich die ganze Sache vergessen.«

»Und da soll ich für dich lügen.«

»Wenn ich Mandy sage, dass ich hier bin, wird sie mir glauben.«

»Hier? Nein, Sie würde kommen und nachsehen.«

»Wahrscheinlich. Aber sie würde niemals läuten, denn sie glaubt, ich weiß nicht, dass sie hinter mir her spioniert. Ich nehme deinen Focus – ich bin versichert – und lasse meinen Wagen draußen an der Straße stehen. Wenn sie mir dann folgt oder vorbeifährt, bin ich aus dem Schneider.«

»Und wann willst du das tun?«

»Montagabend.«

Montag war übermorgen. Fleas letzter freier Abend. Kaiser hatte ihr versprochen, dass das Ibogain bis dahin abgebaut sein würde.

Sie stand auf, nahm den Topf und löffelte die Tomaten über die Pasta. Sie warf ein paar Oliven und Wurstscheiben dazu und ließ die Tupperware-Dose offen stehen, damit der Dampf abziehen konnte. Dann wischte sie mit einem Lappen über die Arbeitsplatte.

Thom ließ sie nicht aus den Augen. »Und?«, sagte er schließlich.  
»Machst du es?«

»Du kennst die Antwort, Thom.« Sie verschloss die Dose, stellte sie in den Kühlschrank und warf die Tür mit einem Knall zu. Sie wusste nicht, warum, aber sie war wütender, als sie sein sollte. »Weil du verdammt genau weißt, dass ich absolut alles für dich tun würde.«

## 26

### *16. Mai*

Als Flea den Raum verlassen hatte, war es still im Büro. Eine Weile saß er gedankenverloren da. Das Wort *muti* ging ihm im Kopf herum, und er fragte sich, warum er nicht schon früher darauf gekommen war. Er nahm sich die Zeit, die Website gründlich zu studieren. Die Menschenhaut, erkannte er jäh, war nicht *eine* Haut, sondern die *zweier* Menschen – zweier halbwüchsiger Jungen. Im Leben hatten sie einander nicht gekannt, aber im Tod waren ihre Existenzen untrennbar miteinander verbunden und in einer Vitrine zur Illustration des

Schmuggels in Daressalam ausgestellt. Die Häute waren bei Schmugglern beschlagnahmt worden, deren Geschäft es war, Menschen in Tansania die Haut abzuziehen und sie dann zu einem hohen Preis zu exportieren – manchmal nach Nigeria, manchmal nach Südafrika.

Lange Zeit starrte er das Bild an und war sich dabei seiner eigenen Haut bewusst, ihrer Form, ihrer Unzulänglichkeit. *Muti*. Schon der Klang dieses Wortes schien ihm unheilvoll. Der Eigentümer des Moat, Gift Mabuza, war in die Stadt zurückgekehrt, ohne die Polizei zu informieren. Er war Afrikaner, und in manchen afrikanischen Ländern gab es die abergläubische Praxis, Hände unter dem Eingang eines Geschäfts zu vergraben. Die Gleichung war einfach.

Caffery dachte eine Weile über Mabuza nach und versuchte sich ein Bild von diesem Menschen zu machen. Er hatte gute Lust, ihn sofort vorzuladen, verwarf jedoch den Gedanken wieder, weil er einsah, dass es ein Fehler wäre. Es war besser, zuerst ein paar Erkenntnisse zu sammeln und auf das Ergebnis der Faseruntersuchung zu warten. Er hatte den Einwanderungsbeamten der Operation Atrium angerufen und ihn gebeten, Mabuzas Aufenthaltsstatus zu ermitteln, dann mit dem Ermittlungsleiter gesprochen und ihn überredet, eine vierundzwanzigstündige Observation zu genehmigen, nur damit sichergestellt war, dass der Mann blieb, wo er war. Aber kaum hatte er den Hörer des Festnetztelefons aufgelegt, als sein Diensthandy in der Tasche zu klingeln begann. Er klappte es auf. »DI Caffery, Dezernat für Schwerstkriminalität. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dann sagte eine Stimme mit leichtem Akzent steif und höflich: »Mein Name ist Gift Mabuza.«

Caffery saß reglos da. »Ich weiß, wer Sie sind«, sagte er ruhig. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ihre Leute haben während meines Urlaubs mit mir gesprochen. Ich bin wegen des Problems bei meinem Restaurant zurückgekommen.«

Caffery zögerte. »Ja«, sagte er dann, »es gab da ein Problem.«

»Es wäre gut, wenn ich zu Ihnen kommen und mit Ihnen sprechen könnte.«

»Sie möchten mit mir...?« Er ließ den Satz in der Schwebe. »Okay. Gut. Was halten Sie von...?« Er überlegte angestrengt. Er

wollte wissen, was das Labor über die Fasern herausgefunden hatte, bevor er mit Mabuza sprach. »Was halten Sie von... morgen Vormittag?«

»Ja. Gut. Ich würde diese Sache gern klären.« Wieder trat eine Pause ein. Es klang übermäßig kultiviert, als Mabuza dann sagte: »Ich danke Ihnen, Sir. Vielen Dank und auf Wiedersehen.«

Die Leitung war tot. Nach einer Weile steckte er das Telefon ein, schob mit dem Zeigefinger den kleinen Beutel mit Teppichfasern auf dem Schreibtisch herum und dachte an Mabuza. Hatte er sich angehört wie jemand, der etwas verbergen wollte? Dann dachte er an Flea, wie sie hier in seinem Büro beim Reden am Reißverschluss ihrer Fleecejacke herumgefummelt hatte; er dachte an ihre sauberen, weißen Fingernägel und ihre schlanken Gliedmaßen unter dem Polizeioverall. Wenn sie aussähe wie ein normaler Sergeant einer Unterstützungseinheit, hätte er sie vielleicht ausgelacht. *Mutti* Wurde er da auf eine Theorie gestoßen, auf die er selbst nicht gekommen wäre?

Formal gesehen hätte er über Fleas Besuch bei Mabuza einen mehrfachen Vermerk anlegen müssen, sowohl im Verfahrenslog als auch in seinem eigenen Notizbuch. Er hätte in der Ermittlungsakte klar und deutlich festhalten müssen, dass er sie darüber aufgeklärt hatte, in welcher Hinsicht sie gegen die gesetzlichen Ermittlungsvorschriften verstossen habe. Das alles hätte er tun müssen, aber er tat es nicht. Stattdessen räumte er alle seine Logs weg, klemmte den Telefonhörer an die Schulter und tippte eine Nummer ein. Marilyn Kryotos, die Leiterin der Computerermittlungsabteilung in seiner alten Einheit bei der Metropolitan Police. Sie war jetzt bei Scotland Yard und gehörte zu einem Team von Beratungsspezialisten, das für Fälle von ritueller Misshandlung und magischen Praktiken zuständig war. Dieses Team hatte man als Reaktion auf die Fälle Victoria Climbié und »Adam« gegründet. Adam war nach Schätzung des Pathologen zwischen vier und sieben Jahren alt gewesen, als er rituell zerstückelt wurde. Alle Erkenntnisse deuteten darauf hin, dass er noch gelebt hatte, als es geschah. Bis jetzt war niemand dafür verurteilt worden.

Nach dem dritten Klingeln brummte und klickte es in der Leitung. »PC Kryotos.«

Er zögerte. Die vertraute, ruhige Stimme. Sie erinnerte ihn daran, wie es bei der Einheit in London gewesen war, und an die

chaotische Ermittlungsarbeit dort. Die Einzige, die für Bodenhaftung gesorgt und verhindert hatte, dass alles außer Kontrolle geriet, war Marilyn Kryotos gewesen. Kein aufgeblasenes Ego, keine Wichtigtuerei. Wider Willen musste er lächeln. »Hey, Marilyn. Rate mal, wer hier ist. Ein Geist aus der Vergangenheit.«

Es war still. Dann hörte er ein kleines, sarkastisches Lachen.  
»Keine sehr ferne Vergangenheit, Jack. Gerade mal zwei Monate.«

Sein Lächeln verflog. »Dann freust du dich nicht, mich zu hören? Was? Bin ich etwa in Ungnade gefallen?«

Sie antwortete nicht, ließ die Leitung eine Weile brummen.

Er seufzte. »Ich weiß, was du denkst.«

»Wirklich?«

»Ja – was alle andern auch denken. Dass ich ein Arschloch bin.«

»Bist du eins?«

»Marilyn, hast du nie jemanden verlassen?«

»Doch, natürlich. Vorjahren. Bevor die Kinder kamen.«

»Na also.«

»Es geht nicht darum, dass du sie *verlassen* hast. Ich meine, sie war *verrückt*, Jack. Hübsch, aber verrückt. Letzte Woche war sie in der Zeitung – anscheinend hat sie ihre Medikamente, gebrauchte Kosmetik, Luftpolsterverpackungen und solches Zeug genommen, in Acryl gegossen und das Ganze Kunst genannt. Ich hatte nie was für sie übrig, das weißt du. Es geht also eigentlich nicht darum, dass du sie verlassen hast – es geht um den *Grund* dafür. Ich meine, was für ein Grund war das? Jack, ich habe es bisher nie gesagt, weil die Situation war, wie sie eben war, aber jetzt bist du nicht mehr mein Vorgesetzter, und deshalb...«

»Und deshalb kannst du mir jetzt die Meinung sagen?«

»Jack, du wirst nicht jünger. Ich sag's ja nicht gern, aber du wirst bald vierzig, oder?«

»Ich will keine Kinder, Marilyn. Weder jetzt noch später.«

»Jack, *jeder* sollte Kinder haben. Jeder. Sogar eine wandelnde Katastrophe wie du. Du bist kein vollständiger Mensch, solange du keine Kinder hast. Glaub mir das. Und, Jack, ich hab's nie gesagt, aber die Wahrheit ist, du wärst ein...«

»Lass uns jetzt das Thema wechseln. Es wird mir...«

»Nein. Hör mir zu....« Er sah ihr Gesicht am anderen Ende der Leitung vor sich. Ein bisschen verärgert, aber auch geduldig, als wäre er ihr Sohn. »Du, Jack, wärest ein wunderbarer Vater, ob dir das gefällt oder nicht. Okay?« Sie pustete kurz, als hätte er sie gezwungen, etwas zu tun, das sie nicht wollte. »So, jetzt ist's raus.«

In seinem beengten kleinen Büro mit der welken Pflanze auf dem Fensterbrett und dem Blick auf den Halal-Metzger auf der anderen Straßenseite legte Caffery den Telefonhörer von einem Ohr ans andere. Auf dem Bildschirm waren ein oder zwei Suchergebnisse erschienen, aber dort spiegelte sich auch sein Gesicht, und er wollte sich selbst nicht in die Augen sehen. Er drehte den Stuhl zur Wand.

»Okay, Marilyn. Ich liege besiegt am Boden. Bist du jetzt fertig mit mir?«

»Wahrscheinlich.«

»Können wir dann ein berufliches Gespräch führen?«

»Wahrscheinlich.«

Er lachte trocken. »Die Königin meines Gewissens. Lass mich nie im Stich, Marilyn.« Er bohrte den Daumennagel in das Vinyl der Armlehne. »Hör zu, ich bin erst seit fünf Minuten hier und schon über etwas gestolpert, womit ich nicht fertig werde. Wohin ich mich auch drehe und wende, immer wieder taucht ein Wort auf: Magie. Deshalb rufe ich dich an.«

»Schieß los.«

»Hände. Abgetrennte Hände, neben oder unter dem Eingang zu einem Restaurant. Woanders erfahre ich, dass es etwas mit Hexerei zu tun hat. Was Afrikanisches.«

»Na, wer immer >woanders< sein mag, er hat recht.«

»Dann schrillt da eine Glocke bei dir?«

»Gibt es da eine Afrika-Connection?«

»Vielleicht. Der Eigentümer des Lokals ist Afrikaner – aber die Hände, tja, die sind weiß.«

»Weißes Fleisch gilt bei manchen als mächtiger. In einigen Gegenden Afrikas ist das heute noch so – die alte Kolonialvergangenheit. Weißer Mann macht mehr Geld, weißer Mann ist mächtiger, sein Fleisch ist bessere Medizin. Stärkeres *muti*.«

»Du meinst Hexerei.«

»Nein. Medizin. Alle bringen *muti* und Hexerei durcheinander. Und um das alles noch komplizierter zu machen, benutzt jeder Stamm ein anderes Wort. Eins, das man in der Presse oft neben *muti* findet, ist *ndoki*. Das bedeutet nun wirklich >Hexerei<, aber so nennen sie es weiter oben auf dem Kontinent, in Westafrika. In der Gegend forscht unser Team zurzeit.«

»Das macht dir Spaß, stimmt's, Marilyn? Ich höre es an deiner Stimme. Dir gefällt dieser Job.«

Sie lachte. »Jack, ich erfahre alles Mögliche über die Welt. Ich tippe nicht bloß Daten über jeden Kinderschänder in Südlondon in den Computer. Und weißt du was?«

»Was?«

»Je länger ich es mir ansehe, desto mehr finde ich, dass es so verrückt gar nicht ist. Es unterscheidet sich nicht sehr von der chinesischen Medizin, und bei der schreit niemand >Voodoo<. Alle vermuten, Adam wurde ermordet, weil man seine Kör-perteile für muti haben wollte, und irgendwie ist dieses Wort fest mit dem Fall verknüpft. Aber wir glauben, bei dem Mord ging es um schwarze Magie, und das ist was anderes als Me-dizin.«

»Ein subtiler Unterschied.«

»Subtil, ja, aber ein Unterschied. Bei *muti* denken wir nicht automatisch an menschliche Körperteile. In den meisten Fällen ist das Gesetz über gefährdete Arten unser Ausgangspunkt.«

»Wieso?«

»Bei *muti* geht es meist um tierisches Material. Jedes Tier hat eine andere Macht. Ich meine – Paviane. Ob du es glaubst oder nicht, bevor ich mit diesem Job begonnen habe, wusste ich nicht mal, was ein Pavian ist, aber jetzt weiß ich es. In Afrika kann den Pavian niemand leiden. Er ist wie ein Fuchs, äußerst gerissen und niederträchtig, und niemand hat die leisesten Skrupel, ihn umzubringen. Aber weil Fußball da drüben groß im Kommen ist, kann man die Hände eines Pavians auf dem freien Markt verkaufen. Angeblich helfen sie einem Torwart, die Bälle zu halten.«

Caffery drehte seinen Stuhl wieder um, rief die polizeiliche Datenbank auf und gab »gefährdete Arten« als Suchbegriff ein. Er wartete, bis der Computer sich durch die Millionen von Einträgen gewühlt hatte. »Marilyn.« Er rollte mit dem Stuhl näher an den Bildschirm heran. »Hast du irgendetwas, das du mir schicken kannst?«

»Bin schon dabei. Ich sende dir ein von uns zusammengestelltes Infopack. Nottingham hat es schon gekriegt und Manchester auch – die Sache breitet sich hierzulande aus. Ich lass es dir nicht auf dem Dienstweg zukommen, sondern schicke es dir heute noch per Kurier. Es sind ein paar Bibliographien dabei, Kontaktdaten zu Wissenschaftlern und Praktikern und dergleichen mehr. Aber vor allem sind es Presseerklärungen und Zeitungsausschnitte.« Sie schwieg kurz. »Und – Jack?«

»Ja?«

»Du wirst sehr vorsichtig sein, ja? Bei allem, was du da tust? In London ist es zurzeit ein sehr heißes Thema. Die rechte Presse – das kannst du dir sicher vorstellen – macht ein Rassenthema daraus, als ob jeder Afrikaner, jede schwarze Sekte, jeder Pfarrer einer Pfingstgemeinde rituelle Misshandlungen, Exorzismen und das alles betriebe. In Wahrheit hat es in den letzten zwei Jahren vielleicht eine Handvoll Fälle gegeben, und zwei oder drei sind im Gedächtnis haften geblieben, weil Kinder im Spiel waren. Für die Presse ist das ein gefundenes Fressen.«

Caffery nickte nachdenklich. In den Großstädten des Landes herrschten starke Spannungen; in den Straßen war es, als genügte ein Funke, um den Kessel explodieren zu lassen. Auf dem Computer vor ihm sammelten sich die Suchergebnisse; es waren jetzt fünf Treffer. Er setzte die Brille auf und rückte noch näher an den Monitor heran. »Marilyn«, sagte er, »schick mir dein Material per Kurier, und grüß alle zu Hause, okay?«

»Ja«, erwiderte sie trocken. »Ist ja nicht so, als hättest du eine eigene Familie, die du grüßen lassen könntest.«

»Marilyn.« Er seufzte, und fast musste er lächeln über ihre Impertinenz. »Es ist immer wieder nett, mit dir zu plaudern. Danke für deine Unterstützung.«

Sie verabschiedeten sich, und er wandte sich wieder dem Bildschirm zu. Die Suche war zu Ende, und er wusste sofort, welches der zehn Resultate ihn interessieren würde. Der Bericht war skizzenhaft und enthielt nur das Allernötigste. Der Fall war nie vor Gericht gekommen, aber bei dem Datenex-perten, der ihn eingegeben hatte, musste eine Alarmglocke geschrillt haben, denn die Anhänge waren äußerst detailliert. Caffery las alles. Der Bericht stammte von einem Verkehrs-polizisten, der ihn neun Monate zuvor verfasst hatte. Er hatte in der Nähe der Clifton Suspension Bridge einen Wagen we-gen eines schadhaften Bremslichts angehalten, und als er nach vorn kam, um mit dem Fahrer zu sprechen, war ihm aufgefäl-len, dass an einem Band am Rückspiegel ein verwester Geier-kopf hing.

Caffery öffnete die angehängte Bilddatei. Das Foto zeigte einen grauen Kopf wie von einem übergroßen, missgebildeten Huhn. Ein rotes Band war säuberlich um den Hals geschlungen, und im Schnabel klemmte ein Los der National Lottery. Mit hohem Kostenaufwand hatte die Polizei den Geierkopf zur Bestimmung an

den Zoo von Bristol geschickt, und von dort war eine Serie von Fotos und – wie er sich schon dachte – eine hämische Notiz zurückgekommen: Der »Geier« sei eine Fälschung. Die dem Bericht beigefügten Sektionsfotos zeigten, dass sich unter der abgeschälten Haut ein kleiner Schafsschädel verbarg. Die Nase war so zurechtgefeilt, dass sie einem Schnabel glich, und der ganze Schädel war mit Hühnerfleischspänen umwickelt worden. Großes Gelächter allenthalben – aber der springende Punkt war, dass der *Fahrer* das Ding für einen Geierkopf gehalten hatte. Er weigerte sich zu sagen, woher er kam und warum er ihn besaß; er sei schon im Wagen gewesen, als er ihn gekauft habe, behauptete er, und er sei noch nicht dazu gekommen, ihn abzunehmen. Doch der Polizist hatte am Abend zuvor im Fernsehen eine Sendung über Hexerei gesehen und vermutete, dass es sich um einen Fetisch handelte.

Caffery suchte in dem Bericht nach dem Namen des Autofahrers. Kwanele Diamini. Mit halb geschlossenen Augen las

er den Namen noch einmal, und ein kleines Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Diamini. So, stellte er sich vor, konnte ein Zuluhäuptling heißen. Ein Afrikaner.

Wie es aussah – er schob den Stuhl zurück und griff nach seiner Jacke –, hatte er einen kleinen Besuch zu machen. Nur einen kleinen Besuch.

## 27

### *16. Mai*

Thom wollte eine Notiz für Flea schreiben, damit sie nicht vergaß, dass er vorhatte, sich ihren Wagen zu leihen. Er musste an solche Verabredungen erinnert werden, weshalb er dachte, ihr gehe es nicht anders. Also bestand er darauf, sich an den Tisch zu setzen und es in seiner peniblen Handschrift auf einem Post-it zu notieren. Flea stand mit verschränkten Armen vor der Spüle; sie betrachtete ihn, seine Augen, die dunklen Wimpern und die leicht bläuliche Haut ringsherum, und sah, wie er sich zum Schreiben krampfhaft über das Papier beugte. Seine Farbe war zurückgekehrt, aber irgendwie wusste sie, ganz würde sie nie mehr zurückkommen. Wenn jemand sie gefragt hätte, wann sie ihren Bruder zum letzten Mal gesehen habe, hätte sie wahrheitsgemäß antworten müssen: am Tag des Unfalls vor zwei Jahren.

Nicht dass sie ihn seitdem nicht gesehen hätte – tatsächlich war sie die ganze Zeit im Krankenhaus in Danielskuil, als sie ihr gesagt hatten, er werde vielleicht sterben, nicht von sei-ner Seite gewichen, und auch nicht während des grauenvollen Heimflugs über Kapstadt mit der Stewardess, die ihr kein Paracetamol für ihn geben wollte, weil die Airline befürchtete, ver-

klagt zu werden; und auch nicht während der achtwöchigen Ermittlungen zum Tod ihrer Eltern. Sie hatte den physischen Thom gesehen, seinen Körper, die Hülle, in der er lebte, aber ihr Bruder war verschwunden. Wenn man ihm in die Augen blickte, sah man nichts. Deshalb würde sie sagen, das letzte Mal habe sie ihn an jenem Tag im Boesmansgat gesehen, als er weinend, kotzend und um sich schlagend in dem Wasserloch aufgetaucht war.

Unter ihm gähnte dieses dunkle Loch, hundertfünfzig Meter breit, dreihundert Meter tief. Wie ein Verlies für ein schlafendes Raubtier. Und es war ein Grab. Bushman's Hole hatte in den letzten zehn Jahren drei Tauchern das Leben gekostet, und jetzt wieder zwei: David und Jill Marley. Dad war als Erster getaucht, geradewegs hinunter in die Dunkelheit. Mum war ihm gefolgt. Thom hatte verzweifelt nach ihnen gegriffen und für ein paar Augenblicke sogar Mums rechten Knöchel zu fassen gekriegt, aber sie war ihm entglitten. Es schien, als hätten sie sich kopfüber in die Finsternis gestürzt, entschlossen, bis auf den Grund zu kommen. Was undenkbar war, denn der Grund lag hundertfünfzig Meter tiefer, als sie hatten tauchen wollen. Sie wussten beide, dass es Selbstmord gewesen wäre, auch nur zehn Meter tiefer zu gehen, als der Tauchplan vorsah.

Sie hatten es wissenschaftlich geplant, denn wenn David und Jill Markey vor etwas Respekt hatten, dann vor dem Wasser. Bushman's Hole war der Gipfel für sie, der Höhepunkt einer lebenslangen Extremauchsportsucht. Sie hatte begonnen, lange bevor die Kinder kamen, so lange, dass Flea nicht wusste, wie sie entstanden war. Aber eins wusste sie: Es war Dads Idee. Mum hatte mitgemacht, auch eine Art Begeisterung dafür entwickelt, aber Dad war der Süchtige, der schicksalhaft Verstrickte, Dad, der in seinen stillen Augenblicken im Arbeitszimmer träumte, er befand sich in der Tiefe.

In Bushman's Hole hatte er eine Videokamera auf dem Helm

montiert gehabt. Er musste seinen Abstieg und seinen eigenen Tod gefilmt haben. Aber die südafrikanischen Ermittler hatten die Leichen und die Kamera nie gefunden, und da Thoms bruchstückhafte Erinnerungen das Einzige waren, woran sie sich halten konnten, blieb ihnen kaum etwas übrig, als den Tod der Marleys entweder der »Narkose« infolge einer Fehlberechnung der Tieftauch-Gasmischung oder möglicherweise einem hyperoxischen Blackout zuzuschreiben. Der britische Leichenbeschauer, der vom Innenministerium die Genehmigung zur Feststellung der Todesursache ohne die Leichen erhalten hatte, schloss eine Narkose aus – die desorientierende, euphorische Wirkung des Stickstoffs bei zu hohem Druck. Weil die Trimix-Gasmischung, die die Marleys benutzt hatten, speziell dazu gedacht war, die Narkose zu verhindern, vermutete der Leichenbeschauer stattdessen, David Marley habe angefangen zu schnell und zu tief zu atmen, wodurch er den empfindlichen Kohlendioxidrezeptor in seinem Hals ausgeschaltet und dadurch das Bewusstsein verloren habe. Als er begonnen hatte zu sinken, hatte Jill versucht, ihn zu halten – so viel wussten sie –, und vielleicht habe sie bei diesem schnellen Abstieg den Atem angehalten, was den Sauerstoffsensor des Trimix-Systems veranlasst habe, zu viel Sauerstoff zu liefern. Letzten Endes sei sie genauso gestorben wie David: an Hyperoxie, an zu viel Sauerstoff.

Er war ein guter Mann gewesen, dieser Rechtsmediziner, und in seiner Zusammenfassung hatte er hinzugefügt, dass Thom, der Sohn der Marleys, richtig gehandelt habe, als er sie gehen ließ. So schwer es auch falle, es sei eine der wichtigsten Regeln beim technischen Tauchen, und er habe sich daran gehalten. Man müsse ihn dafür loben, und er könne stolz sein. Aber natürlich machte es ihm zu schaffen. Er hatte seine Eltern sterben lassen.

Flea wusste nicht, was ihr die größeren Schuldgefühle bereitete: dass sie nicht mit Thom in Bushman's Hole gewesen war,

als es passierte, oder dass sie im tiefsten Innern froh gewesen war, dass Thom den Trip nach Danielskuil mitgemacht hatte. Immer war sie es gewesen, die von ihrem Dad angetrieben wurde, immer hatte er sie angefeuert: »Siehst du den Baum da? Den großen? Ich wette, du kannst raufklettern, Flea Marley!« Ihr war nie eingefallen, Nein zu sagen; sie hatte es immer getan, denn irgendwo in ihrem Herzen wusste sie, wenn sie es nicht täte, wäre das ein Zeichen dafür, dass sie anders war. Irgendwie schwach. Keine echte Marley. Aber dann war Thom gekommen, ein schüchterner kleiner Junge, der erst mit fast zwei Jahren laufen lernte, und Dads Aufmerksamkeit verlagerte sich von ihr auf Thom. Dads Botschaft war klar: *Zeige niemals Angst. In dieser Familie ist kein Platz für Feigheit.* Es wurde zu einer Art Instinkt, einem Instinkt, der Thom Jahre später dazu gebracht hatte, mit seinen Eltern in das kalte, starre Auge von Boesmansgat zu steigen.

Nachdem seine Eltern verschwunden waren, hatte Thom sechs Stunden mit dem Aufsteigen verbracht. Alle paar Meter hatte er haltnachen müssen, um zu dekomprimieren, damit die konzentrierten Gase sich ausdehnen und seinen Körper verlassen konnten, denn das Helium lagerte sich nicht wie Stickstoff im weichen Gewebe, sondern in den Knochenhohlräumen ab und brauchte deshalb länger, um zu entweichen. Tränen füllten seine Maske, und in seinem Innenohr hatte sich eine Heliumblase gebildet, die Schwindel verursachte. Einer der Polizetaucher, die auf den Alarm hin erschienen waren, musste ihn mit einem Karabinerhaken am D-Ring sichern und bei ihm bleiben, weil er das Gefühl in seinen Händen verloren hatte und nicht mehr wusste, wo oben und unten war. Die letzten zehn Meter waren die schlimmsten, die gefährlichsten und die frustrierendsten, weil jeder Stopp mehr als eine Stunde dauerte: Er konnte die Oberfläche sehen, die Sonne, die hereinschien, aber er musste warten, musste dort in der Kälte verharren, und konnte doch nur an eines denken: an sein Versa-

gen und, schlimmer noch, an das, was dreihundert Meter unter ihm geschah.

Soweit man wusste - und tatsächlich wusste niemand es genau -, gab es am Grund des Sinklochs keinen Auslass, der groß genug war für einen Menschen. Also mussten Mum und Dad reglos auf den Grund gesunken sein. Mit Hilfe von Thoms Aussage hatten die Ermittler den Bereich, in dem sie liegen mussten, ungefähr eingrenzen können. Daraufhin hatten sie ein ferngesteuertes kleines U-Boot mit einer Kamera hinuntergeschickt, um die Flanke und die tiefsten Winkel von Bushman's Hole abzusuchen. Aber die Kamera fand nichts, und es hatte keinen Sinn, darauf zu warten, dass die Leichen an die Oberfläche kamen. Die meisten Wasserleichen trieben nach oben, wenn die Verwesung einsetzte, aber bei den Marleys war das nicht der Fall; die Fäulnisgase standen unter so hohem Druck, dass sie nicht aufsteigen konnten; außerdem würde das Gewicht der Taucherausrüstung sie am Boden halten, bis sie zerfallen und nur noch Knochenreste übrig waren. Die Möglichkeiten der Ermittler stießen an ihre Grenzen. Man konnte nichts mehr tun, um sie zu bergen.

Auch anderswo auf der Welt gab es Tote, die in der Stille schwebten, hin und her bewegt von Strömungen und Fischen, Taucher, die an so tückischen Orten gestorben waren, dass es andere Taucher das Leben kostete, wenn sie versuchten, sie zu bergen. Die südafrikanische Polizei, ihr psychologischer Betreuer, Kaiser - alle hatten ihr geraten zu akzeptieren, dass Mum und Dads letzte Ruhestätte auf dem Grund von Bushman's Hole liege. Und sie hatte halbwegs ihren Frieden damit geschlossen, aber nie aufgehört, daran zu denken.

Manchmal erschienen Bilder von ihnen vor Fleas geistigem Auge: fleischlose, augenlose Gerippe, die sich um ihre Längsachse drehten. Sie schob sie hin und her, versuchte sie zu platzen, sich vorzustellen, wie sie wohl lagen. Thom erzählte, Dad sei als Erster gegangen, aber das brauchte sie nicht von

ihm zu hören. Irgendwie hing es mit seinen Meditationen im Arbeitszimmer zusammen, irgendwie auch mit den vielen Stunden, die er mit Kaiser verbracht hatte - jedenfalls wusste sie instinktiv, dass es so gewesen sein musste: Dad war als Erster gegangen. Und so hatte sich in ihrem Kopf dieses Bild verfestigt: Dad lag mit dem Gesicht nach unten, die Arme bis an die Schultern im Sand, als wollte er den Boden der Unterwasserhöhle umarmen, während Mum auf dem Rücken lag, die Arme zur Oberfläche hinaufgestreckt, als hoffte sie immer noch, jemand werde ihren Fehler bemerken und sie in die Welt zurückholen.

Doch als sie jetzt vor der Spüle stand und die hereinscheinende Mittagssonne den Staub und die Details der Küche hervortreten ließ, dachte Flea mehr an die Art und Weise, wie sie gesunken waren. Konnte es sein, dass sie in die andere Richtung abgestiegen waren, weg von der Ecke des abgesuchten Lochs: War es das, was Mum ihr hatte sagen wollen?

Thom saß am Tisch und schrieb konzentriert und sorgfältig. Sie stellte sich vor, wie sie zu ihm sagte: *Könnte es sein, dass etwas bei deinen Erinnerungen an den Unfall nicht stimmt? Vielleicht sollten wir uns hinsetzen und das alles noch einmal durchgehen?*

Aber nein. Es hatte keinen Sinn, ihn aus einem sodürftigen Grund aus der Fassung zu bringen. Wegen einer Halluzination. Sie drehte den Hahn auf und ließ Wasser ins Spülbecken laufen. Seifenschaum kreiste funkelnnd in der Sonne. Wieder betrachtete sie die bläulich grauen Adern, die sich an der Innenseite ihrer Arme entlangschlängelten. Das Ibogain würde ihren Schädel öffnen und Licht hineinflutten lassen - und vielleicht würde sie noch an diesem Abend erfahren, was ihr entgangen war. Mit Thom würde sie nicht darüber reden, aber eines war sicher: Sie würde Mum fragen, auf welcher Seite des Sinklochs sie gelandet waren.

*16. Mai*

Kwanele Diaminis letzte bekannte Adresse war in Nailsea: ein einzelnes georgianisches Backsteinhaus mit fünf Zimmern in einer geschlossenen Wohnanlage aus den 1990er Jahren. Die Häuser mit den sandsteinartigen Fassaden wirkten nahezu identisch; jedes verfügte über ein Stück Rasen, eine Garage und einen Briefkasten im amerikanischen Stil vor der Haustür. Diaminis Haus stand am Ende der Straße, und man sah den Flughafentower in Backwell Hill. Auf Cafferys Läuten hin öffnete nicht Diamini, sondern eine blonde Frau in einer tief sitzenden Jeans mit Gürtel und einem pinkfarbenen T-Shirt, auf dem in glitzernden Buchstaben das Wort »Pornstar« stand.

»Längst weg«, antwortete sie, als er nach Diamini fragte. »Dahin zurück, wo er hergekommen ist, und ich werde auch nichts mehr von ihm hören. Bitten Sie mich nicht, Kontakt mit ihm aufzunehmen - ich hab's schon versucht, glauben Sie mir.«

Aber sie lud Caffery trotzdem ein hereinzukommen. Anscheinend war sie auf Gesellschaft aus, und der Blick, den sie ihm zuwarf, um seinen Körper unter dem offenen Jackett zu taxieren und herauszufinden, ob er in Form war, und die Art, wie sie hüftschwingend vor ihm herging, verrieten ihm sofort, dass er hier könnte, wenn er wollte.

Sie gingen ins Wohnzimmer an der Rückseite des Hauses. Zwei kleine Mädchen in identischen pinkfarbenen Jogginganzügen, deren blonde Haare mit pinkfarbenen Seidenblumen geschmückt waren, lagen auf dem Boden vor einem Plasmafernseher. Auf dem Hosenboden der Trainingsanzüge stand »Barbie«. Caffery schätzte sie auf höchstens zehn oder elf Jahre.

»Hey.« Die Frau stieß mit einem ihrer sonnengebräunten Füße, die in pinkfarbenen Tennissocken steckten, gegen die Fußsohle des einen Mädchens. »Stellt den Fernseher leiser. Ich bin jetzt hier und möchte nicht gestört werden.«

Die Mädchen antworteten nicht, aber die eine hielt eine Fernbedienung hoch und regelte die Lautstärke ein wenig herunter. Die Frau führte ihn durch eine Doppeltür mit geschliffenen Glasscheiben in einen Palmen-Wintergarten mit Blick auf einen umzäunten Garten. Draußen auf der Terrasse thronte eine pink- und lavendelfarbene Hollywoodschaukel.

»Nette Kinder«, bemerkte er.

»Ja.«

Sie schob einen Dobermann vom Korbsofa. Der Hund verschwand ins Wohnzimmer; seine Krallen klickten auf den Bodenfliesen. Sie beugte sich über das Sofa, um die Kissen aufzuschütteln und die Hundehaare wegzublasen.

»Er hat eine Menge Dinge importiert und sich bemüht, so gut er konnte. Als das Geschäft nicht lief, war es, als ob alles einfach auseinanderfiele.« Sie drückte das Kissen an die Rückenlehne des Sofas und trat zurück, um Caffery Platz nehmen zu lassen. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wo er sich aufhält. Ich habe versucht, Verbindung mit ihm aufzunehmen, aber er ist verschwunden. Zurück nach Hause.«

»Dann ist das hier sein Haus?«

Sie schnaubte. »Oh, ich bitte Sie. Das hat meinem Ex gehört, vor Kwanele, aber jetzt gehört es mir und den Mädchen. Möge es noch lange so bleiben.«

»Die Kinder sind nicht von ihm?«

Sie sah ihn an, als hätte er einen Witz gemacht. »Wollen Sie mich auf die Schippe nehmen? Sehen sie aus, als wären sie von ihm?«

»Keine Ahnung. Ich habe kein Foto von ihm gesehen.«

»Na, aber er ist schwarz«, sagte sie herablassend. »Sehr schwarz. Südafrikaner.« Sie ließ sich an einem kleinen Glastisch

nieder und schlug geziert die Beine übereinander. Der lange blonde Pferdeschwanz hing über ihre Schulter. Sie sah aus, als ließe sie eine Menge Geld im Sonnenstudio. »Was wollen Sie über ihn wissen? Sehen Sie, mir ist es egal, ob ich ihm Arger mache. Ich erzähle Ihnen alles, was Sie wissen wollen.«

Caffery zog das Jackett aus, legte es über die Armlehne und setzte sich. Er krempelte die Ärmel auf; es war heiß hier. Erst Mai, aber in der Sonne wirkte der Wintergarten wie ein Treibhaus. »Wer sind Sie?«

»Rochelle.« Sie reichte ihm eine sorgfältig manikürte Hand.  
»Rochelle Adams.«

Er schüttelte die Hand. »Rochelle«, sagte er, »es geht mir hier um Religion. Das ist hauptsächlich meine Frage zu Kwanele. Mich interessiert sein Glaube.«

»Er hatte keinen. Keine Kirche, wenn Sie das meinen.«

»Vielleicht einen anderen Glauben? Einen aus seiner Heimat?«

»Ach, *das*.« Sie schob einen ihrer langen Fingernägel in ihr seidenweiches Haar und kratzte sich mit halb geschlossenen Augen. »Ja - das war ein Teil unseres Problems. Ich meine, er hat mich geliebt und die Kinder auch, aber den Scheiß aus seiner Heimat hat er eigentlich nie aufgegeben.« Sie ließ die Hand sinken und sah ihn an, als ginge ihr ein Licht auf. »Es handelt sich um diesen Geier, stimmt's? Darum sind Sie hier. Ich hab das Ding gehasst; es stank in dem Wagen, als wäre jemand gestorben. Ich ließ die Mädchen nie einsteigen - nicht, solange das Ding da am Spiegel baumelte, als ob es einen beobachtete.«

»Und warum der Geier? Wissen Sie, was er für ihn bedeutete?«

»Wegen der Lotterie, nicht? Wissen Sie, der Geier kann sehr weit sehen. Der Gedanke dahinter, sagt Kwanele, ist der, dass man das Sehvermögen des Geiers kriegt. Man kann in die Zukunft schauen, man sieht die Lottozahlen oder so was. Und das Schlimmste ist: Zwei Wochen nachdem er das verdammte

Ding bekommen hatte, klappt es plötzlich, und er gewinnt. Genau wie er es gesagt hat. Fast einen Tausender. Ich krieg irgendwie weiche Knie. Und er: >Das ist toll, ich werde Suppe daraus kochen. Die trinke ich und kriege noch mehr Macht.< Und ich: >Kommt nicht in Frage, Kwanele. Auf keinen Fall.< Also kocht er keine Suppe daraus, aber er nimmt das Ding auch nicht aus dem Auto. Bloß, dann habt ihr es ihm abgenommen, und es stellt sich raus, dass es überhaupt kein Geier ist. Ich hab mich nass gemacht vor Lachen. Können Sie sich vorstellen, oder?«

»War das der einzige Aberglaube, den er aus seinem Land mitgebracht hat?«

»Du lieber Gott, nein. Er hatte alles Mögliche. So ein Stückchen Delphinschwanz an einer Goldkette um den Hals. Nur ganz klein.« Sie hob die Hand und zeigte ihm, wie groß: eine Lücke von gut zwei Zentimetern zwischen den dick lackierten Nägeln von Daumen und Zeigefinger. Ihre Armreife stießen klingelnd aneinander, als sie an ihrem gebräunten Arm herunterschauten. »Er sagt: >Das ist für die Geselligkeit<, und als ich ihn frage, wieso ein Delphin, weil ich Delphine doch liebe, erzählt er mir, dass Delphine doch immer im Rudel schwimmen und dass dieser Firlefanz *irgendwie* dafür sorgt, dass er auch immer in einem Rudel schwimmt. Ich bin fuchsteufelswild, weil ich Delphine liebe. Also ich...« Sie hob die Hand so, dass die Handfläche auf den imaginären Diamini deutete, und legte empört den Kopf schräg. »>Entweder ich oder dieses Amulett, Kwanele.<« Seufzend ließ sie die Hand sinken, halb lächelnd, halb genervt. »Und man hört ja all diese Geschichten, nicht wahr? Wie die Schwarzen in Südafrika unterdrückt werden oder so. Aber wenn man einen wie Kwanele trifft, kann man ehrlich nicht anders - man denkt, ja, verdammt, dich würde ich auch unterdrücken, Junge, bei dem Stuss, den du da redest. Ich meine - *Delphine*, um Himmels willen. Was haben sie ihm denn getan?«

Sie stand auf, ging zu der langen, niedrigen Fensterbank, die sich um den Wintergarten herumzog, und hob ein mit geometrischen Mustern verziertes Tongefäß auf. Es war ungefähr so groß wie eine große Pampelmuse und hatte einen kleinen Deckel, den sie mit spitzen Fingern abnahm. »Das hier hat er sich letzten November besorgt, als er sich einbildete, dass ihn ein Teufel verfolge.« Sie kam herüber und hielt Caffery das Gefäß auf der flachen Hand entgegen. Er spähte hinein. Es war dunkel und fleckig. »Sollte ein Zauberamulett sein. Zur Abwehr. Er sagte, für eine Frau sei es ja okay, sie brauche nur mit dem Tokoloshe zu schlafen, um ihn zu stoppen, aber ein Mann, tja, für den sei er schwerer loszuwerden.«

»Wen loszuwerden?«

»Den To-ko-loshe. Fragen Sie mich nicht, wie man das buchstabiert. Irgendein afrikanisches Wort, oder?«

»Was ist der Tokoloshe?«

»Der Name des Teufels, der angeblich hinter ihm her war. Hat sich ins Hemd gemacht wegen diesem Tokoloshe. Er sagte, er würde alles tun, um ihn zu stoppen.« Sie legte den Deckel wieder auf das Gefäß. »Ich hab diesen Topf behalten. Er gefällt mir.« Sie hielt ihn hoch und betrachtete ihn bewundernd. »Hübsch, nicht? Ich mag diesen ethnischen Kram.«

»Kann ich ihn mir ansehen?«

Sie reichte ihn ihm. Er wog ihn in beiden Händen. Er war schwer und merkwürdig warm, als hätte er auf der Fensterbank die Frühlingssonne eingefangen. Er nahm den Deckel ab.

»Was sind das für Flecken?«

»Blut. Das muss ein Mann dem Tokoloshe opfern. Eine Schale voll Blut.«

Caffery blickte auf. »Blut?«

»Nur Hühnerblut oder so was«, antwortete sie. »Nach einem Tag hat es erbärmlich gestunken, und ich hab gesagt, er muss es in den Garten stellen. Am nächsten Morgen lag der Topf auf der Seite, und das Blut war verschwunden. Wir dachten uns,

dass nachts ein Tier da gewesen war. Das oder der Hund.« Der Dobermann lag jetzt blinzelnd in einem Flecken Sonnenlicht. Sie warf ihm einen zweifelnden Blick zu. »Natürlich hat Kwanele mir erzählt, es sei Menschenblut, um mir Angst einzujagen, aber ich sage nur, ja, ja, und woher hast du Menschenblut? Von da, wo du auch deinen sogenannten Geier gekriegt hast?«

»Er hat gesagt, es sei Menschenblut?«

Sie schnaubte. »Ja, sonst noch was? Aber Kwanele? Er war hundertprozentig sicher. Hat ein Scheißgeld dafür bezahlt und sagt, er weiß, dass es welches ist, weil er ein Video gesehen hat, wie das Blut abgenommen wurde.«

»Es gibt ein Video?«

»Ach was. Das hat er wahrscheinlich nur so gesagt. Ich denke, wenn es das gäbe, wäre es so was wie ein Snuff Movie, oder? Wo einer umgebracht wird. Und ich glaube nie im Leben, dass es Snuff Movies wirklich gibt.« Nachdenklich kratzte sie sich die Nasenspitze. »Was meinen Sie denn? Sie sind Polizist. Haben Sie schon mal ein Snuff Movie gesehen?«

»Nein«, entgegnete Caffery leise. »Zumindest keins von der Art, von der Sie reden.«

Sie lächelte. Als ihre Lippen sich öffnen wollten, hielt der Lippenstift sie einen Sekundenbruchteil länger als natürlich zusammen; erst dann platzten sie auseinander und entblößten makellose Zähne. »Ich wette, Sie haben im Lauf der Zeit schon einiges gesehen. Ja, darauf wette ich.«

Caffery veranlasste, dass jemand aus Portishead kam und das Tongefäß abholte, und dann blieb er noch eine halbe Stunde bei Rochelle und stellte ihr Fragen. Sie war höflich und hilfsbereit, aber er war nicht auf den Kopf gefallen und wusste, woran sie die ganze Zeit dachte; er sah es daran, wie sie die Füße auf dem Sofa unter sich zog, wie sie mit den Fingernägeln beim Sprechen kleine Kreise auf ihr Schlüsselbein malte. In Gedanken ließ er

die Frage offen, ob er versuchen sollte, mit ihr ins Bett zu gehen. Er sah es entspannt - entweder er tat es, oder er tat es nicht. So ergab es sich, dass er am Ende des Gesprächs zu dem Schluss kam, sie gefalle ihm jetzt ein bisschen besser als am Anfang, und den Dreck, den er ihr ins Haus bringen würde, habe sie nicht verdient. Also ließ er den Gedanken fallen. Er stand auf und bedankte sich bei ihr. Sie befanden sich schon fast an der Haustür, und er spürte, dass sie verärgert war, weil er keinen Versuch unternommen hatte. Als er zögerte, wusste er, dass sie glaubte, dies sei der Augenblick, da er es sich doch noch anders überlegen würde.

»Ja?« Sie legte die Hand auf den Heizkörper in der Diele, schob ein Knie leicht vor und schwang die Hüfte zur Seite. »Haben Sie was vergessen?«

Er betrachtete ihren Hals, die Armreifen an ihren gebräunten Armen, und schaute ihr dann wieder ins Gesicht. »Falls Sie sich fragen - ich finde Sie sehr hübsch.«

Sie wurde rot. Das hatte er ihr nicht zugetraut. »Ach ja?«

»Ja.«

»Na, und was hab ich davon?« Sie strich sich das Haar hinter das Ohr, senkte den Blick und wartete auf seine Antwort. Als er schwieg, lächelte sie. »Möchten Sie - äh - noch auf einen Kaffee bleiben?« Sie drehte das Knie ein wenig weiter zum Heizkörper und spreizte das Bein ab. »Oder ein Bier? Ich hab welches im Kühlschrank.«

Er warf einen Blick auf ihren Oberschenkel in der Jeans und dann auf die manikürte Hand auf dem Heizkörper. Sie sei Nagelpflegerin, hatte sie ihm erzählt, und mache viel mit Acryl. Eine gute Acryl-Modellage sei ihrer Meinung nach so sexy wie kaum etwas, das eine Frau aufwenden könne, um einem Mann zu gefallen.

»Danke, aber ich muss passen.« Er nahm seine Schlüssel aus der Tasche. »Betrachten Sie es nicht als versäumte Gelegenheit.«

»Nicht?«

»Ganz und gar nicht. Sie sind eher glücklich davongekommen.«

## 29

*16. Mai*

Flea hatte keine Ahnung, wie der Ibogain-Trip verlaufen würde. Was wäre, wenn sie auf die Idee käme, einen Spaziergang zu machen oder - schlimmer noch - Auto zu fahren? Sie musste sich einschließen, und so hatten sie vereinbart, dass Kaiser warten würde - nicht da, wo sie jetzt saß, auf dem Sofa in seinem großen, unordentlichen Wohnzimmer, sondern in Hörweite, in der Küche oder im Arbeitszimmer. Er hatte die Plastikplane vor der Tür hochgerollt, damit er sie hören konnte, und drei elektrische Heizstrahler vor dem Sofa aufgestellt, um die Kälte in Schach zu halten. Jetzt hörte sie, wie er in seinen ausgelatschten Pantoffeln nebenan herumschlurfte.

Das Ibogain einzunehmen glich dem Kauen auf einem bitteren Stück Süßholz: Ein faseriger Wurzelklumpen ließ ihre Kiefergelenke schmerzen und brachte sie zum Würgen. Als sie fertig war, setzte sie sich auf Kaisers Sofa und wartete. Lange nippte sie an einem Glas Wasser und fuhr mit der Zunge über die Rückseite ihrer Zähne, um das pelzige Gefühl loszuwerden.

Draußen auf dem verwahrlosten Feld vor dem schmutzigen Fenster schien die Sonne auf Löwenzahn und Winden. Selbst bei Tag war von diesem Hügel aus nicht viel zu sehen - nur die Wipfel der Bäume in den Mendip Hills, dem Land

neolithischer Geister, mittelalterlicher Kathedralen und legendärer Höhlen. Kaisers weitläufiger Garten war so übersät von Einbrüchen und Kratern, die durch die alten Bergwerksstollen entstanden waren, dass ihre Mutter ihnen früher verboten hatte, dort zu spielen. Sie sagte, es gebe dort Eingänge zu Schächten, in denen sich ein Kind zu Tode stürzen könne, und sie traue es Kaiser durchaus zu, dass er sie offen gelassen habe. Komisch, dachte Flea, Jill hatte nicht geahnt, dass sie es sein würde, nicht ihre Kinder, die am Ende tot auf dem Grund eines Lochs liegen würde.

Seufzend zog sie die Füße unter sich und drapierte die staubige alte Decke über ihre Beine. Sie schloss für eine Weile die Augen und versuchte sich auf die Lage der Leichen in Bushman's Hole zu konzentrieren. Sie malte sich aus, wie Dad ausgesehen haben mochte, als er kopfüber mit dem Abstieg zum Grund begonnen hatte. Ihrer Rechnung nach durften ihre Eltern mit der vollen Ausrüstung ungefähr zwanzig Meter pro Minute zurückgelegt haben. Als sie noch etwa hundertfünfzig Meter vor sich hatten, müsste der langsame Abstieg bereits acht Minuten gedauert haben. Wo und wann sie dann gestorben waren, konnte man nur vermuten.

Und als sie an diese acht Minuten dachte, wurde ihr plötzlich etwas klar, woran sie noch nie einen Gedanken verschwendet hatte: Sie konnte die Zeit *sehen*. Normalerweise würde man es nie bemerken, aber jetzt wusste sie, dass die Zeit in sichtbare Portionen eingeteilt war. Man musste nur richtig hinsehen. Und es war schon immer so gewesen, von Anfang an. Manche Zeitpakete waren groß, andere klein, und je nach Größe hatten sie unterschiedliche Farben. Die kleinsten, die gerade so viel Zeit enthielten, wie man brauchte, um einer Kugel oder einem Schlag auszuweichen, waren kirschrot: Zeitsplitter. Diejenigen, die groß genug waren, um jemanden am Ersticken zu hindern, einem Ball nachzulaufen und ihn zu fangen oder die Kontrolle über einen Wagen zu verlieren und

zu verunglücken, waren von saftigem Orange und ein wenig bauschig an den Rändern. Der Schlaf hatte blassgelbe Würfel, Achtstundenblöcke, die zerbrachen und unnatürlich aufplatzten, wenn sie zu früh wach wurde - und deshalb fühlte sich dann den ganzen Tag über alles verkehrt an.

Sie hielt die Augen geschlossen und betrachtete die Zeitpakte, wie sie ihre Zukunft bildeten und sich weit in die Ferne erstreckten - lauter kleine Formen in einer langen Reihe. Aus einiger Entfernung hinter diesen Formen kam ein Geräusch. *Wah wah wah*. Leise erst, dann immer lauter. *Wah wah wah*. Ruckartig drehte sie den Kopf weg, denn es war ein Geräusch, das sie als Taucherin hasste, weil es eine beginnende Sauerstoffvergiftung ankündigen konnte. Aber diesmal kam es nicht aus ihrem Kopf, sondern von draußen über die Felder und durch die Fenster. *Wah wah wah. Wah wah wah*. Sie öffnete die Augen und dachte, sie werde sehen, wie das Geräusch hereinwehte, aber stattdessen erkannte sie, dass das Zimmer sich bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte.

Ein Riss zog sich durch die Wand gegenüber. Wie gebannt starre sie ihn an. Er wurde länger und schimmerte silbern; es sah aus, als häutete sich das Zimmer. Sie hörte ein Geräusch, als spaltete sich das Zentrum der Erde, und gerade noch rechtzeitig verstand sie, was passierte. Sie riss die Hände hoch, als unvermittelt die Decke einbrach, und rollte sich zur Seite. Ein rasender Lärm erfüllte ihre Ohren. Schweres, unerträgliches Licht fiel auf sie herab und überflutete sie. Verzweifelt klammerte sie sich am Sofa fest; sie wusste, wenn sie fortgespült würde, könnte nichts sie zurückbringen.

Als der Lärm endlich aufhörte, ließ sie die Arme vorsichtig sinken und drehte den Kopf. Nichts war mehr so wie zuvor. Alles hatte sich verändert. Sogar die Luft wirkte anders: Sie war nicht mehr klar, sondern silbrig und flirrend. Weiße Lichtstrahlen rieselten von oben herab, und darin wirbelte feiner Sand. Schon das Gefühl von Kälte und Grauen verriet ihr,

wo sie sich befand. Sie war im Boesmansgat. Ein Ort für Narren und Tote. Bushman's Hole.

Sie versuchte sich hinauszuwinden, aber statt sich in das Sofa zurückzuziehen, spürte sie, wie das Wasser sie hob und drehte, und ehe sie sich's versah, schwamm sie, schoss schnell durch die Kälte. Sie ruderte ein wenig mit der linken Hand und drehte sich in einem kleinen Kreis, denn sie konnte sich nicht sofort orientieren und wusste nicht einmal sicher, wo oben war. Da tauchten die Lichtstrahlen wieder auf, aber jetzt waren sie scharf und klar wie untergetauchte Stalagmiten, und sie wagte es nicht, in ihre Nähe zu schwimmen, weil sie Angst hatte, sich daran zu schneiden. Sie richtete sich aus und begann langsam zu schwimmen, vor ihr reine, absolute Klarheit - keine Luftblasen, nur die Strömung, die um ihren Anzug glitt. Klar wie Gin. Jetzt verstand sie, was diese Worte bedeuteten. Gin. Klar.

Sie war eine Weile ziellos geschwommen und wusste jetzt, wie es sich anfühlte, ein Fisch zu sein, als sie zur Rechten etwas Strahlendes bemerkte. Sie hielt inne und drehte sich um. Es war der Eingang einer Höhle, hell erleuchtet, und nach kurzem Zögern schwamm sie darauf zu. Als sie bis auf zehn Meter herangekommen war, bemerkte sie Gestalten in der Höhle, beleuchtet wie eine Krippenszene in einer Kirche. Drei Gesichter im gelben Licht: Dad, Thom und Kaiser. Was sie sah, war ein Zimmer: zwei Betten, ein Stuhl mit einem Koffer darauf, ein Kunstdruck - eine Orchidee - an der Wand über Dads Kopf und staubige Vorhänge vor dem Fenster. Sie erkannte das Zimmer; es war das Hotelzimmer in Danielskuil, in dem sie die Nacht vor dem Unfall verbracht hatten.

»Dad?«, sagte sie zögernd, und ihr Mund bewegte sich nur langsam. »Dad?«

Das Geräusch kam wieder, lauter jetzt, *wah wah wah*, und wie in einem Film, der stehen geblieben war und jetzt wieder anlief, begannen die Gestalten im Zimmer sich zu bewegen. Sie

neigten sich einander zu, sprachen leise miteinander und überprüften ihre Taucherausrüstung. Als ihre Füße zu schmerzen begannen, begriff sie, dass dies keine Halluzination, sondern eine Erinnerung war: dass auch sie sich in diesem Zimmer aufgehalten hatte. Irgendwo passte auch sie in dieses Tableau, ein Stück abseits, außerhalb des eigentlichen Bildes, aber dennoch anwesend, denn an jenem Abend hatte sie mit verbundenen Füßen auf einem Bett gesessen und den Männern zugesehen, wie sie ihre Ausrüstung kontrollierten.

Kaiser und ihr Vater gingen ein kleines Stück beiseite und wandten sich ab von Thom, der vielleicht nah genug war, um ihr Gespräch zu belauschen, aber so sehr damit beschäftigt, die Atemkalkbehälter auf den Kreislauftauchgeräten zu verpacken, dass er nicht auf sie achtete. Sie ließen es beiläufig aussehen, wie sie so miteinander flüsterten. Es war eine private Unterhaltung, sie hatten ein Geheimnis, aber Flea konnte Lippen lesen, und sie verstand jedes Wort, das sie sagten.

*Ist es merkwürdig?, fragte Dad und sah Kaiser ins Gesicht.*

*Ist was merkwürdig ?*

*Du weißt schon. Wieder hier zu sein. In Afrika.*

*Das hier ist Südafrika. Nicht Nigeria. Hier ist es nicht passiert.*

Flea konnte jedes Wort lesen - es war, als würde ihr Gedächtnis blank und sauber geschrubbt und mit höchster Qualität noch einmal abgespielt. Jedes Pixel war brillant in seiner Klarheit, und das Bild war völlig ruhig, ungestört durch Strömungen und Treibsand.

*Trotzdem - nach all den Jahren muss es doch merkwürdig sein.  
Glaubst du, du könntest zurückkommen und wieder hier leben?*

*Nein, sagte Kaiser, und sein Gesicht wirkte einen Augenblick lang traurig und alt. Du kennst doch die Antwort. Du weißt, wie sie versucht haben, mich vorzuführen - an mir ein Exempel zu statuieren.*

Die beiden Männer fuhren mit ihrer Tätigkeit fort; sie reinigten Masken und überprüften Tauchflaschen, und eine Zeit lang herrschte ein geselliges Schweigen. Dad überprüfte die Bebänderung an seinem Auftriebskompensator und legte ihn dann befriedigt zur Seite. Seine Arbeit war getan, und mit leeren Händen schaute er sich um und vergewisserte sich, dass Thom nicht zuhörte. Dann beugte er sich zu Kaiser hinüber. *Hör zu, flüsterte er. Es ist wichtig.*

Kaiser schien von seinem Ton überrascht zu sein. *Was denn? David? Was ist denn?*

Dad beugte sich noch näher zu ihm und antwortete. Aber jetzt war sein Mund halb verdeckt, und Flea verstand nur einzelne Wort: *da unten... versprechen... aufpassen, dass... Erfahrung...*

Mit klopfendem Herzen starre sie ihn an, aber als sie gerade näher heranschwimmen und ihn bitten wollte zu wiederholen, was er da gesagt hatte, ließ irgendetwas am Rand ihres Gesichtsfelds sie innehalten. Mit vorsichtigen Bewegungen - sie spürte, dass ihr schlecht werden würde, wenn sie den Kopf hin und her drehte - wandte sie sich um.

Eine lang gestreckte, spitz zulaufende Sandbank lag im Zwielicht zu ihrer Rechten. Langsam, sehr langsam gewöhnten ihre Augen sich an das Halbdunkel, und Umrisse zeichneten sich in der Finsternis ab. Zuerst eine Skeletthand, erhoben und gespreizt im eisigen Wasser; der Ärmel des Neoprenanzugs endete am knochigen Handgelenk. Dann eine zweite Hand, das Licht laserte gespenstisch zwischen den Fingern hindurch. Flea schlug das Herz bis zum Hals. Eine zweite Gestalt erschien neben der ersten in der Dunkelheit: die geduckte Gestalt eines Tauchers, steif und zusammengeklappt wie ein Taschenmesser. Der Kopf war mit dem Gesicht voran im Schlick vergraben, und auf den Glasflaschen stand in Schablonenschrift das Wort »Inspiration«. Zwei Leichen - nur zehn Meter weit entfernt, sie konnte sie fast berühren. Es schnürte ihr die Kehle zu, als

sie hinüberschwamm und die schreckliche Haltung der beiden Gestalten sah. Sie wusste, dass es Mum und Dad waren.

Sie wollte »Nein« sagen, doch kein Laut drang aus ihrer Kehle. Panisch zog sie die Arme zurück und hätte am liebsten geschrien. Mum und Dad, in ihren Gräbern. Aber bevor sie rufen konnte, setzte ein neues Geräusch ein. Es klang wie der Wind, der durch eine Bergspalte pfeift, ohrenbetäubend laut, und dann wirbelndes Wasser und blitzendes Licht, als öffnete sich eine Tür, und im Handumdrehen waren die Leichen verschwunden, und in ihrem Kopf herrschte Stille.

Sie öffnete die Augen, blieb reglos liegen und verzeichnete, was sie sehen konnte. Vor ihr war ein von hinten beleuchteter Vorhang. Schmutzige Fenster, eine Thermoskanne Kaffee auf dem Tisch, die Schränke an den Wänden, die immer verschlossen waren. Kaisers Masken, die Masken seiner Familie, mit denen sie als Kind hatte spielen dürfen, blickten aus scheinbar großer Ferne auf sie herab. Das Brummen eines einmotorigen Flugzeugs zog über dem Haus hinweg, Licht schien ihr in die Augen, und sie erkannte, wie dumm sie gewesen war: Sie befand sich nicht in Bushman's Hole, sondern auf dem Sofa in Kaisers Haus.

Irgendwo summte eine Fliege, und Kaiser klapperte auf der Computertastatur. Aber als sie sich in die Richtung drehte, aus der das Geräusch kam, wurde ihr schwindlig, und es war, als müsste sie sich übergeben - trotz der Tabletten gegen die Reise-krankheit. Also wechselte sie behutsam die Position, und als sie bequem lag, hielt sie sich ganz still und versuchte, sich auf die Thermoskanne zu konzentrieren. Dann schloss sie erneut die Augen. Sofort blubberten Farben aus den Ecken hervor, breiteten sich unter ihren Lidern aus wie Öl auf dem Wasser und wurden pulsierend größer und größer, bis sie ihren Kopf ausfüllten und wie schwelende Ballons in ihre Nasengänge eindrangen; der Druck nahm ihr den Atem und wurde so gewaltig, dass ihr Kopf zu platzen drohte.

Sie hob ein wenig die Hand, um die Farben wegzubewegen. Ein leises Geräusch drang aus ihrer Kehle, ein flehender Laut, und sie wünschte, es würde aufhören. Als sie dachte, sie könne es nicht mehr länger ertragen, zerplatzte die Blase, und nichts blieb zurück - nur kalte, klare Dunkelheit. Erst nach einer Weile begriff sie, dass sie wieder im eisigen Wasser von Boesmansgat schwamm.

»Mum?« Sie versuchte zu sprechen, aber ihre Zunge war schwer. »Mum?«

Sie bewegte die Arme im Wasser. Sie wollte das Gesicht ihrer Mutter hinter der Maske sehen, ihre Augen.

»Mum?«

Unvermittelt erschien ein Gesicht. Es war halb skelettiert und trug eine Tauchermaske; ringsherum schwebte blondes Haar und etwas Weißes, Durchscheinendes: ein weißes Hemd, das sich im Wasser blähte wie eine Wolke. Erschrocken wich Flea zurück.

»Oh, Flea«, hörte sie eine Stimme. »Bist du das, Flea? Mein Baby... wo bist du ?«

»Mum?« Verzweifelt streckte sie die Hand aus, öffnete und schloss die Finger im Dunkeln; vielleicht würde sie eine menschliche Hand zu fassen bekommen. »Mum, ich bin hier. Hier drüben. Mum, bitte, ich versuche es schon so lange. Oh, Mummy, du fehlst mir, Mummy - so sehr.«

Unwillkürlich, obwohl sie im Wasser war und Mühe hatte, nicht rückwärtszutrudeln, wusste Flea, dass ihr körperliches Ich weinte. Nicht unten in der Unterwasserhöhle, sondern oben, wo ihr Körper auf Kaisers Sofa lag.

Feiner Sand wirbelte um das furchtbar zerstörte Gesicht. Eine Woge der Übelkeit stieg in ihr auf, und Flea senkte den Kopf, um ihr entgegenzuwirken. Das Bild hörte auf zu schwanken, und Mum sprach wieder: »Flea. Nicht weinen.« Ihre Stimme klang sonderbar, nicht wie früher, sondern sanft, leise und ein wenig flach. »Nicht weinen, Flea.«

»Mum, was wolltest du mir sagen? Was hast du gemeint:  
»Wir sind in die andere Richtung gegangen?«

»Schau nach unten, Flea.« Ihre Knochenhand deutete abwärts.  
»Kannst du es sehen?«

Mit klopfendem Herzen ruderte Flea, um ihre Position stabil zu halten, und sie spähte in die Richtung, die Mum ihr zeigte. Jetzt bemerkte sie, dass sie sich nicht auf dem Grund des Sinklochs befanden, sondern an seiner abfallenden Flanke. Und dort unten, gespenstisch leuchtend in der Dunkelheit, erkannte sie den Grund. Mindestens zwanzig Meter tief unter ihr.

»Ihr seid nicht bis ganz unten gesunken. Darum haben wir euch nicht gefunden.«

»Jetzt hör zu, Flea. Beim letzten Mal haben sie uns nicht gefunden, aber diesmal werden sie uns finden. Diesmal werden sie uns finden...«

»Diesmal?«

Flea streckte die Hand aus, aber sie griff in den Sand. Sie konnte ihre Mutter nicht mehr sehen und geriet in Panik.

»Es ist wichtig, Flea, so wichtig. *Sie dürfen uns nicht heraufholen.* Hast du gehört?«

»Mum? Mum?«, rief sie mit tränenerstickter Stimme. »Mum? Komm zurück. Bitte.«

»Lass nicht zu, dass sie uns aus dem Loch holen, was auch passieren mag. Lass uns hier. Lass uns einfach hier.«

»Geh nicht, Mum. Mummy...«

Aber der schwebende Sand erstickte alles, auch die Stimme, und sie hatte Schlamm im Mund, und schmutziges Wasser flutete durch ihren Körper. Die Übelkeit kehrte zurück, und sie fing an zu trudeln: Es war schlimmer als jede Narkose oder Sauerstoffvergiftung, die sie je erlebt hatte, und sie musste die Augen öffnen und sich an das Sofa klammern. Über ihr drehte sich die Zimmerdecke wie rasend, und die schmutzig gelbe Lampe kreiste wie eine Zentrifuge. Das Tageslicht blendete sie,

und sie hörte ein seltsames Geräusch, ein hohes Wimmern, das aus ihrem eigenen Mund kam. Sie wollte sich aufrichten, aber als sie es versuchte, wusste sie, dass sie sich übergeben würde.

»O mein Gott«, murmelte sie. »O mein Gott.«

Mit knapper Not erreichte sie die Schüssel, die Kaiser ihr hingestellt hatte, und dann hing sie würgend und weinend darüber, bis alles vorbei und sie wieder ganz in ihren Körper zurückgekehrt war. Die Stimme ihrer Mutter verhallte wie in einem langen Tunnel: *Was auch passieren mag... lass uns hier...*

## 30

*16. Mai*

Das Einzige, was Jack Caffery mir immer noch nicht gesagt hat, ist, warum er mich sehen will. Ich bin kein Hellseher und kein Gedankenleser. Ich habe keine magischen Kräfte, keine Augen wie ein Gott. Aber ich glaube nicht, dass Sie in polizeilichen Angelegenheiten hier sind.«

»Nicht in polizeilichen Angelegenheiten, nein. In eigener Sache.«

»Und was wäre das für eine Sache?«

Caffery rieb sich die Nase. Es war ein verrückter Tag gewesen. Dass jemand Geld dafür bezahlte, Menschenblut in seinem Haus zu haben, überstieg sein Fassungsvermögen. Aber jetzt, da das Tongefäß in der Zentrale untersucht und Mabuza überwacht wurde, war er mit dem, was er dienstlich tun konnte, am Ende. Er war nach Hause gefahren und hatte versucht, ein bisschen zu schlafen, doch er wurde das Gefühl nicht los, dass irgendetwas ihn beobachtete, dass mit den Schatten im Haus

etwas nicht stimmte; also hatte er sich wieder ins Auto gesetzt und den Walking Man gesucht, jedoch nicht damit gerechnet, ihn so schnell zu finden. Und auch nicht damit, dass der Walking Man so schnell versuchen würde, die Wahrheit aus ihm herauszuholen.

»Jack Caffery?« Der Walking Man trug seine Lammfellpanzertoffeln. Er hatte seine Stiefel mit Lappen ausgestopft, und jetzt steckte er sie in eine Plastiktüte und schob sie in den kleinen Graben vor der Hecke. Er wischte sich die Hände ab. »Ich habe Sie etwas gefragt, Jack Caffery. Was für eine Sache wäre das?«

Caffery starrte ins Feuer und sah, dass ein paar der unteren Holzscheite weiße und rote Hitzekrusten hatten, die aussahen wie alte Wunden. »Da ist jemand verschwunden«, sagte er. »Wurde geraubt. Aus meinem Leben.«

»Ihre Tochter?«

»Nein, nein. Nicht meine Tochter. Ich habe keine Kinder. Werde auch keine mehr bekommen.«

»Ihre Frau?«

»Nein, die hab ich verlassen. Vor zwei Monaten. Hab sie sitzen lassen.«

»Wer dann?«

»Mein Bruder. Das war damals in den...« Er stockte. »Es ist schon lange her.«

»Als Sie Kinder waren?«

»Ja. In London. Wir... Na ja, Sie wissen doch, wie das ist.« Er drückte die Fingerspitzen leicht in die Mulden hinter dem Kiefergelenk; er hatte gelernt, damit das Weinen zu unterdrücken. »Wir, äh... wir haben ihn nie gefunden. Alle wussten, wer ihn entführt hatte, aber die Polizei konnte ihm nichts nachweisen.« Er schluckte, nahm die Hände herunter, hielt den Daumen ins Licht des Feuers und drehte ihn hin und her. »An dem Tag, als er verschwand, bekam ich eine Blutblase unter dem Daumennagel, die nicht weggehen wollte. Sie hätte herauswachsen müssen, aber sie tat es nicht. Niemand konnte

es erklären - kein Arzt, niemand.« Er lächelte betrübt. »Ich hab sie all die Jahre hindurch beobachtet und immer gedacht, an dem Tag, an dem ich meinen Bruder finde, wird der Nagel wieder anfangen zu wachsen. Aber schauen Sie.«

Er streckte den Daumen aus. Der Walking Man richtete sich auf und kam auf seinen Pantoffeln zurück, um den Nagel zu betrachten.

»Ich sehe nichts.«

»Ist fast vier Jahre her. Nach all der Zeit fing er plötzlich wieder an zu wachsen. Die Blutblase wuchs heraus, und damit verschwand auch das Gefühl. Das Gefühl für den Ort, an dem es passiert war, verschwand - einfach so. Es verschwand, als hätte man mir gesagt, die Antwort sei nicht da zu finden, wo ich war - in Southeast London -, sondern woanders.«

»Hier?«

»Das weiß ich nicht. Auf dem Land. Vielleicht hier, vielleicht anderswo.« Er ließ die Hand sinken und starre zu den Lichtern von Bristol hinüber, dachte dabei an den Osten, an Norfolk.

»Da ist noch was anderes passiert«, sagte der Walking Man.  
»Vor vier Jahren ist noch etwas anderes passiert.«

»Vielleicht.« Caffery zuckte die Achseln. »Ich glaube, ich war kurz davor, ihn zu finden, das ist alles.«

»Jemand ist gestorben. Ich glaube, auch das ist passiert.« Der Walking Man atmete zwei- oder dreimal tief durch. »Ich glaube, dass jemand gestorben ist, als Sie die Verbindung verloren haben.«

Caffery nickte. »Ja«, sagte er leise. »Da ist auch jemand gestorben.« »Ja?«

»Der, der es getan hat. Penderecki. Ivan Penderecki. Er starb. Selbstmord. Falls Sie sich fragen.«

»Ich hab mich nicht gefragt.« Der Walking Man stocherte im Feuer herum.

Ein paar Minuten vergingen. Caffery drehte diesen neuen Gedanken im Kopf hin und her - dass Pendereckis Tod die Verbindung beendet haben könnte. Daran hatte er noch nie gedacht. Als der Walking Man wieder sprach, klang seine Stimme völlig verändert. »Wie hieß er?«, fragte er leise.

Darauf war Caffery nicht gefasst. Seit Jahren hatte ihn niemand danach gefragt. Alle sagten immer nur »Ihr Bruder« oder »er«, als dächten sie, es sei zu schrecklich, seinen Namen auszusprechen. »Er hieß... Ewan.«

»Ewan«, wiederholte der Walking Man. »Ewan.«

Als Caffery hörte, wie er den Namen aussprach, so sanft, als sagte er ihn zu einem Kind, schnürte es ihm die Kehle zu. Wieder musste er den Finger hinter das Kiefergelenk pressen, bis das Gefühl verging und er wieder atmen konnte. Er öffnete den Ciderkrug, trank ein bisschen und schlug den Kragen seiner Jacke hoch. Er sah zu den Sternen empor und erlaubte seinen Gedanken, nicht zu Ewan, sondern zu Flea zu wandern, zu Flea auf dem Kai, wie sie eine fremde Hand in der ihren hielt und zu ihm aufschautete, als wollte sie sagen: »Keine Sorge, ich kann das übernehmen. Geh und setz dich irgendwohin - nimm dir ein bisschen Zeit für dich allein.« Er konnte sich den Grund nicht erklären, aber er hätte sich gern ausgeruht in diesem Blick.

Er griff in die Tasche und brachte eine kleine braune Tüte zum Vorschein. Die Krokuszwiebeln darin sahen aus wie kleine, raue Kugeln mit einer papierenen braunen Haut, die abfiel, als er sie berührte. Als der Walking Man sich seine Socken anzog, streckte Caffery ihm die Hand hin. Die Tüte stand auf der Handfläche, und im Feuerschein leuchteten die dunklen Umrisse darin wie Kohlen.

Der Walking Man hielt inne, starrte die Tüte eine Weile an. Dann stand er wortlos auf und ergriff sie. Er nahm eine Zwiebel heraus, hielt sie ans Licht und drehte sie in seinen geschwärzten Fingern.

»Der Vernus.« Er betrachtete die Knolle ehrfürchtig, als stünde da eine Botschaft auf der Schale. »Wenn er herauskommt, der Vernus, dann ist seine Farbe ein perfektes Delfter Blau. Nur ein bisschen Orange in der Mitte, wie ein Eidotter. Oder ein Stern.«

Er legte die Zwiebel zurück in die Tüte und stocherte mit dem Finger darin herum wie ein Kind, das samstagmorgens an der Straßenecke seine Bonbons zählt. Er faltete die Tüte sorgfältig zu und schob sie in die Brusttasche seines schmutzigen Mantels, und dann stocherte er wieder im Feuer herum, als wäre nichts geschehen.

Sie sprachen eine Weile nicht miteinander. Caffery trank Cider und sah dem Walking Man bei seinem abendlichen Ritual zu - wie er seine Kleider auszog, einpackte und unter den Schlafsack legte, wo sie nicht feucht werden konnten. Nachts trug er eine spezielle Schlafkleidung. Sie war dreckig, wirkte aber teuer, Hightechmaterial aus einem dieser Extremsportläden. Caffery erkannte das 0<sup>3</sup>-Logo von Fleas Taucheranzug wieder. Als er fertig war, zog der Walking Man seinen Mantel an und fuhr fort herumzuhantieren und für die Nacht Holz auf das Feuer zu legen.

Caffery wusste, dass seine Zeit gleich um sein würde. »Hören Sie«, er räusperte sich, »ich habe Ihnen gegeben, was Sie haben wollten. Jetzt - jetzt sind Sie an der Reihe. Sie müssen mir erzählen, wie es war, was Sie mit Craig Evans gemacht haben.«

»Wenn ich so weit bin. Erst, wenn ich so weit bin.«

»Sie haben es versprochen.«

Der Walking Man schnaubte. »Ich habe gesagt, *wenn ich so weit hin*. Ich muss erst noch über Sie nachdenken.« Er warf noch ein Stück Holz auf das Feuer und klopfte sich dann die Hände ab. »Sagen Sie, was sehen Sie, wenn Sie diesen Mädchen ins Gesicht schauen? Diesen Prostituierten, mit denen Sie nicht oft genug schlafen?«

Caffery runzelte die Stirn. Er musste sich eine Zigarette dre-

hen, bevor er antwortete. »Ich schaue nicht hin«, erwiderte er und zündete sie an. »Ich versuche, nichts zu sehen. Ich meine, was immer auch passiert, ich will mein eigenes Spiegelbild nicht sehen.«

»Ja, denn wenn Sie es sehen, wissen Sie, was Sie dann wirklich sehen?«

»Nein.«

»Sie sehen den Tod.«

»Den Tod?«

»Ja, den Tod. Oh, Sie haben immer noch eine Wahl. Aber im Moment treffen Sie die gleiche Wahl wie ich.«

»Die gleiche Wahl? Ich treffe nirgends die gleiche Wahl wie Sie.«

Der Walking Man lächelte und warf das letzte Stück Holz ins Feuer. »Doch, das tun Sie. Und für den Augenblick haben Sie den Tod gewählt. Ja. Das ist es, was Sie suchen. Sie suchen den Tod.«

Caffery öffnete den Mund und wollte etwas sagen, aber die Worte des Walking Man ließen ihn innehalten.

Der Walking Man lachte, als er sein Gesicht sah. »Ich weiß. Ist ein Schock, nicht wahr, wenn man sich das erste Mal umdreht und die Brücke sieht, die man da überquert. Ein Schock, wenn man begreift, dass man das Leben aufgegeben hat. Dass man in Wirklichkeit auf den Tod hofft.«

Caffery klappte den Mund zu. »Nein. Das stimmt nicht. Ich bin nicht wie Sie.«

»Doch. Sie sind Jack Caffery, Polizist. Sie sind genau wie ich. Der einzige Unterschied ist der, dass meine Augen offen sind.« Mit Daumen und Zeigefinger spreizte er seine Augenlider auseinander, sodass man die rötlichen Ränder seines Augapfels erkennen konnte. Im Feuerschein wirkte er plötzlich monströs, wie ein nächtliches Ungeheuer, eine Chimäre. »Sehen Sie? Ich schaue nicht weg. Ich weiß, dass ich versuche zu sterben. Und Sie?« Er lachte. »Sie ahnen es noch nicht mal.«

17. Mai

Einmal, in der ersten Zeit seines Zusammenlebens mit Rebecca im Reihenhaus seiner Familie in Southeast London, hatte sie nach einem besonders abscheulichen Streit Cafferys Gesicht mit ihren Händen umfasst und mit einer zärtlichen und nicht wütenden Stimme gesagt: »Jack, manchmal ist es mit dir, als wäre man nicht mit jemandem zusammen, der noch lebt, sondern mit einem, der stirbt.«

Vier Jahre lang hatte er diese Worte irgendwo in seinen Hinterkopf eingesperrt; hatte versucht, sie nicht zu vergessen, vertrieben es jedoch, eingehender darüber nachzudenken, und so wurden sie zu so was wie einer Erinnerung an ihr Parfüm oder an eine fast vergessene Melodie. Aber dann tauchte der Walking Man auf und brachte die Erinnerung jäh wieder zurück.

Etwas in ihm hatte sich geöffnet, und das verursachte ihm Nackenschmerzen. Ohne genau zu verstehen, warum, hatte er gewusst, dass der Walking Man auf Keelie und die anderen Mädchen in der City Road zu sprechen kommen und behaupten würde, da gehe es um den Tod und darum, dass er auf den Tod hoffe. Und dann würde er sofort auf Cafferys Job hinweisen. »Und was den betrifft«, würde er sagen, »geht es da eindeutig um Ihren Tod.«

Als er am nächsten Morgen in seinem Büro in Kingswood saß, eine Tasse Kaffee und ein Sandwich vor sich auf dem Schreibtisch, und das orangegelbe Kurierpaket von Marilyn öffnete, dachte Caffery an seinen Job als eine Art Tod. Auf einen Dienstlichen Briefbogen hatte Marilyn gekritzelt: »Ruf an, wenn du noch mehr RATSCHLAGE brauchst. Alles Liebe, M x.«

»Danke, Marilyn.« Er lächelte sarkastisch, knüllte das Blatt

zusammen und wollte es in den Papierkorb werfen, aber dann überlegte er es sich anders. Er nahm einen Klebstreifen und befestigte es damit an der Wand, damit Marilyn tun konnte, was sie immer hatte tun wollen: ihn beständig im Auge behalten. Dann widmete er sich dem Paket und zog langsam die verschiedenen Hüllen und gebundenen Mappen heraus. Es war alles da, was er sich nur wünschen konnte: fotokopierte Aufsätze über afrikanische Rituale, eine Mappe mit Zeitungsausschnitten über »Adam«, den Jungen aus der Themse, eine Liste von Ansprechpartnern an britischen und ausländischen Universitäten. Einer von denen saß in Bristol, wie er feststellte. In einer durchsichtigen rosa Hülle befand sich eine CD mit der Aufschrift »Swalcliffe.pdf«. Ein Vortrag im Format von Adobe Acrobat. Er schob sie in den Computer.

Das Logo der Metropolitan Police erschien auf dem Bildschirm, und er vermutete, dass Marilyn die Präsentation selbst zusammengestellt hatte. Sie war während ihrer Zusammenarbeit mit ihm für die Datenerfassung bei der polizeilichen Präventionsdatenbank verantwortlich und hatte ihre Computer heiß geliebt. Das Ganze war als Seminarvortrag angelegt, und größere Dateien waren durch Hyperlinks mit der Präsentation verknüpft. Während die Sonne immer höher stieg und das Revier Kingswood zum Leben erwachte, dankte er Marilyn im Stillen für ihren Computerfimmel. In zwei Stunden hatte er mehr über einen ihm rätselhaften Kontinent erfahren, als er jemals gewusst hatte.

*Muti* war, wie sie schon gesagt hatte, ein sehr viel weiteres Feld, als er sich vorstellen konnte. Es begann auf dem Boden, wo Medizimänner »Knochen warfen«: Sie ließen heilige Objekte - Knochen, Bohnen, Steine - in einen Kreis fallen, um Aufschluss über die Bedürfnisse eines Klienten zu erhalten. Aus dem, was der Medizinmann herauslas, ergab sich das Heilmittel; die Liste der Heilmittel selbst war von verwirrender Vielfalt. Es gab Buschbabyfelle für Kinder, die zu viel

weinten, Mollusken, die verhinderten, dass man von seinem Partner betrogen wurde, Schuppentiere und Erdferkelklauen. Anscheinend spielte jeder Teil von fast jedem Tier irgendeine Rolle bei *muti*.

Caffery versuchte die Seite bis zum Ende zu lesen, aber die Wörter verschwammen ihm nach dem zwanzigsten Eintrag vor den Augen, und so kehrte er zum Hauptteil des Vortrags zurück. Nachdem er darauf geklickt hatte, war ihm sofort klar, dass er jetzt in einen dunkleren Teil gelangt war: Es ging um menschliche Körperteile. Als Erstes erschien das Bild eines menschlichen Schädelns neben einem Maßband auf einem Seziertisch. Er las den Text sorgfältig und nahm sich Zeit, ihn zu verdauen. Die meisten der bei *muti* verwandten menschlichen Körperteile stammten von Leichen, aber das *muti* der Toten war schwach im Vergleich zu dem der Lebenden: Die Medizin wirkte stärker, wenn das Opfer noch lebte, während man ihm den Körperteil abtrennte. Je lauter die Schreie, desto besser - und die stärkste Medizin kam von einem lebenden Kind. Es drehte sich alles um Reinheit.

Er wandte sich vom Bildschirm ab; er hatte plötzlich genug, und seine Augen schmerzten. Nachdenklich löffelte er Zucker in seinen Kaffee und sah versonnen zu, wie er eine kleine Insel bildete, die dann langsam versank. Vage erinnerte er sich, gehört zu haben, dass in Südafrika sechs Männer wegen Vergewaltigung eines neun Monate alten Babys vor Gericht gestellt worden waren; sie hatten geglaubt, diese Art Sex sei ein Heilmittel gegen AIDS. Es war ein Gedanke, der ihm im Kopf wehtat.

Der nächste Abschnitt des Vortrags definierte den Unterschied zwischen Menschenopfern, bei denen der Tod einer Person das Wichtigste war, weil damit eine Gottheit beschwichtigt werden sollte, und *muti*-Morden, bei denen es darum ging, Körperteile für die Verwendung in der traditionellen Medizin zu erhalten. *Das Gehirn verleiht dem Klienten*

*Wissen. Die Brüste und Genitalien beider Geschlechter verleihen Manneskraft. Mit einer Nase oder einem Augenlid kann man einen Feind vergiften.* Das nächste Bild zeigte ein unbestimmbares Stück Fleisch auf einem Handtuch. Erst als er die Unterschrift las, wusste er, was er da vor sich sah: *Ein Penis kann Erfolg beim Pferderennen bringen.*

»O Gott«, murmelte er und rutschte voller Unbehagen auf seinem Stuhl herum. Ein Whisky wäre ihm jetzt lieber gewesen als der Kaffee, aber wenn er sich den gestattete, würde sofort ein zweiter folgen, und ehe er sich's versähe, wäre der Tag im Eimer. Er scrollte weiter und hoffte auf die Erwähnung von Menschenblut, aber er fand nichts, und eingedenk seines Besuchs bei Rochelle suchte er den Tokoloshe.

Zuerst buchstabierte er das Wort falsch - TOCKALOSH -, und die Suche blieb erfolglos. Er probierte es vergebens mit zwei Variationen, und erst bei der dritten, TOKOLOSHE, lieferte der Computer blinkend und surrend ein Resultat. Er ließ sich den Abschnitt anzeigen, und als er ein kurzes Stück gelesen hatte, überkam ihn der Drang aufzustehen und die Jalousie herunterzuziehen, denn plötzlich fühlte er sich unwohl in diesem Büro, und es gefiel ihm nicht, dass jeder auf der Straße ihn sehen konnte.

Ein Tokoloshe war so etwas wie ein Kobold, der Hausgeist eines Zauberers. Überließ man ihn sich selbst, war er nur ein Plagegeist, aber in der Hand eines Zauberers wurde er zur Gefahr, zu einem gefürchteten und abscheulichen Ding. Wie Rochelle erzählt hatte, glaubten manche, ein Gefäß mit menschlichem Blut könne den Tokoloshe beschwichtigen, aber es gab auch andere Möglichkeiten, sich vor ihm zu schützen: Eine Katze oder das Bild einer Katze, die sich das Gesicht putzte, genügte, um ihn in Schach zu halten. Man konnte sich auch Tokoloshe-Fett auf die Haut streichen, das man sich bei einem Medizinmann besorgen konnte. Marilyn hatte einen Zeitungsartikel eingescannt, in dem von zwei Männern berichtet wurde, die in

Südafrika wegen bewaffneten Raubüberfalls verhaftet worden waren. In ihrem Wagen hatte die Polizei einen menschlichen Schädel mit einem Stück Fleisch darin gefunden. Die Räuber gaben an, den Schädel aus einem Grab gestohlen zu haben, und das Fleisch war als Speise für den Tokoloshe gedacht, der sie ihrer Überzeugung nach beschützte.

Caffery klickte das nächste Bild an, und auf dem Computer erschien die plumpen Zeichnung einer zwergenartigen Kreatur mit heraushängender Zunge, die dem Betrachter stolz ihren Penis präsentierte. Caffery rückte dicht an den Monitor heran, und obwohl die Sonne ihm durch die Spalten der Jalousie ins Gesicht schien, lief es ihm kalt über den Rücken, als er die Bildunterschrift las. »Der Penis des Tokoloshe ist ein Symbol für seine Gefährlichkeit und Männlichkeit. Frauen stellen ihre Betten auf Ziegelsteine, damit er sie nicht erreichen kann. Traditionell ist er ein Wassergeist, und seine Behausung ist das Flussufer.«

*... ein Wassergeist, und, seine Behausung ist das Flussufer.* Mit klopfendem Herzen las Caffery diesen Satz noch einmal, und er dachte an die Kellnerin vom Station - und an die Gestalt, die sie dabei beobachtet hatte, wie sie sich entblößte. Dann, ohne dass er es sich erklären konnte, erinnerte er sich an einen Schatten in einer Gasse, an das Rot von Keelies Lippenstift und an das Gefühl, dass ein Fuß auf die Motorhaube seines Wagens gestiegen war. Er stand auf und nahm seine Jacke von der Stuhllehne. Der Tokoloshe auf dem Bildschirm grinste ihn an.

»Verpis dich«, knurrte er und schaltete den Monitor ab, statt die Bilddatei zu schließen. »Fuck you.«

Er musste noch einmal zu Rochelle. Es war an der Zeit, ihr noch ein paar Fragen zu stellen.

Sie freute sich, ihn wiederzusehen. In einem pinkfarbenen Reißverschlussstop mit Kapuze, das Haar mit einem weißen

Stirnband zurückgebunden, sah sie trotz des Make-ups aus, als wäre sie auf dem Weg zum Fitnesstraining. Sie legte die Hände auf den Rücken und lehnte sich mit dem Hintern an die Wand, sodass ihre Brüste sich ihm entgegenreckten. »Hallo«, sagte sie. »Möchten Sie jetzt doch noch ein Bier?«

»Kann ich hereinkommen?«

Sie nickte und trat beiseite, um ihn vorbeizulassen. Er ging durch die Küche ins Wohnzimmer. Die beiden Mädchen sahen *America's Next Top Model*. Sie lagen exakt genau so vor dem Fernseher wie am Tag zuvor, nur trugen sie andere Kleider, sonst hätte man denken können, sie wären die ganze Nacht aufgewesen. Er stieg über ihre Beine hinweg und ging in den Wintergarten.

»Kann ich Ihnen was zu trinken bringen?« Rochelle trat hinter ihm in den Raum, beugte sich über das Sofa und schüttelte die Kissen auf. »Ich habe einen Smoothie-Maker. Wir, die Kinder und ich, hatten heute Morgen Erdbeer-Pfirsich.«

»Nein danke. Ich habe eben Kaffee getrunken.« Er tastete in seiner Mappe nach der Plastikhülle, die er mitgebracht hatte. Der Dobermann lag auf dem Boden in der Sonne und beäugte ihn mit unbestimmtem Interesse. »Ich bleibe nicht lange.« Dann hatte er das Bild gefunden. Es war bei einer Veranstaltung der Handelskammer aufgenommen worden und zeigte Mabuza mit einem Glas Rotwein in der Hand, wie er sich eindringlich mit einem Stadtrat unterhielt. Er trug einen Anzug, und auf seinem grau melierten Haar saß eine traditionelle *mo-korotlo-Mütze*. Caffery nahm es aus der Hülle und schob es ihr hinüber. »Dieser Mann. Schon mal gesehen?«

Rochelle warf einen kurzen Blick auf das Foto und sah dann wieder Caffery an. »Ja, das ist Gift, Kwaneles Kumpel.«

Caffery schloss für einen Moment die Augen.

»Was ist?«, fragte Rochelle. »Was hab ich gesagt?«

»Nichts weiter.« Er steckte das Foto wieder ein. Was für ein Vollidiot er gewesen war, dass er sie nicht schon gestern ge-

fragt hatte. Er legte die Mappe beiseite, setzte sich auf das Sofa und sah sich im Zimmer um; sein Blick wanderte über den Nippes, die kleinen Vasen, die gerahmten Fotos der Kinder, und er entdeckte das Bild einer Katze - genauer gesagt, eines Kätzchens: Es saß in der Sonne und putzte sich das Gesicht.

»Rochelle«, sagte er, »erinnern Sie sich, dass Sie mir erzählt haben, Kwanele habe Angst vor einem Teufel gehabt?«

»Vor einem Teufel? Das werde ich wohl kaum vergessen, oder? Der Tokoloshe. Hat ja dauernd nur an dieses verdammte Ding gedacht.«

»Ja.« Er musterte ihr Gesicht. »Der Tokoloshe. Und was hat er Ihnen über ihn erzählt?«

»Na, das ist es ja gerade. Er hat mir nie etwas Genaues erzählt. Er hat immer nur mit Teesh gesprochen.« Sie rief ins Wohnzimmer: »Hey, Letitia?«

»Was?«

»Komm mal kurz her, Schätzchen.«

Nach einer kurzen Pause erschien eins der Mädchen in der Tür, mürrisch und mit gesenktem Kopf.

»Was?«

»Sag hallo zu Mr. Caffery.«

»'lo«, sagte sie.

»Manchmal glaube ich, sie mochten Kwanele mehr als ich. Stimmt's nicht, Teesh, mein Schätzchen? Ihr mochtet Kwanele?«

»Ja.'scheinlich.«

»Hat euch ein Wii geschenkt, nicht?«

»Ja. Er war cool.«

»Aber jetzt, Baby«, sagte Rochelle. »Erinnerst du dich an den Tokoloshe? Du musst Mr. Caffery davon erzählen.«

Letitia schaute über ihre Schulter zurück und betrachtete die Fußleiste hinter sich - als interessierte sie sich vor allem dafür und nicht für Caffery. »Ist ganz klein. Wohnt im Fluss. Sieht schwarz aus.«

»Sprich lauter.«

»Ich habe gesagt, er ist klein. Er ist schwarz. Er ist verwachsen. Er wohnt im Fluss, und er ist immer nackt. Okay?«

»Letitia«, sagte Caffery langsam, »woher weißt du das alles? Hat Kwanele mit dir darüber gesprochen?«

»Jaa-aa.« Sie ließ die einzelne Silbe auf- und wieder absteigen, sodass sie wie ein ganzer Satz klang: *Ja, mein Gott, weißt du das denn nicht? Wo hast du denn die ganze Zeit gelebt, du Muppet?* »Er hat ja praktisch dauernd nur davon geredet.«

»Was hat er dir erzählt?«

»'ne ganze Menge. Er frisst Menschen. Einmal hab ich ihn auch gesehen.«

»Teesh«, meinte Rochelle warnend, »Mr. Caffery ist von der Polizei. Du musst jetzt die Wahrheit sagen, nicht das, was Kwanele dir zu sagen aufgetragen hat.«

Letitia sah ihre Mutter und dann Caffery an. »Ich hab ihn gesehen«, beharrte sie. »Er war total unheimlich. Mum glaubt einfach nie, was ich sage.«

»Ach, jetzt geht das wieder los.«

Caffery hob beschwichtigend die Hand. »Letitia, wo hast du ihn gesehen?«

»Unten am Fluss. Wo Kwaneles Lagerschuppen war.«

»Und hat ihn sonst noch jemand gesehen?«

»Bloß er und ich. Es war abends. Er hat mich mitgenommen und wollte - wie hieß das, was er machen wollte, Mum?«

»Inventur.«

»Inventur wollte er machen. Und es war schon spät, und als wir aus dem Lagerschuppen kommen, ist da so ein Geräusch im Gebüsch, wie von nem Vogel oder so was, und dann kommt da dieses Ding, irgendwie halb gebückt. Und Wasser läuft von ihm runter. Deshalb dachten wir beide, es sei aus dem Fluss gekommen.«

»Okay«, sagte Caffery, und in seinem Kopf spukte der Zwerg aus Marilyns Präsentation, der Ponton vor dem Moat

am späten Abend. »Du sagst also, Kwanele hat es auch gesehen?«

»Ja - und er hat *totale* Angst. Fängt an, so zu machen...« Sie legte sich eine Hand auf die Brust und begann, schnell ein- und auszuatmen, zu hyperventilieren. Es war gespenstisch, fand Caffery, hier in der Sonne zu sitzen und zu beobachten, wie dieses kleine Mädchen die Szene vorspielte. »Und dann legt er mir die Hand auf die Augen und schiebt mich ins Auto und springt hinter mir rein. Wir kommen nach Hause, und er zittert und weint immer noch und spricht Afrikanisch, und er sagt, er wird was dagegen machen. Ich meine, das ist doch gruselig, oder?«

»Aber er wusste, dass es der Tokoloshe war?«

»O ja. Er sagte bloß, es wäre ein Glück, dass er und sein Freund jemanden hätten, der wüsste, was man dagegen tun muss.«

Caffery beugte sich vor. »Was hat er damit gemeint?«

Sie zuckte die Achseln. »Jemanden, der wüsste, wie man den Tokoloshe loswird. Damit er aufhört, bei der Arbeit in seine Nähe zu kommen und so.«

»Hat er gesagt, wie sein Freund heißt?«

»Nein, das hat er nie gesagt.«

Caffery wandte sich an Rochelle. »War das um dieselbe Zeit, als er das Tongefäß gekauft hat, das ich gestern mitgenommen habe?«

»Ja«, sagte sie. »Da ging das alles los.«

Caffery stützte den Ellbogen auf die Armlehne des Sofas, umfasste sein Kinn mit einer Hand und legte den Zeigefinger an die Nasenspitze. Er überlegte angestrengt. Jemand hatte Kwanele Diamini geholfen. Dieser Freund - das musste Mabuza sein.

»Letitia«, begann er nach einer Weile, »du bist sicher, dass du den Tokoloshe wirklich gesehen hast?«

»Natürlich. Hab ich doch gerade erzählt, oder?«

»Teesh«, fauchte Rochelle, »die Wahrheit. Hast du gehört?«

»Das *ist* die Wahrheit. Das hab ich doch gesagt.«

»Es ist das, was du sagen sollst, weil Kwanele es so wollte.«

»Nein«, beharrte das Mädchen. Sie starnte ihrer Mutter in die Augen und wurde langsam rot. »Er hat nicht gesagt, dass ich es so sagen soll. Es ist so passiert. Ich sage die Wahrheit.« Sie seufzte tief. »Scheiße, wieso hörst du mir nie zu?«

Bevor Rochelle etwas antworten konnte, hatte Letitia auf dem Absatz kehrtgemacht und war mit geballten Fäusten im Wohnzimmer verschwunden. Sie sagte etwas zu ihrer Schwester, und die stand auf und warf ihrer Mutter einen vielsagenden Blick zu. Dann hörte man Schritte auf der Treppe, und oben wurde eine Tür zugeworfen.

Rochelle atmete aus und sah Caffery verzweifelt an. »Haben Sie Kinder, Mr. Caffery? Kleine?«

Er schüttelte den Kopf und dachte an das, was Letitia gesagt hatte: *Er sagte bloß, es wäre ein Glück, dass er und sein Freund jemanden hätten, der wüsste, was man dagegen tun muss.* Er dachte an Dinge, an die er noch nie gedacht hatte.

»Tja«, meinte Rochelle, »ich gebe Ihnen einen guten Rat. Schaffen Sie sich auch keine an. Denken Sie nicht mal dran.«

Draußen vor Rochelles Haus wartete ein kühler Frühlingstag. Die grellgrünen Zierbäume und der gepflegte Rasen in der Wohnanlage regten sich hin und wieder sanft in der Brise. Aber für Caffery, der im Wagen saß, beide Hände auf das Lenkrad gestützt, hätte es ebenso mitten im Januar sein können. Er dachte nicht an die Blüten an den Zweigen, an die Sonne, die hoch am Himmel stand, oder an den leichten Anstieg der Temperatur. Er dachte an Kreise. An Ringe.

Kriminelles Verhalten war wie ein Schwamm: Es saugte andere auf. Fast jeder Idiot, den er im Lauf der Jahre geschnappt hatte, war von einem kleinen Gefolge umgeben. Wenn man

es sich überlegte, war es nicht viel anders als in jeder anderen gesellschaftlichen Gruppe. Jede wies eine andere Struktur auf, eine andere Größe, eine andere Satellitenanordnung, aber alle hatten eins gemeinsam: einen Führer. Manchmal war die Gruppe so locker, dass der Betreffende es gar nicht bemerkte, dass er der Boss war. Aber im Allgemeinen wusste derjenige, der in einem solchen Verband das Kommando führte, ganz genau, was er tat.

Irgendwo hier in Bristol hatten irgendwelche Leute mehr Kenntnisse über den afrikanischen Kontinent, als gut für sie war. Sie wussten auf jeden Fall ein bisschen zu viel über afrikanische Rituale und Überzeugungen; sie wussten sehr genau, wie tief verwurzelt der Aberglaube bei den Menschen war, und das Wichtigste: Sie wussten, wie viel Geld sich mit der Angst verdienen ließ. Es wäre ein Leichtes, die hier im Land lebenden reichen Afrikaner ausfindig zu machen. Es wäre auch nicht schwierig, irgendein armes Schwein aufzutreiben und ihm einen lächerlich großen Dildo umzuschnallen, ihn mit irgendeinem Zeug einzuschmieren und dann der richtigen Person im richtigen Augenblick erscheinen zu lassen. Nicht allzu offensichtlich, eher schemenhaft. Als Schatten. Gerade so, dass ein abergläubischer Mensch davon überzeugt wäre, von einem Dämon verfolgt zu werden. Und dann würde der Boss des Unternehmens zuschlagen und die Mittel anbieten, mit denen der Tokoloshe abzuwehren und vom Geschäft des Opfers fernzuhalten wäre. Menschenblut. Und, zum Beweis dafür, dass die Ware echt war, noch ein Video, entweder echt oder raffiniert gefälscht.

Mabuza. Caffery war ihm noch nicht begegnet, aber er erinnerte sich an die Stimme: ziemlich ruhig und gemessen, ein wenig zu kultiviert, um kein Unbehagen aufkommen zu lassen. Er zog sein Diensthandy heraus und gab eine Nummer ein, um zu veranlassen, dass Interpol Diamini aufspürte. Dann würde das Überwachungsteam an Mabuzas Haustür klopfen

und den Mann höflich fragen, ob er etwas gegen eine Hausdurchsuchung einzuwenden habe; ihm dann ebenso höflich anbieten, ihn zum Revier zu fahren. Denn Caffery würde ein bisschen früher mit ihm sprechen, als er gehofft hatte.

Das Telefon stellte klickend seine Verbindung her, und Caffery ließ den Blick über die Skyline von Nailsea wandern. Er dachte an einen Menschen mit Zwergenbeinen: ein gedrungenes halbtierisches Geschöpf, das durch die Straßen rannte, gerade so groß, dass es einem Mann bis zum Knie reichte. Und er dachte an afrikanische Hexenkunst, an mystische Rituale hinter verschlossenen Türen. Irgendjemand inszenierte das alles, davon war er überzeugt; trotzdem musste er blinzeln, um sich zu vergewissern, dass er nur Himmel und Häuser sah, denn in diesem Augenblick, hier in der Sonne, war er nicht sicher, ob ihm das Bild des Tokoloshe je wieder aus dem Kopf gehen würde.

## 32

### *17. Mai*

Achtzehn Stunden, nachdem der Ibogain-Trip angefangen hatte, erwachte Flea auf Kaisers Sofa wieder zum Leben und erinnerte sich nach und nach, wer und warum sie hier war. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie auf einem anderen Planeten gewesen und bemühte sich noch immer, den Weg zurück in ihren Körper zu finden. Behutsam setzte sie sich auf und blinzelte in das erste graue Licht des Morgens, das durch das Fenster hereinsickerte. Nach einer Weile zog sie die Füße auf das Sofa und streifte langsam, sehr langsam die Socken ab.

Das Problem mit ihren Füßen hatte ein paar Tage nach dem

Unfall begonnen, und inzwischen war es so weit gekommen, dass sie sich schämte, die Schuhe auszuziehen, wenn jemand dabei war. Ihre Füße waren von Adern durchzogen und unförmig, steif verkrümmt wie die eines Affen oder Lemuren - sie erinnerten sie an die Hand, die sie aus dem Hafen geholt hatte, und an die brutale Art und Weise, wie sie vom Körper getrennt worden war. Versuchsweise drückte sie die Häute zwischen den Zehen mit Daumen und Zeigefinger, und einen Moment schienen sie sich zu verflüssigen, sodass ihre Zehen sich wieder frei bewegen konnten. Dann hörte sie damit auf und bemühte sich stillzuhalten und zu warten, bis die Wirkung der Droge nachließ. Nach einer Weile wurde ihr Blick klar, und die Häute waren wieder da und verbanden die Zehen miteinander. Das Leben war so unberechenbar. Was man am längsten im Kopf behielt, waren immer Dinge, die man nicht vorhergesehen hatte.

Sie zog die Socken an und wollte sich gerade wieder auf das Sofa rollen, als etwas sie innehalten ließ. Jemand beobachtete sie. Unter der hochgerollten Plastikplane in der Tür stand bewegungslos eine Gestalt.

Einen Augenblick lang war es, als regte sich nichts in ihrem Körper, nicht ihr Herz, nicht ihre Lunge, denn was sie da sah, war eine tote Kreatur, die auf dem Boden hätte liegen müssen und stattdessen in der Tür stand. Ihre Kleider blähten sich wie die ihrer Mum im Boesmansgat. Das Gesicht bestand aus Knochen.

»Mum?«, flüsterte sie. »Mum?«

»Ganz ruhig«, sagte die tote Kreatur, und es war nicht Mums Stimme, sondern Kaisers. »Flea?«

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Schließlich flüsterte sie heiser: »Kaiser?«

Die Kreatur bewegte sich und drehte das Gesicht, und dabei erschien Kaiser von innen und lächelte aus dem Kadaver heraus. Ihr Blick klärte sich, und es war wieder nur Kaiser.

Er trug, ganz ungewöhnlich für ihn, ein weißes Hemd und sah sehr müde aus. »Phoebe?«, sagte er und kam herein. »Wie geht's uns?«

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Ich meine... es ist noch da. Die Droge, sie ist noch da.« Sie leckte sich die Lippen und versuchte, nicht an die Totenmaske zu denken. »Ich meine, du... jetzt gerade... ich dachte...«

»Ja?«, fragte er und kam einen Schritt näher. Sie hatte vergessen, wie groß er war. Wie groß und wie schwer sein Kopf.

»Nichts.« Sie rieb sich die Augen und zog die Füße unter sich. »Es war nur die Droge.«

Er hatte ein Glas Wasser in der Hand und reichte es ihr jetzt. Dann setzte er sich neben sie auf das Sofa, das unter seinem Gewicht nachgab. Sie versuchte, ihn nicht anzusehen, und wollte sagen: »Sie sind nicht auf dem Grund.« Aber sie schwieg, trank einen Schluck Wasser, beobachtete ihn aus dem Augenwinkel und dachte an den Tierschädel.

»Mir war schlecht«, begann sie nach einer Weile. »Du hast gesagt, mir würde schlecht werden.«

»Es erwischt die meisten Leute.«

Ihr Blick fiel auf die Schüssel am Boden. »Du hast sie für mich sauber gemacht. Ich hab nicht mal gehört, wie du hereingekommen bist.« Sie blinzelte. Alles war vertraut und doch fremd: Die Umrisse aller Gegenstände wirkten verschwommen, bräunlich und flimmerten ein wenig, als kröchen Ameisenkolonnen auf den Konturen dahin.

»Möchtest du noch mehr Wasser?«

»Ich habe Kopfschmerzen«, entgegnete sie dumpf. Da war etwas mit seinem Hemd, und sie dachte, sie sollte es erwähnen, aber der Kopf tat zu weh. »Kopfschmerzen.« Sie wischte sich mit den Handflächen über das Gesicht und atmete ein paarmal tief durch. »Kaiser. Erinnerst du dich - erinnerst du dich an meine Füße?«

»Nein.«

»Am Bushman's Hole. Ich bin nicht getaucht, weil...«

»Weil du dir an irgendwelchen Glasscherben die Füße zerschnitten hastest. Ja. Daran erinnere ich mich.«

»Bloß«, murmelte sie, »bloß... das stimmte nicht. Ich hab mich nicht geschnitten.«

Er lachte leise. »Na, ich habe Blut gesehen und dir geholfen, die Wunde zu verbinden. Ich habe einen Glassplitter zwischen deinen Zehen herausgezogen. Ich glaube nicht, dass du es dir nur eingebildet hast.«

»Nein, es ist passiert, aber es war kein Unfall. Keineswegs.« Sie drückte mit den Fingern fest an ihre Schläfen, damit das Schaukeln in ihrem Kopf aufhörte. »Ich habe mir das Glas besorgt. Ich hab mir eine Flasche aus der Hotelbar geholt und sie auf dem Parkplatz zerschlagen. Und dann bin ich auf die Scherben getreten.«

Kaiser schwieg. Kein Tierschädel. Nur Kaiser. »Weißt du, dass an Thom etwas... *anders* ist?«, fragte sie.

»Anders?«

»Ja. Wir haben es nie gesagt, aber wir wussten immer, dass da etwas nicht ganz stimmt. Der arme Kleine. Aber er ist okay, weißt du. Solange er Anweisungen bekommt, kann er sie befolgen. Ihm fehlt nur eins: Er ist nicht flexibel. In einer Notsituation kann er nicht denken.« Sie drückte ihre Schläfen noch fester und sprach langsam und deutlich weiter. »Er hätte nie, nie bei ihnen sein dürfen. Nicht allein in einer solchen Tiefe. Ich hab ihn gehen lassen, weil ich...« Sie schüttelte den Kopf, um das Schuldbewusstsein loszuwerden; sie wünschte, es könnte von ihr abfallen wie eine alte Haut. »Ich hatte Angst, Kaiser. Solche Angst. Du weißt nicht, wie Dad war. Er war... Wir durften bei ihm nicht schwach sein. Wenn wir Angst oder Schwäche zeigten - es hat ihn... es hat ihn einfach fertig gemacht. Ich wollte nicht in dieses Loch tauchen, und deshalb bin ich auf die Glasscherben getreten.«

Es war das erste Mal, dass sie es in Worte fasste - diesen Fehler, den sie begangen hatte, dieses Manöver, für das sie ewig bezahlen würde: Bis in alle Ewigkeit würde sie die Leichen anderer Leute aus dem Wasser ziehen, weil sie die beiden Menschen, die sie hatte ertrinken lassen, nicht herausziehen konnte. Es war ein merkwürdiges Gefühl, wie die Worte jetzt in der Luft schwebten. Als wartete sie auf das Urteil.

Sie beugte sich vor, legte das Kinn auf die Knie und die Hände auf den Bauch. Es blieb lange still. Kaiser brach das Schweigen mit leiser Stimme. »Weißt du, du bist deinem Vater so ähnlich.«

Sie warf ihm einen Blick zu. »Wirklich?«

»Ja.« Er lächelte traurig. »O ja. So ähnlich.«

»Inwiefern?«

Lachend legte er ihr einen Arm um die Schultern. »Oh, das kann ich dir nicht sagen. Die Antwort auf diese Frage ist eine lange, lange Straße.« Ein wehmütiges Lächeln legte sein großes Ziegenbockgesicht in Falten. »Eine Straße, die nur du befahren kannst.«

## 33

### *17. Mai*

Wann haben Sie zuletzt mit Kwanele Diamini gesprochen?«  
»Diamini?«

»Ja. Kwanele Diamini. Ihr Freund. Sie erinnern sich?« Mabuza und Caffery saßen einander gegenüber, und ein zweiter Officer hockte mit verschränkten Armen in der Ecke. Auf dem Tisch stand ein Teller mit Keksen, und jeder hatte einen Becher Kaffee vor sich.  
Becher aus Styropor, nicht aus

Porzellan, denn dies war der Gewahrsamstrakt: Obwohl Mabuza nicht verhaftet war und sich kooperativ zeigte - er hatte den Tag im Restaurant freigenommen und war pünktlich erschienen, adrett im Anzug und mit seiner randlosen Brille -, stellte der nach den neuesten Verfahrensregeln errichtete Gewahrsamstrakt einen guten Ort dar für den Fall, dass es heiß herginge und eine Verhaftung nötig wurde. Es war der Styroporbecher, der Mabuza jetzt verriet: Bei der bloßen Erwähnung des Namens Diamini senkte er den Blick und fing nervös an, mit den Fingernägeln kleine Halbmonde herauszustechen.

»Mr. Mabuza? Ich habe Sie gefragt, wann Sie Diamini Kwanale zuletzt gesehen haben.«

»Diamini?« Mabuza fuhr sich hastig mit der Zungenspitze über die Lippen. Er hielt den Kopf gesenkt, und sein Blick huschte rastlos auf dem Tisch hin und her. »Diamini - das ist lange, lange her.«

»Lange? Verzeihung, aber helfen Sie mir da weiter. Heißt das, eine Woche? Einen Monat? Ein Jahr?«

»Ein halbes Jahr. Sechs Monate.«

»Und warum haben Sie ihn seitdem nicht mehr gesehen?«

»Er ist nach Hause zurückgekehrt. In die Heimat.«

»Nach Südafrika?«

»Ganz recht. Wir haben keinen Kontakt mehr.«

»Ich hatte den Eindruck, Sie waren mit ihm enger befreundet.«

»Nein. Nicht befreundet. Er war ein Bekannter.«

»Keine Nachsendeadresse?«

»Nein.«

»Es geht nur darum, dass ich die Ermittlungen in eine Richtung lenken möchte, die sich auszahlt, verstehen Sie?« Caffery senkte den Kopf und versuchte, dem Mann von unten in die Augen zu schauen, um herauszufinden, was da vor sich ging. »Ich will dem richtigen Hasen nachjagen, nicht etwa Sie unter Druck setzen. Eine Nachsendeadresse wäre hilfreich.«

Mabuza schüttelte den Kopf.

»Oder die Namen von Verwandten. Er kam aus Johannesburg?«

»Ja«, murmelte Mabuza. »Aber das ist alles, was ich über ihn weiß. Ich habe ihn hier kennengelernt. Wir haben nicht über zuhause gesprochen.«

Caffery hakte den Arm um die Stuhllehne und betrachtete Mabuzas Schädel. Es war nicht nur die Freundschaft zwischen den beiden Männern, die ihn veranlasst hatte, diese Spur zu verfolgen: Am Vormittag hatte Mabuza die Formulare unterzeichnet, die es der Polizei erlaubten, sein Haus zu durchsuchen, und in den ersten zwei Stunden war das Team auf ein paar Dinge gestoßen, nach denen er Mabuza fragen wollte. Sein Blick fiel auf die Blätter unter seinen Händen. Da war auch etwas aus dem Labor dabei - noch interessanter als das, was das Team in Mabuzas Haus gefunden hatte.

»Sie waren so freundlich, uns eine Hausdurchsuchung zu gestatten«, fuhr er fort, nachdem sie eine ganze Weile geschwiegen hatten. »Wir haben ein paar Dinge gefunden, über die wir uns freuen.«

»Ich habe nichts zu verbergen«, sagte Mabuza leise.

»Zum Beispiel haben wir ein paar Teppichfasern mitgenommen. Aus dem vorderen Zimmer.« Caffery sprach langsam, damit jedes Wort wirken konnte. Man sollte sehen, dass er die Fasern legal an sich gebracht hatte. Das Untersuchungsergebnis der ihm von Flea ausgehändigten Faserprobe würde vor Feierabend bei ihm eintreffen, und deshalb hatte er der Spusi aufgetragen, ihm eine Probe vom Wohnzimmerteppich zu bringen. »Wissen Sie etwas über Fasern?«, fragte er Mabuza. »Und wie sie in der Forensik verwendet werden? Sagen wir zum Beispiel, jemand hat auf einem Teppich gesessen oder ist auch nur ganz kurz darüber hinweggegangen, dann werden einige Fasern dieses Teppichs auf diese Person übertragen worden sein. Wussten Sie das?«

Mabuza runzelte die Stirn. »Was wollen Sie damit sagen? Stellen Sie mir hier eine Frage?«

Caffery tat, als würde er über diese Antwort nachdenken. »Sie haben recht. Es ist eine eher sinnlose Information, nicht? Zumal wenn man die Zeit bedenkt, die die Labore heutzutage brauchen, um alles zu bearbeiten. Wissen Sie, ich musste diese Fasern mit einem Expressvermerk hinschicken, und trotzdem bekomme ich das Resultat erst heute Nachmittag kurz vor Dienstschluss.« Er warf einen Blick auf die Uhr und schüttelte bedauernd den Kopf, als hätte er die dumme Arbeitsweise der Polizei satt. »Andererseits kann ich von Glück sagen, dass sie in einer weiteren Sache ein bisschen schneller gearbeitet haben.«

»Ich verstehe nicht.«

Mit dem Zeigefinger schob er seine Blätter umher und runzelte die Stirn, als wäre ihm das alles ein großes Rätsel. »Da war ein Topf bei Diamini zu Hause. Ein Tongefäß. Wissen Sie davon?«

»Ein Topf? Was für ein Topf?«

»Er ist ungefähr - so groß? Mit Deckel? Na ja, der Topf selbst ist nichts Besonderes, nicht an sich, aber was mich aufhorchen ließ, war das, was das Labor darin gefunden hat.«

Mabuza wollte etwas sagen, ließ es dann aber sein. Er musterte Caffery und dann die Unterlagen auf dem Tisch. Es dauerte nur ein, zwei Sekunden, aber in diesem Augenblick war etwas passiert. Caffery hätte fast gelächelt.

»Ja«, sagte er und schaute Mabuza unverwandt an. »Wir haben Blut gefunden. Menschliches Blut. Und heute Morgen hat man mir mitgeteilt, wessen Blut. Soll ich Ihnen sagen, von wem das Blut stammt - oder wissen Sie es schon?«

Mabuza schluckte. Ein dünner Schweißfilm war auf seine Stirn getreten. »Nein«, sagte er zaghaft. »Ich weiß es nicht.«

»Es ist Ian Mallows' Blut.« Er kloppte mit dem Zeigefinger auf das Papier. »Den Namen kennen Sie natürlich, denn so hieß der arme Kerl, dessen Hände unter Ihrem Restaurant gelandet

sind. Hier steht es, schwarz auf weiß. Ian Mallows.« Er schwieg kurz und lächelte. »Und für einen Zufall ist mir das zu viel.«

Mabuza zog ein Taschentuch hervor und wischte sich über die Stirn; dabei warf er einen Blick zur Tür. Caffery kannte die Signale: ein Zeuge, der im Begriff war, die Kooperation zu beenden. Der Verfahrensberater hatte gesagt, dies sei ein guter Augenblick, um in den Schnellfeuermodus zu schalten: Wenn sie ihn verhaften mussten, würden sie ihn mit all den Fragen bombardieren, von denen sie wussten, dass sie einen wunden Punkt trafen.

»Mr. Mabuza«, fuhr Caffery fort, »wie stehen Sie zu illegalen Drogen? Wenn einer Ihrer Mitarbeiter zu Ihnen käme und gestände, er hätte ein Heroinproblem - was würden Sie sagen?«

Mabuza blinzelte. Mit dieser Wendung hatte er nicht gerechnet. »Wie bitte? Wenn einer meiner Mitarbeiter ein Drogenproblem hätte?«

»Ja. Wie würden Sie reagieren?«

»Das ist ein Teufel, Sir. Drogen sind der Teufel.«

»Spenden Sie deshalb zwanzigtausend Pfund im Jahr an Drogenberatungen? Oder ist das nur ein Steuertrick?« Er hielt ein weiteres Blatt hoch. »Ihre Kontoauszüge«, erläuterte er. »Das Durchsuchungsteam hat sie in Ihrem Haus gefunden.«

Mabuza ließ das Taschentuch sinken. »Sie haben sich meine finanziellen Angelegenheiten angesehen?«

»Sie haben uns erlaubt, Ihr Haus zu durchsuchen.«

»Aber dazu habe ich Ihnen keine Erlaubnis gegeben.«

»Sie unterstützen mindestens fünfzig ehrenamtliche Drogenberatungseinrichtungen.« Caffery beugte sich vor. »Und was Sie denen spenden, ist keine Kleinigkeit. Ian Mallows hat Drogenberatungen aufgesucht. Er hatte ein Heroinproblem. Wussten Sie das?«

»Was geht es Sie an, wem ich mein Geld spende?«

»Sie unterhalten also keinen Kontakt zu diesen Einrichtungen, weil es dort leicht ist, Opfer zu finden? Verletzliche Leute? Leute, die niemand vermissen wird?«

Mabuza steckte sein Taschentuch ein und stand auf. Er war dünn und klein, aber sein zorniger Gesichtsausdruck ließ ihn für einen Augenblick größer erscheinen. »Ich habe diesen Jungen nicht angerührt. Ich weiß nicht, wie seine Hände dahin gekommen sind, wo sie waren, und ich habe ihn nicht angerührt.« Er riss seine Jacke vom Stuhl und zog sie an. »Es wird Zeit, dass ich gehe.«

»Bitte, bitte. Setzen Sie sich. Ich möchte nicht, dass diese Sache auf die nächsthöhere Ebene geht - nicht, solange wir hier mit gesträubten Nackenhaaren sitzen.«

Aber Mabuza knöpfte sein Jackett zu und zog wütend die Ärmel zurecht. »Sie haben mich beleidigt. Es wird Zeit, dass ich gehe.«

Caffery legte die Hände flach auf den Tisch und sagte sehr ruhig: »Wenn Sie jetzt versuchen zu gehen, muss ich Sie festnehmen.«

Mabuza erstarrte. Der Officer in der Ecke war aufgestanden und hielt sich bereit. »Wie bitte, Sir? Was haben Sie gesagt?«

»Ich habe gesagt, mir bleibt dann nichts anderes übrig, als Sie festzunehmen. Ein Geschäftsmann aus der Nachbarschaft - der, wie ich hörte, im Schulausschuss sitzt! Die Lokalpresse würde sich darauf stürzen.«

Mabuza starrte ihn an. Seine Lippen färbten sich dunkelblau, als wäre die Blutzirkulation zum Stillstand gekommen.

»Oder Sie bleiben hier, wir reden weiter nett und ruhig miteinander, und Sie arbeiten einfach mit uns zusammen. Dann braucht niemand etwas zu erfahren.«

Es war lange still, während Mabuza darüber nachdachte. Der Officer hinter ihm legte den Kopf schräg und wartete. Schließlich ließ Mabuza sich wieder auf den Stuhl sinken und stierte auf die Tischplatte, als könnte er nicht hochschauen.

Als er sprach, klang seine Stimme bedrückt. »Sie wissen von meinem Sohn?«

»Nein«, antwortete Caffery aufrichtig und spreizte die Hände. »Nein, wissen wir nicht.« Er betrachtete die Wölbung des grau melierten Schädelns. »Warum? Hat er ein Problem, Ihr Sohn? Ist er süchtig?«

»Er war«, sagte Mabuza. »Er war süchtig. Jetzt ist er wieder okay.« Er seufzte tief. »Als wir in dieses Land kamen, war es schwierig für ihn. Sehr schwierig. Mit dem Rassismus hier hatten wir nicht gerechnet. Nicht nach dem, was uns in Südafrika gesagt worden war. Er kommt aus ganz unterschiedlichen Richtungen: von Westindern, Jamaikanern, von Kindern aus St. Lucia und Trinidad, die mit meinem Sohn zur Schule gehen, von Kindern, die genauso aussehen wie er. Mein Sohn ist ein guter Junge, sehr still. Die Jungen, mit denen er Umgang hat, schließen daraus, dass sie ihn schikanieren können. Eine Zeit lang konnten sie es auch.« Mabuzas Gedanken schienen abzuschweifen; er hatte den Kopf schief gelegt, und sein Gesicht verzog sich bei der Erinnerung. »Aber jemand hat ihm geholfen«, fuhr er fort. »Ein Drogenberater. Wenn er es nicht getan hätte, wäre mein Sohn heute tot.«

Caffery schwieg. Seine Stimmung verdüsterte sich allmählich. Ja, etwas an der Geschichte des Sohnes klang ein wenig überzogen, melodramatisch, aber der Gesichtsausdruck des Mannes und seine Haltung ließen trotzdem erkennen, dass die Verbindung zur Drogenhilfe in eine Sackgasse führte. Die Kontoauszüge hatten nichts zu bedeuten.

Er stand auf, ging zum Fenster und schob die Lamellen der Jalousie auseinander. Es war Nachmittag, und auf der Straße wimmelte es von Schulkindern, die sich gegenseitig anrempelten, schubsten und lachten. Als das Durchsuchungsteam mit den Kontoauszügen angekommen war, hatte er sofort zwei Mann beauftragt, ein paar der rund zwanzig Drogenberatungsstellen aufzusuchen und danach zu befragen. Aber jetzt

sah es aus wie eine falsche Fährte, reine Personalverschwendung, und vielleicht würden die Teppichfasern mehr hergeben. Jemand aus der Verwaltung hatte versprochen, sofort herzukommen, wenn der Laborbefund einträfe. Vielleicht wäre es das Beste, erst mal abzuwarten und Mabuza dann mit den Fasern zu konfrontieren. Manchmal kam nachmittags um vier ein Fax. Noch eine halbe Stunde bis dahin.

Als er sich umdrehen wollte, sah er plötzlich das Gesicht des Walking Man vor sich. *Du suchst den Tod, Jack Caffery. Du suchst den Tod.* Er ließ die Jalousie los, rieb sich die Augen und versuchte, das Bild loszuwerden. Er drehte sich um und sah Mabuza an, der zusammengesunken am Tisch saß und wieder zwanghaft an seinem Kaffeebecher herumpulte. Kleine Styroporkügelchen hafteten elektrostatisch an seinen Ärmeln. Er ist so nervös, dachte Caffery, aber er begreift nicht, dass nichts von all dem wirklich wichtig ist. Es ist nicht wichtig, was passiert oder was wir mit unserem Leben anfangen, weil wir alle sterben. Ich sterbe, und du stirbst, Mabuza. Du wirst sterben, und alles, was du getan hast, stirbt mit dir.

## 34

*10. Mai*

Dies ist das Hinterland des Grauens, ein Ort unaussprechlicher, namenloser Praktiken. Ein Land, in dem die Leichen vermisster Jungen im Ödland in der Nähe ihrer Dörfer gefunden werden, nachdem man sie bei lebendigem Leibe gehäutet und ihnen die Organe entnommen hat. Eine Niere bringt zweihundert Pfund, ein Herz vierhundert. Dein Gehirn oder dein Gehänge kann bis zu viertausend Pfund wert sein.

»Und mehr für ein Kind und mehr für einen Weißen«, sagt Skinny. »Ist cleverer, der Weiße. Im Geschäft ist er erfolgreicher als wir.«

Mossy braucht lange, um zu begreifen, wo er hier hineingeraten ist. Aber langsam, ganz langsam macht er sich ein Bild davon. Zuerst mal diese Bude hier, anscheinend das Hauptquartier des Unternehmens. Mossy hat keine Ahnung, wo er sich befindet. Er kann sich nur erinnern, dass er vom Auto durch eine Tür geführt worden ist und dann durch noch eine und noch eine. Er weiß nicht mal, ob er sich überhaupt noch in Bristol aufhält. Zweitens hat er kapiert, dass es noch andere Leute in der Stadt gibt, die dem Onkel abkaufen, was er seinen Opfern nimmt. Leute aus Afrika, sagt Skinny, die hier leben und den Glauben ihrer Heimat nicht vergessen haben. Drittens sind da die Videos. Der Onkel nimmt sie auf, um den Schmerz zu dokumentieren. Und das ist es, was Mossy überhaupt nicht mehr aus dem Kopf gehen will, denn Skinny sagt, die Videos sind nicht für den Onkel allein.

Ja, es stimmt, es gehört zu Onkels Vorlieben, dass er gern Schmerz sieht. Aber das ist nicht alles. Die Videos sind ein Verkaufsmittel, sie werden dem Kunden als Beweis vorgeführt, damit er sieht, dass die Körperteile von einem lebenden Opfer stammen, denn - und hier gefriert Mossy das Mark in den Knochen - *je lauter die Schreie, desto stärker die Medizin...*

»Das Blut, das wir dir abgenommen haben«, gesteht Skinny eines Abends, »davon verkauft er immer nur ein bisschen. Den Rest behält er. Im Kühlschrank.«

»Scheiße, das ist doch ekelhaft«, sagt Mossy gepresst. »Echt ekelhaft. Was machen die denn mit Menschenblut? Ihr verdammten Vampire.«

»Sie bewahren es nur auf. Zum Schutz gegen Teufel.«

»Gegen Teufel?«

Skinny nickt. Im Zwielicht sehen seine Augen rosarot aus. »Der Onkel schickt einen Teufel los, der allen Angst einjagt.«

Er steht vom Sofa auf, kauert sich vor das Gitter und zieht eine Einkaufstüte heraus, die schon den ganzen Nachmittag dagestanden hat - Mossy hat sie zwar gesehen, aber nicht wirklich registriert. In der Hocke packt Skinny sie aus: eine Perücke, ein Paar Stiefel, etwas Glattes, Glänzendes. Im ersten Augenblick glaubt Mossy, es sei ein Arm oder so was. Aber dann hält Skinny es hoch, und er sieht, was es ist: Es besteht aus Holz, ein langes, glattes Ding mit einer geschnitzten Spitze, und das Ganze sieht aus wie ein Pimmel.

»Scheiße, wofür soll das denn gut sein?« Er stemmt sich mit dem Ellbogen hoch. »Komm mir nicht zu nah mit dem Ding.«

»Nein, nein«, murmelt Skinny und dreht das Ding schräg ins Licht, »dafür ist es nicht. Es soll Leuten Angst machen. Sie sollen glauben, der Teufel ist da. Dann kaufen sie das Blut.«

Mossy leckt sich die Lippen und mustert die Stiefel und die Perücke. »Wie jetzt? Lässt er dich in dem Zeug rausgehen? Du schnallst dir das Ding um, gehst raus und ziehst 'ne kleine Show ab? Läuft das so?«

Skinny weicht Mossys Blick aus. »Nein«, sagte er schließlich. »Nicht ich.«

»Nicht du. Wer dann?«

Wieder schweigt Skinny. Er sieht völlig abwesend aus. Als er endlich redet, klingt seine Stimme traurig und nachdenklich. »Mein Bruder.«

»Dein Bruder?« Mossy richtet sich auf. »Du hast nie was von deinem Bruder gesagt. Wie? Ist er auch hier?«

»Schau mich an.« Skinny hebt die Hand und wedelt unbestimmt an seinem Körper entlang. »Ich bin klein. Mein Bruder ist auch klein, wie ich, aber noch kleiner.« Er schaut zum Käfig in der Wand, und Mossy kriegt eine Gänsehaut, weil er das Gefühl hat, hinter dem Gitter könnte plötzlich irgendetwas sein Gesicht zeigen. »Aber er«, flüstert Skinny, »ist verändert worden. Böse. Sieht böse aus - hier.« Er fährt mit den Fingern

über sein Gesicht. »Und hier.« Er legt sich eine Hand auf den Rücken. »So gemacht. Böse. Wie ein Pavian.«

Mossy will etwas sagen, aber er hat einen Kloß im Hals und bringt keinen Ton heraus. Bei dem Wort »Pavian«, so leise geflüstert, läuft es ihm eiskalt über den Rücken. Er denkt an das Gefühl, das er manchmal hat: dass sich hier noch jemand befindet, jemand, der nachts kommt und geht. »Dann ist er hier, dein Bruder?«, stammelt er irgendwann. »Hier drin?« Er deutet auf das Käfiggitter. »Schläft er da?«

Skinny nickt. Eine Weile betrachtet er den Käfig, und dann schaut er zu dem Gitter am Fenster hinüber, das ein Stück aufgebogen ist. Nicht weit genug, um einen Erwachsenen durchzulassen. Aber jemand anderen schon. Jemanden, der so groß ist wie ein Kind, vielleicht.

Schließlich räuspert und schüttelt Mossy sich und versucht, in die Realität zurückzukehren. »Hier ist es aber anders, weißt du? Hier sind wir in England. Da sind die Regeln anders. Nicht so wie bei euch zu Hause.«

»Ich weiß.«

»Das muss dir klar sein. Was ihr hier macht, was ihr schon getan habt, das wird den Leuten nicht gefallen. Kein bisschen.«

»Ich weiß, ich weiß.« Skinnys Stimme klingt so resigniert, so müde, dass Mossy fast die Tränen kommen. »Und ich weiß, nach allem, was ich hier getan hab, werde ich weglaufen müssen. Weglaufen bis ans Ende der Welt.«

**17. Mai**

Die Sonne wanderte langsam über das Tal hinweg. Flea war zu Hause; sie saß in der Gartenjacke ihrer Mutter neben dem offenen Fenster unter der Glyzine und beobachtete, wie die Schatten der Bäume über den oberen Rasen wanderten. Sie hatte immer noch Gift im Organismus; sie fühlte es in der Kehle, merkte es daran, wie die Welt zur Seite kippte. Aber ihr Körper fühlte sich sauber und leicht an, und ihre Gedanken waren hell und klar, als hätte die Droge Schichten von ihr entfernt, die sie nicht brauchte.

Aus irgendeinem Grund kehrte sie immer wieder zu einem bestimmten Teil des Trips zurück: zu dem Gespräch zwischen Dad und Kaiser im Hotel.

*Ist es merkwürdig, wieder in Afrika zu sein?*

*Das hier ist Südafrika. Nicht Nigeria. Hier ist es nicht passiert.*

Sie wusste, dass dieses Gespräch eine Erinnerung war, keine Halluzination, die mit Hilfe des Ibogains ans Licht gekommen war. Aber es hatte eine andere Erinnerung geweckt: An dem Tag, als er sie mit Kaiser bekannt machte, hatte ihr Vater etwas Merkwürdiges gesagt, und sie hatte sich daraufhin gefragt, ob ihr Vater vielleicht tiefer, als er je zugab, in das verstrickt war, was immer in Nigeria passiert sein mochte.

Es lag viele Jahre zurück; sie und Thom waren noch klein gewesen und Kaisers Haus auf dem Hügel neu und unberührt von seinen ständigen Umbauten und seiner termithaften Wühlerei im Hügelhang. Deshalb verstand sie nicht, warum sie jetzt plötzlich nur noch an das Gespräch ihrer Eltern an jenem Tag in den achtziger Jahren denken konnte, als sie mit dem Ford Cortina die Zufahrt hinauffuhren.

»Findest du nicht, dass es ein Schlag ins Gesicht der Wissenschaft ist?« David Marley saß am Steuer; er trug eine Cordjacke und ein gepunktetes Halstuch. »Was sie in Afrika mit ihm gemacht haben? Nennen ihn und das Team unmoralisch! Ich meine, seit wann hat denn die Moral einen Platz am Tisch der Wissenschaft?«

Flea sah das alles in lebhaften Farben vor sich. Sie erinnerte sich, dass sie mit Thom auf dem Rücksitz saß und sie beide Shorts und Start-Rite-Sandalen trugen. Sie erinnerte sich an das Tal, das hinter Kaisers Haus im Nichts verschwand. Sie erinnerte sich an das Haus und sogar an Mutters Bluse mit den rosa Punkten. Aber sie erinnerte sich nicht daran, dass irgendjemand einmal genau gesagt hatte, was in Afrika mit Kaiser passiert war. Als hätten sie nicht gewagt, die Worte laut auszusprechen.

»Findest du nicht, die Universität sollte von der internationalen Gemeinschaft dafür zur Rechenschaft gezogen werden, dass sie ihn rausgeschmissen hat?«

»Eigentlich nicht«, antwortete Jill Marley. »Wenn du meine Meinung hören willst - was er getan hat, war wirklich unmoralisch. Es war unerhört. Unmenschlich.«

»Unmenschlich?« David Marley brachte den Wagen vor dem Haus wütend zum Stehen. Er stellte den Motor ab und drehte sich zu seiner Frau um. »Wie kannst du das sagen? Wie kannst du das sagen? Manchmal glaube ich, du bist genauso schlimm wie der Rest.«

»Ach, Schatz«, hatte Jill achselzuckend erklärt, »das meinst du sicher nicht ernst...«

So typisch für Mum, dieses kurze Achselzucken, dieses beiläufige Heben der Schultern. Es war immer das Gleiche: Dad wollte streiten, und Mum besänftigte ihn und entschärfe die Situation, und mit diesem kleinen, zurückweichenden Achselzucken drängte sie ihn in die Ecke.

Reifen knirschten draußen auf dem Kies. Flea kehrte zurück

in die Gegenwart. Ein Wagen hatte vor dem Haus gehalten. Sie stand auf, ging zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite, dachte, wie körnig der Stoff sich zwischen ihren Fingern anfühlte. Thom stieg aus seinem ramponierten schwarzen Wagen. Ein bisschen verträumt stand sie da und wunderte sich, denn sie hatte vergessen, dass er kommen wollte. Er hatte recht gehabt, als er sagte, sie werde es vergessen.

Er ging um das Haus herum nach hinten; blieb kurz stehen, um sich den Garten anzusehen, und für einen Augenblick war sie in seinem Kopf und sah durch seine Augen die Bäume, den See, die Seufzerbrücke, die Terrassen. Sah, wie alles auseinanderfiel.

Sie ging zur Hintertür und öffnete sie. Draußen war es wärmer als drinnen. »Hi.« »Hi.«

Er war ein bisschen unvorteilhaft gekleidet: ein abgetragener Anzug mit Krawatte, die Schuhe leicht angestoßen. Sie dachte daran, wie er in ihrer Halluzination den Abend über im Hotelzimmer inmitten ihrer Ausrüstung gesessen hatte und wie Kaiser und ihr Vater sich von ihm abgewandt hatten, damit sie unbelauscht miteinander reden konnten. Thom. Immer der Ausgeschlossene.

Sie nahm die Schlüssel des Ford Focus vom Haken an der Tür und fühlte sich immer noch ein wenig losgelöst von ihrem Körper, als wäre es gar nicht ihre Hand, die nach dem Auto- schlüssel griff. Sie reichte ihn Thom.

»Der Tank ist voll«, begann sie, aber dann musste sie innehalten, weil ihr Tränen in den Augen traten.

»Flea?«

Sie schüttelte den Kopf und legte ihm eine Hand auf den Arm, bis sie die Tränen unter Kontrolle hatte. »Sei vorsichtig«, sagte sie mit dünner Stimme. »Bitte sei vorsichtig.«

Er umarmte sie, und obwohl er schmächtig war, fühlte sie

sich einen Augenblick beschützt. Er roch nach Seife; es war irgendein lächerlicher Blumenduft, Geranie vielleicht - er würde es nie hinkriegen, etwas Männliches zu benutzen. »Mach dir keine Sorgen um mich. Ich bin jetzt ein großer Junge.«

*Nein, das bist du nicht*, wollte sie sagen. *Du bist immer noch mein kleiner Bruder.* Aber das behielt sie für sich. Sie lächelte und nickte, und als er weg war, stand sie noch lange in der Tür und sah zu, wie die Abendsonne über die Terrassen wanderte. Wie anders hätte doch ihr Leben aussehen können, wenn da nicht dieses Sinkloch in einer Tausende von Meilen weit entfernten Wüste gewesen wäre.

Im Lauf dieses Nachmittags im Gewahrsamstrakt gab es einen Augenblick, in dem Mabuzas Nervosität in etwas überging, das tiefer reichte. Hätte Caffery es beschreiben müssen, hätte er gesagt, es war der einzige Augenblick, in dem Mabuza wirklich Angst hatte, nämlich als sie auf den Tokoloshe zu sprechen kamen.

»Hat Diamini je von seinem Interesse an *muti* gesprochen?«, fragte Caffery. »An Hexerei? Hat er erwähnt, dass er Amulette benutzte, um böse Geister abzuwehren?«

Mabuza bewegte die Augen nicht, aber Caffery sah, dass er schluckte. Sein Adamsapfel bewegte sich gequält auf und ab, und Caffery wusste, dass sie da einen wunden Punkt berührt hatten.

»Nein«, antwortete Mabuza hastig. »Nicht mehr als sonst jemand aus unserem Land.«

»Wissen Sie, woher er einen Geierkopf bekommen haben könnte? Es ist nämlich eine ziemlich ernste Sache, so etwas zu besitzen. Geier stehen auf der Liste der gefährdeten Tierarten.«

»Ich weiß es nicht, Sir.« Sein Blick huschte zur Tür und wieder zu Caffery. »Wirklich, ich habe keine Ahnung.«

»Tut mir leid. Macht diese Frage Sie nervös?«

Mabuza nagte an der Unterlippe. »Sie wissen nicht, womit Sie es da zu tun haben, Sir. Es ist etwas, das Sie nicht verstehen.«

»Nicht?«

»Sie sprechen über etwas Afrikanisches. Etwas, das Afrika gehört.« Er schob seinen Hemdsärmel hoch und kniff das Fleisch an seinem Arm zusammen. »Es ist hier drin. In unserem Fleisch. Und nicht«, er deutete mit dem Kinn auf Caffery und den Officer in der Ecke, »nicht in Ihrem. Spielen Sie mit diesen Dingen nicht herum. Spielen Sie nicht.«

»Dieses Fett auf Ihren Armen... ?«

Mabuza blinzelte. Er schaute seine Arme an, als wäre er überrascht, sie hier zu finden. Dann versteckte er sie unter dem Tisch.

»Wischen Sie es nicht ab. Ich weiß, was es ist. Es ist wegen des Tokoloshe, stimmt's? Es soll ihn fernhalten.«

Jetzt wurde Mabuza sehr still. Seine Augen quollen aus den Höhlen, und Caffery dachte, er wolle wieder aufspringen. Aber er senkte den Kopf und murmelte in leisem Flüsterton eine Reihe von Worten in einer Sprache, die Caffery nicht kannte. Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Caffery beobachtete ihn schweigend; er wusste, dies war eine Art von Angst und Beklommenheit, die er niemals verstehen würde. Als er den Cheftechniker gefragt hatte, ob Mabuzas Frau ihn beim Sicherstellen der Teppichfasern gesehen habe, hatte der geantwortet: »Das hat sie genauso gesehen, wie sie alles sehen konnte. Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen: Sie hat sich benommen, als hätte sie Angst um ihr Leben.« Und jetzt reagierte auch Mabuza mit Angst. Mit echter Angst. Was immer er auf dem Ponton vor dem Restaurant gesehen hatte, er hielt es für real.

»Okay«, fuhr Caffery langsam fort, »ich sage Ihnen, was ich glaube. Ich glaube, Sie haben etwas gesehen, das Sie nicht erklären können. Deshalb haben Sie jemandem Geld gegeben -

eine Menge Geld -, damit er es abwehrt. Sie glauben, Sie haben einen Teufel gesehen, einen Tokoloshe, nicht wahr? Sie glauben, er bedroht Ihr Geschäft - und jetzt sind Sie zu allem bereit.«

»Bitte machen Sie damit keine Scherze.« Mabuza hob die Hand und zerrte an seinem Kragen. Auf seiner Brust breiteten sich große runde Schweißflecken aus. »Ich bitte Sie, machen Sie keine Scherze damit.«

Caffery klopfte mit seinem Stift einmal auf den Tisch. »Kannten Sie den Aberglauben, der besagt, dass Hände, die man unter dem Eingang seines Unternehmens vergräbt, das Geschäft beleben können? Und vielleicht den Schaden, den ein Tokoloshe anrichtet, aufheben?«

Mabuza blickte verzweifelt auf, Tränen der Angst in den Augen. »Sie sollten sofort damit aufhören.«

»*Ich* habe nicht den geringsten Zweifel, dass *Sie* ganz genau wissen, wie diese Hände unter Ihr Restaurant gekommen sind.« Caffery lächelte. »Ich weiß noch nicht, wie ich Sie kriege, aber glauben Sie mir, ich *werde* Sie kriegen, egal, wofür. Denn Sie wissen, was Sie getan haben, ist unrecht. Es könnte nichts Unrechteres geben, als einen anderen Menschen um Ihrer Geschäfte willen sterben zu lassen. Das Beste wäre, wenn Sie mir jetzt erzählten, wen Sie dafür bezahlt haben.«

»Ich habe niemanden bezahlt, für nichts. Ich weiß nicht, wie diese Hände unter mein Restaurant gekommen sind.«

»Es muss jemand sein, der viel über afrikanische Traditionen weiß oder diese Informationen von jemandem bekommt, der sich auskennt. Vielleicht ist es ein Illegaler, der seine Fähigkeiten gegen Schutz und Geld eintauscht. Ist es jemand im Restaurant? Einer Ihrer Angestellten?«

»Nein. Verzeihen Sie, aber Sie haben mich das jetzt schon so oft gefragt. Die Antwort lautet nein. Wenn Sie wissen wollen, wie diese Hände unter mein Restaurant gekommen sind, fragen Sie den Falschen.«

Caffery klopfte wieder mit dem Stift auf den Tisch und dachte an die Angst im Gesicht dieses Mannes. Fast glaubte er diesem Kerl. »Wirklich? Und wen sollte ich dann fragen?«

Der Mann wischte sich über die Augen und schluckte. »Die Intellektuellen.«

»Die Intellektuellen? Was heißt das?«

»Die Männer von der Universität. Es gibt einen Plan gegen mich. Ich habe Feinde. Es ist ein Komplott, um meinen Namen in den Schmutz zu ziehen.«

»Möchten Sie mir ein paar Namen nennen? Nur ein paar Anhaltspunkte.«

»Wissen Sie, Sir...« Er kramte ein Taschentuch hervor und wischte sich über die Stirn. Er zitterte. »Ich hatte nie einen besonders starken Magen. Und was Sie da unter meinem Restaurant gefunden haben... Heute ist kein guter Tag für mich. Überhaupt kein guter Tag.« Er blickte mit tränennassen Augen auf. »Wie kommt eine Hand unter mein Restaurant, Sir? Bedeutet das, dass mein Geschäft erledigt ist?«

Es klopfte. Caffery stand auf und öffnete die Tür. Der Büroleiter stand draußen und hielt ein Blatt Faxpapier in der Hand; Caffery erkannte es sofort, es kam vom Labor. Er nahm es, setzte sich wieder an seinen Platz und legte es zusammengefaltet auf den Tisch, wo sie es beide sehen konnten. Er ließ ein paar Sekunden verstreichen, bevor er sprach.

»Sorry.« Er hielt das Blatt hoch. »Das kommt aus dem Labor. Der Bericht über die Teppichfasern.« Er lehnte sich zurück und faltete das Blatt langsam auseinander, suchte nach der Zeile, die er brauchte, und wusste, dass er dicht davor war. »Wie ich schon sagte, heute Morgen haben wir...«

»Was ist?«

Caffery hatte eben das entscheidende Kästchen gefunden. Übereinstimmungen: null. Die Teppichfasern an Mallows' Händen stammten nicht von dem Teppich in Mabuzas Haus. Caffery ließ das Blatt sinken und sah den Officer in der Ecke

mit resigniertem Lächeln an. Manchmal gewinnt man, manchmal verliert man.

»Was ist?«, wiederholte Mabuza. Die Tränen waren getrocknet, aber sein Gesicht wirkte angespannt.

Caffery fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und kratzte mit den Nägeln über die Kopfhaut. Er fühlte sich plötzlich sehr, sehr müde. »Gar nichts«, sagte er, stand auf und stieß den Stuhl mit dem Fuß unter den Tisch. Draußen wurde es bereits dunkel. Die Polizisten würden bis zum Abend nicht alle Drogenberatungsstellen abgeklappert haben und morgen damit weitermachen müssen. Das war beschissen, denn jetzt, da die Fasern nicht übereinstimmten, waren diese Einrichtungen das *Einzig*e, was ihnen noch blieb. »Überhaupt nichts.«

## 36

### ***17. Mai***

*Sie dürfen uns nicht heraufholen...*

Es war spät, und der Schatten der Deckenlampe war lang und reichte fast bis zur Wand, als Flea aufstand und den alten Ledersessel zum Computer schob. Sie zog sich die Strickjacke fester um die Schultern und gab »Bushman's Hole« ein.

In der ersten Zeit nach dem Unfall hatte sie das Netz ständig durchforstet. Als die Todesursache feststand und die Ermittlungen beendet waren, hatte sie die Plaudereien der Taucher-Community wie eine Süchtige verfolgt, all die Theorien darüber, was bei diesem Tauchgang schiefgegangen sein konnte. Die Frage interessierte Sport- und Berufstaucher gleichermaßen,

und sie rief Angst und Aufregung hervor. Leute in Tasmanien, auf den Bermudas und den Hebriden, Leute, die ihre Beiträge mit »Taucher tun es tiefer« unterzeichneten, Leute aus den verschiedensten Zeitzonen - sie alle beteiligten sich an der Diskussion und bereicherten sie mit ihren eigenen Erfahrungen. Manchmal blieb Flea die halbe Nacht auf und verfolgte die Diskussionen in den Foren; sie hoffte immer, dass Mum und Dad erwähnt wurden und es mehr als nur technische Theorien gab. Es gefiel ihr, wenn sie Mum »Jill« und Dad »David« nannten, statt nur von »den Marleys« zu sprechen, und sie suchte in den vielen Informationen nach irgendeiner Erwähnung dessen, was die beiden gewesen waren, bevor sie zu weltberühmten Opfern eines Höhlentaucherunfalls wurden.

Bei DiveNet, einer der größten internationalen Taucher-Websites, scrollte sie zu den Trimix-Foren hinunter; Mum und Dad hatten Trimix benutzt, um auf hundertfünfzig Meter zu tauchen - eine kontroverse Methode, die immer Anlass zu Diskussionen gab. Manchmal sprachen die Leute hier auch über Bushman's Hole, und vielleicht gab es jemanden, der die Form des Lochs kannte, den Abhang, den sie in ihrer Halluzination gesehen hatte.

Kaum war sie im Forum eingeloggt, stellte sie fest, dass es hier mehr Aktivität gegeben hatte als sonst: In den letzten zwei Tagen waren fünfzig neue Postings eingegangen. Normalerweise kamen nicht mehr als fünf oder sechs pro Tag. Offenbar war jemand in eine besonders schwierige Höhle getaucht und ließ sich jetzt auf die Schulter klopfen. An die andere Möglichkeit wollte sie nicht denken: dass wieder jemand sein Leben verloren hatte wie ihre Eltern.

Sie scrollte herunter, während sich die Härchen an ihren Unterarmen sträubten, navigierte die Maus auf den ersten Thread und klickte wieder. Ihr Herz klopfte wie wild, als der Beitrag den Bildschirm ausfüllte. Sie las ihn einmal, und als sie

begriff, dass sie sich nicht geirrt hatte, schob sie die Maus beiseite und starrte fassungslos auf den Computer, ohne etwas zu sehen oder zu fühlen. Es war unmöglich. Unmöglich.

Es dauerte eine Weile, bis ihr klar wurde, dass das Telefon klingelte. Wie betäubt nahm sie den Hörer ab.

»Hallo«, sagte eine Stimme. »Hallo.«

Flea beugte sich vor und klickte auf den nächsten Beitrag im Thread. Die Frau am Telefon redete, aber Flea hörte nicht zu; wie gebannt saß sie vor dem Monitor und las den nächsten und den übernächsten Beitrag. Ihr Herz pochte so laut, dass es im Kopf wehtat.

»Hey, Flea? Bist du da? Mandy hier. Flea?«

Langsam drückte Flea den Telefondhörer fester ans Ohr, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden. »Mandy?«, sagte sie matt. »Ja. Ich bin hier.«

»Du klingst komisch.«

»Nein...«

»Atemlos.«

»Nein...«

»Gut. Kann ich dann mit deinem Bruder sprechen?«

»Mit meinem Bruder?«

»Ja, Flea, mit deinem Bruder. Thom? Du erinnerst dich an ihn?«

Da fiel ihr alles wieder ein. Die Verabredung. Thom und ihr Auto.

»Flea? Ist er da?«

»Äh, ja. Natürlich ist er - äh - da.«

»Kann ich ihn dann sprechen?«

»Nein. Er ist - er ist im Garten.«

»Er hat sein Handy abgeschaltet.«

»Oh«, sagte Flea leise. »Tatsächlich?«

»Ja.« Kurze Pause. »Flea, Schätzchen, geht's dir gut?«

»Ja.«

»Hört sich aber nicht so an.«

»Doch, doch.«

»Dann ruf Thom jetzt mal ans Telefon, ja?«

»Nein.«

Wieder eine Pause. Mandy atmete tief ein und fragte dann ziemlich leise: »Nein? Hast du >Nein< gesagt?«

»Ich kann nicht. Er ist...« Sie schaute über die Schulter zu den geschlossenen Vorhängen. »Er ist ganz unten. Unten am See..«

»Am See?«

»Da wächst ein Wacholderbusch - der ist, weißt du... Er stutzt ihn für mich zurecht. Ich... ich werde ihm ausrichten, dass er dich anrufen soll, wenn er zurückkommt.«

Bevor Mandy noch etwas sagen konnte, legte Flea den Hörer auf, lehnte sich zurück und blickte starr auf den Bildschirm. Die Worte brannten sich in ihre Augen. »Mum?«, murmelte sie. Sie umklammerte die Maus und beugte sich langsam vor. »Mum?«

Ben Crabbick und Andy Pearl waren in den Zwanzigern und tauchten seit ihrer Kindheit. Zwei gesundheitsbewusste Australier von der Westküste, immer auf der Suche nach dem extremen Kick, waren sie in fast jede Höhle getaucht, die der Menschheit bekannt war, und zusammen hatten sie fünfhundert Trimix-Stunden absolviert. Einmal, in der berüchtigten John's Pocket, hatte Crabbick sich mit seinem Atemgerät in einem kleinen Loch, nur fünfzehn Meter tief unter der Oberfläche, eingeklemmt. Pearl hatte ihn zwanzig Minuten lang an seinem Gerät atmen lassen, während sie versuchten, ihn freizubekommen. Weil sie in Panik gerieten, hatten sie ihre Luft bis auf die letzten fünf Bar verbraucht, als sie wieder an die Oberfläche kamen. Aber selbst dieses Erlebnis, berichtete Pearl jetzt im DiveNet-Forum, sei nichts im Vergleich zu dem, was soeben in Bushman's Hole passiert sei.

Pearl war online in Danielskuil, in der Stadt, die Bushman's

Hole am nächsten lag. Er saß wohlbehalten und trocken mit einem Bier in der Hand vor dem Computer, und nachdem die Aufregung sich gelegt hatte, erzählte er seine Geschichte einem begierigen Publikum, das ihn mit Fragen überschüttete. »Crabbick und ich sind schon seit Jahren verrückt nach Bushman's«, schrieb er. »Als ob das Ding Pheromone verströmt, ja? Als ob all die armen Schweine, die da gestorben sind, uns andere anziehen.« Anders, meinte er, könne man sich nicht erklären, warum Taucher sich immer wieder in diesen tückischen, endlosen Wassertrichter hinunterwagten.

Pearl und Crabbick hatten in Westaustralien Sponsoren für dieses Tauchunternehmen aufgetrieben. Pearl trug ein »Suun- to«-Logo auf seinen Flaschen, und Crabbicks Anzug hatte blauweiße Blitze auf den Armen und auf dem Rücken: das Firmenzeichen eines australischen Breitbandproviders. Jede Minute, die sie in einer Tiefe von über dreihundert Metern verbrachten, verlängerte die Aufstiegszeit um Stunden, und mit jeder Sekunde vergrößerte sich die Gefahr einer Narkose. Deshalb hatten sie vereinbart, zwanzig Sekunden auf dem Grund zu verbringen, gerade lange genug, um einander und ihre Logos zu fotografieren; das genüge, um den Tauchgang zu rechtfertigen. Pearl blieb besonnen genug, um sich an den Tauchplan zu halten. Crabbick, der weniger erfahren war, erwies sich als weniger robust.

Sie waren auf zweihundertfünfzig Metern, als Pearl der Verdacht kam, dass mit seinem Tauchkameraden etwas nicht stimmte. Crabbick klage über ein *Wah-wah-Geräusch* in seinem Helm, und Pearl befürchtete, dieses Geräusch könne bedeuten, dass sich immer noch Stickstoff in Crabbicks Gasmischung befand und sich die ersten Anzeichen einer Narkose einstellten. Er war enttäuscht. Mit einer Narkose konnte er Crabbick nicht allein aufsteigen lassen, auch wenn der Tauchgang damit gescheitert war. Einen kurzen Moment lang hasste er seinen alten Freund. Aber er wusste, was sie tun mussten.

»Hey«, sagte er in sein Unterwassermikrofon. »Lass uns aufsteigen.«

»Nein«, drang ihm die Antwort ins Ohr.

»Doch«, sagte Pearl. Es war stockfinster da unten, und er leuchtete mit der Lampe auf Crabbicks Brust, um ihn nicht zu blenden. »Wir kehren um.«

Er richtete den Lichtstrahl nach oben in die Dunkelheit und rechnete kurz: Der erste Rettungstaucher würde zu den Stage-Flaschen in hundert Metern Tiefe herabgekommen. Das nächste menschliche Wesen wäre also hundertfünfzig Meter über ihnen. Für diese Strecke würden sie mit den richtigen Dekompressionspausen fast eine Stunde brauchen. Pearl würde Crabbick an die Sicherungsleine haken und ihn beim Aufstieg dort festhalten. Er wollte nicht zurück, aber er wusste, dass er körperlich noch fit genug war, um sie beide nach oben zu bringen. Wenn sie sofort mit dem Aufstieg anfingen. »Wir brechen ab, Ben.«

»Nein. Will ganz nach unten.« Crabbick sprach mit schwerer Zunge. Noch ein Zeichen für Narkose. Seine Gasmischung war eindeutig nicht in Ordnung. »Hat doch sonst keinen Sinn.«

»Sorry, Ben, keine Diskussionen.«

Pearl wandte sich nach oben, als eine starke Hand ihn entschlossen am Arm packte. Er hob die Lampe und sah Crabbicks Gesicht unter der Maske, nur eine Handbreit vor ihm, die Pupillen geweitet. Er schüttelte den Kopf, er sprach nicht, sondern starrte seinen Freund an, als wäre er ein Fremder. Pearl schrieb im DiveNet-Forum, er habe in die Augen eines Besessenen geblickt. Wenn jemand ihm erzählte, dass auf dem Grund von Bushman's Hole ein Teufel lauerte, der darauf wartete, in den Kopf des Tauchers zu fahren, der sich dort hinunterwagte, dann würde er es glauben - allein wegen des Ausdrucks in Crabbicks Augen.

»Ben. Hör mir zu. Ich bin's, Andy. Kennst du mich? Ich

bin Andy, und ich sage dir jetzt, dass wir umkehren. Und du sagst immer nur Ja.« Er schüttelte Crabbick in Zeitlupe; bei der Bewegung legte sich Druck auf seine Ohren, und ihm wurde schwindlig. »Du sagst immer Ja, und du kehrst immer um, wenn ich es sage.«

Aber statt zu antworten, löste Crabbick sich von ihm und nahm Kurs auf den Grund. Es ging ganz schnell: Gerade noch da, war er im nächsten Moment auch schon in der Dunkelheit verschwunden, und Pearl sah nur noch im Schein der Lampe eine Flosse.

»Ben? Ben, du Arschloch!«, schrie er. »Stopp! Stopp!«

Pearl blieb ungefähr zwanzig Sekunden, wo er war. Sein Herz pochte, sein Atem klang immer gepresster in seinen Ohren, und sämtliche Regeln, die er gelernt hatte, rasselten ihm durch den Kopf. Tauche niemals über deine eigenen Grenzen hinaus, um einen anderen Taucher festzuhalten - nicht einmal, um ihm das Leben zu retten. Dieses Gesetz war in Stein gemeißelt. Man überanstrengt sich, man vergisst, Gasmischung und Tauchcomputer im Auge zu behalten, und am Ende gibt es wahrscheinlich nicht einen Toten, sondern zwei. Man muss sie gehen lassen. Das wusste Pearl, aber Crabbick war sein bester Freund. Sie hatten zusammen die Highschool besucht, und seinen Freund ließ man nicht so einfach im Stich. Seine Atmung wurde immer mühsamer. Das Blut in seinen Arterien fühlte sich an, als wäre es durch den Druck dickflüssiger geworden. Dann dachte er, wenn Crabbick den Grund erreichte und noch bei Bewusstsein wäre, hätte er die Möglichkeit ihn davon zu überzeugen, dass das Unternehmen erfolgreich gewesen war, und sie könnten wieder aufsteigen.

Vielleicht hatte Pearl recht in der Annahme, dass er es zum Grund schaffen und trotzdem die zwölfständige Plackerei ertragen könne, einen Freund nach oben zu schleppen. Doch als er den Grund erreichte, konnte er Crabbick nicht finden. Er

gab sich genau dreißig Sekunden Zeit zum Suchen, nicht einen Sekundenbruchteil länger, aber er fand den Freund nicht mehr. Auf dem Boden des Sinklochs war es dunkel, und den Schlick unter seinen Füßen zu spüren, versetzte Pearl einen solchen Schock, dass er in den ersten zehn Sekunden Schwindel verspürte. Aber auch als der vorüber war und die Übelkeit nachließ, blieb er desorientiert. Der Strahl seiner Lampe irrte über die gespenstische Unterwasserlandschaft und lang gestreckte Sanddünen, die leer waren, so weit der Lichtstrahl reichte. Und keine Spur von Crabbick.

Ihm war schlecht, und sein erschöpftes Herz pochte heftig, als er über die Leine signalisierte, dass er heraufkam.

Es war, schrieb er im DiveNet-Forum, der schlimmste Augenblick seines Lebens.

## 37

### *17. Mai*

Das Schwerste dabei war, ihn stillzuhalten.« Der Walking Man ließ sich mit hochgezogenen Knien nieder und umfasste einen Becher heißen Cider mit seinen schmutzigen Händen. »Erst hab ich versucht, ihn an einen Stuhl zu fesseln, aber das reichte nicht, das sah ich gleich.« »Und was haben Sie da gemacht?« »Klebstreifen.«

»Ach ja, der Klebstreifen. Davon hab ich im Bericht gelesen. Paketkleber, stimmt's?« Caffery drehte sich auf die Seite und stützte den Kopf auf die Hand. »Paketkleber mit der Aufschrift >Vorsicht zerbrechlich<. Das hat ja sogar in der Zeitung gestanden. Sie waren entzückt von diesem Detail.«

Der Walking Man grunzte. »Ich hab das Zeug nicht genommen, weil so was draufstand, sondern weil es da war.«

»Und dann haben Sie ihn mit Klebstreifen an den Stuhl gebunden.«

»Aber das war auch nichts. Ich konnte nicht an ihn rankommen. Dann fiel mir ein, dass da ein Bügelbrett in der Garage an der Wand lehnte. Ich machte die Beine ab und klebte ihn darauf fest. Dazu musste ich ihn natürlich noch mal k.o. schlagen.«

»Aber das hat funktioniert?«

Der Walking Man lächelte. »O ja, das hat funktioniert. Ich hab das Ding auf die Werkbank gelegt, und es hat tadellos funktioniert.«

Caffery war halb zufällig auf das Lager des Walking Man gestoßen. Er hatte einen Corporal aus Broadbury als Babysitter mit Mabuza nach Hause geschickt und war dann vom Büro geradewegs zu einem der Mädchen in der City Road gefahren.

Es hatte nicht lange gedauert, und danach fühlte er sich eher schlechter als besser. Er dachte dauernd an das, was der Walking Man gesagt hatte: Sie suchen den Tod. Auf seinem Weg nach Hause, während die Sonne unterging, die ersten Sterne zu funkeln begannen und Bristol im Rückspiegel zu einem orangefärbten Dunst verblasste, fragte er sich, ob da was dran sei.

Er suchte nicht bewusst nach dem Lager, aber er wollte nicht nach Hause; also fuhr er weiter in Richtung Osten, fast bis Wiltshire. Er nahm Straßen, die er nicht kannte, und auf einer schmalen Abzweigung in der Nähe der A36 südlich von Bath entdeckte er ein kleines Lagerfeuer, ungefähr hundert Meter abseits der Straße zwischen den Bäumen. Er hielt an, stieg aus und ging quer über ein Rapsfeld zum Wald. Meist schlief der Walking Man um diese Zeit, aber nicht so heute. Er saß mitten auf dem Feld und starrte über das Feuer hinweg zum Farleigh Park, der am Fuß des mondbeschienenen Abhangs lag. Zuerst

wirkte er irgendwie beunruhigt. Er hob die Hand, um Caffery zu begrüßen, sah ihn aber nicht an und kratzte sich versonnen am Bart. Erst als Caffery erklärte, was er wolle, und ihm noch eine Tüte Krokuszwiebeln gab, reagierte der Walking Man. Er goss noch einen Liter Cider in den Punsch, den er in seinem Kessel zusammenbraute. Und als sie es sich mit dampfenden Bechern und angezündeten Zigaretten bequem gemacht hatten, begann er zu reden.

»Beim ersten Schnitt in seine Nase hat er mich gebissen.« Er hielt die schmutzige Faust hoch und drehte sie im Feuerschein. »Keine Ahnung, wie, aber er hat den Kopf von dem Bügelbrett gedreht und mich gebissen. Hat die Zähne in mein Handgelenk geschlagen wie ein Haifisch, und einen Moment lang dachte ich, es ist vorbei.«

Caffery lag auf dem Boden, die Zigarette zwischen den Lippen; er schloss die Augen und versuchte, sich das alles vorzustellen: Craig Evans, mit Paketkleber an ein Bügelbrett gebunden, und mit blutüberströmt Gesicht. Er wusste, wie Evans vor dem Überfall ausgesehen hatte, denn er kannte die Fotos, aber wenn er die Augen fest zusammenkniff, konnte er Evans' Gesicht durch das ersetzen, das er in seiner eigenen Phantasie sehen wollte - das von Ivan Penderecki.

»Ich hab ihm seitlich gegen den Kopf geschlagen, und da war er fast wieder ohnmächtig. Er ließ los, und ich packte ihn bei den Haaren und wickelte ihm das Klebeband um Kopf und Bügelbrett. Jetzt sah man nur noch sein Gesicht, seine Hände und...«, er machte eine Pause, »...seinen Schwanz und die Eier. Die hab ich sofort rausgeholt. Reißverschluss auf, und da waren sie schon. Sie hingen die ganze Zeit da - nur, wissen Sie, nur, um mich zu erinnern.«

»Und dann?« Er konzentrierte sich auf Pendereckis Gesicht in seinem Kopf. »Wie ging es weiter?«

»Ich hab ihm weiter die Nase abgeschnitten.«

»Wie war das?«

»Haben Sie schon mal ein Hühnchen zerteilt, sonntagmittags bei Tisch? Hab ich früher dauernd gemacht - vor Evans. Wissen Sie, wie es sich anfühlt, wenn man ein Bein abschneidet, um es auf den Teller zu legen? Dieses Reißen? So war es.«

Cafferys Hände zuckten. Er biss die Zähne so fest zusammen, dass sie knirschten. Er sah alles vor seinem geistigen Auge: den schreienden Penderecki, das Klicken und Reißen der Knorpel, als das Messer durch seine Nase schnitt.

»Die Augen gingen leichter, als ich dachte. Ich hätte nie vermutet, dass ich jemandem so die Daumen in den Schädel drücken könnte, aber es ging. Er wurde wieder bewusstlos.«

»Und Sie haben gewartet?«

»Ich wartete, bis er wieder zu sich kam. Er wollte sich bewegen - um sich schlagen -, aber das konnte er nicht. Gekotzt hat er auch. Ungefähr alle zehn Minuten hat er gekotzt.« Einen Moment lang war es still. Als der Walking Man weitersprach, hörte er ein Lächeln in seiner Stimme. »Aber das Beste kommt erst noch.« »Ja?«

»O ja.« Jetzt kicherte er. Caffery kämpfte gegen den Drang, die Augen zu öffnen. Wenn er es täte, würde er sicher einen grinsenden Gnom sehen, der ihn angackerte. »Ja. Das Beste war, als ich ihm den Schwanz abgeschnitten hab. Das hat mir mehr Spaß gemacht als alles andere.«

»Spaß?«

»Ja, Jack Caffery, Polizist. Spaß. Denn darüber wollen wir hier ja sprechen. Über den Spaß, den ich dabei hatte. Ich werde nicht anfangen zu weinen, ich werde niemals, niemals Reue zeigen - was immer Sie vielleicht erwarten. Ich bin hier, um Ihnen zu erzählen, dass es mir den größten Spaß meines Lebens gemacht hat, diesem Mann die Eier abzuschneiden. Ich hielt sie in der Hand. Ich zog sie so weit zurück, wie die Haut sich strecken ließ. Und dann fuhr ich mit der Klinge darüber; und sie ging durch, ohne dass ich drücken musste. Und die

Haut schnappte wie ein Gummiband zum Körper zurück, und ich hatte seine Hoden in der Hand.«

Caffery schluckte und bemühte sich um eine feste Stimme.  
»Und dann? Was dann?«

»Und dann der Penis. Den hab ich langsam abgeschnitten. Er wurde immer wieder ohnmächtig, und dann musste ich warten, bis er wieder zu sich kam.«

»Und wie war das?«

»Wie wenn Sie ein Steak schneiden. Auch nicht schwierig. Ich hab das Bügelbrett zurückgekippt und einen Holzblock auf seine Schenkel gelegt, auf den ich mich stützen konnte. So war der Winkel besser. Ich hatte ein Sägemesser, das ich dazu benutzt hab. Der Holzklotz hat das Blut aufgesaugt.«

Lange Zeit sprach keiner ein Wort. Man hörte nichts, nur den fernen Verkehrslärm auf der A36 und gelegentlich ein Auto, das unten auf der Straße vorbeifuhr. Caffery lag so still wie möglich und badete seine Augenlider im Mondlicht. Er sah Penderecki vor sich, so fest mit Paketkleber umwickelt, dass man nur Gesicht und Geschlechtsteil erkennen konnte. Der Boden und das Brett waren nass von Blut. Er hätte es im Hinterzimmer getan, in einem von denen, die auf das Bahngleis hinausgingen, denn dort war Ewan zuletzt gesehen worden. Sicher hatte er sein Zuhause im Blick gehabt, die brennenden Lichter, die Orte, an denen sie als Kinder spielten. Caffery war nicht ganz sicher, aber vermutlich hätte er es auch - wie der Walking Man - auf Video aufgenommen.

»Warum haben Sie ihn gekreuzigt?«

»Warum ich ihn gekreuzigt habe?« Der Walking Man lachte hohl. »Das, Polizist, ist eine Sache zwischen ihm und mir.«

»Es ist merkwürdig.«

»Ja«, entgegnete der Walking Man gelassen. »Es ist auch merkwürdig, dass ein erwachsener Mann ein achtjähriges Mädchen vergewaltigt. Dass er sie viermal in drei Stunden vergewaltigt und sie umbringt, als er fertig ist.«

Caffery öffnete die Augen. Der Walking Man saß unverändert da, hielt seinen Ciderbecher mit beiden Händen umfasst und blickte starr zum fernen Horizont. Ein metallischer Geschmack lag auf seiner Zunge, als er sich fragte, ob der Walking Man den Tod seines einzigen Kindes sehen konnte, ohne die Augen zu schließen. Er selbst hatte Ewans Tod immer sehen können. Warum also sollte es bei dem Walking Man anders sein?

»Und?«, fragte er nach ein, zwei Minuten, als er sicher war, dass seine Stimme nicht zittern würde. »Was dann?«

»Dann hab ich den Krankenwagen gerufen.«

»Auf dem Band klangen Sie ganz ruhig. Die Staatsanwaltschaft sagt, Sie hätten gesprochen, als wäre nichts passiert.«

»Stimmt.«

»Und Evans habe im Hintergrund geschrien.«

»Ja. Er hat geschrien. Wissen Sie, was er geschrien hat? Auf dem Band war es nicht zu hören, und im Prozess kam es nie zur Sprache - aber wissen Sie, nach wem er geschrien hat?«

Caffery zögerte. Er schloss erneut die Augen und zog sich tief in sein Inneres zurück. Irgendwo in der Brust spürte er einen Sog - da, wo die Wahrheit wohnte. »Ich weiß es nicht, aber ich glaube...«

»Sie glauben...?«

»Ich glaube, nach seiner Mutter.«

Im Dunkeln atmete der Walking Man tief aus. »Sie haben recht. Er schrie nach seiner Mutter.«

*17. Mai*

Es war Nacht geworden. Flea saß im Arbeitszimmer und starrte auf den Bildschirm. Sie machte keine Anstalten, das Licht einzuschalten oder das Fenster zu schließen. Stunden vergingen, während die elektronische Diskussion sich fortsetzte; immer wieder piepte der Computer, wenn eine neue Message kam. Pearl versuchte zu beschreiben, wie es sich anfühlte, als er den ersten Airstopp an der Sicherungsleine erreichte und dem Rettungstaucher, der kein Unterwasserkommunikationsgerät hatte, panisch die Botschaft hinkritzte, dass Crabbick tot sei, worauf der Mann den Kopf schüttelte und mit der behandschuhten Hand nach oben deutete. Nein, Crabbick lag nicht auf dem Grund des Sinklochs. Er lebte und hing ein paar Meter über ihnen im Dunkeln an der Sicherungsleine.

Er hatte die Narkose überwunden. Irgendwie - und keiner wusste genau, welche Alchemie da im Spiel gewesen war - hatte er den Grund erreicht und ein paar Sekunden dort verbracht und war dann wieder aufgestiegen. Ja, es ging ihm schlecht, und als sie ihn zehn Stunden später schließlich oben hatten, mussten die Hilfstaucher ihn aus dem Wasser ziehen. Er war bleich und hatte geplatzte Adern in den Augäpfeln und an den Nasenlöchern, sagte Andy Pearl, und er atmete, als wollte er eine alte Luftmatratze aufblasen, mühsam und langsam, aber er war bei Bewusstsein. Konnte sogar ein paar Sekunden sprechen, bevor die Sanitäter ihn ins Krankenhaus brachten. Und was er da gesagt hatte, war der Grund gewesen, weshalb Fleas Hand sich um die Maus gekrampft hatte. Auf der Trage hatte Crabbick sich zu seinem Tauchkameraden umgedreht, die Hand ausgestreckt und mit erstickter Stimme

hervorstößen: »Die Marleys. Ich hab die Marleys gesehen, auf einem Sims über dem Grund.«

Sie kratzte sich am Kopf und versuchte sich vorzustellen, was Crabbick da gesehen hatte. Sie hörte das Geräusch der Atemgeräte, sah den einsamen Lichtstrahl der Lampe und eine skelettierte Hand, die dort unten aus dem wirbelnden Sand auftauchte. Mum und Dad, auf den Flanken von Bushman's Hole. Irgendwo, das erkannte sie jetzt, hatte in ihr ein kleines Licht der Hoffnung gebrannt, dass sie diesem Unfall entkommen seien, dass Thom, die Rettungstaucher und das Ibogain sich geirrt und sie einen Weg aus Bushman's Hole hinausgefunden und sich irgendwo in Sicherheit gebracht hätten.

Sie wollte etwas schreiben, sie wollte Fragen stellen: *Ist Crabbick sicher, dass es die Marleys waren? Hat er ein Foto gemacht? Hast du irgendeine Ahnung, welches ihre Koordinaten sind? Und das Wichtigste: Wie weit ist es von dem Sims bis zum Grund? Fünf Meter? Zehn Meter?*

Aber Pearl würde darauf nicht antworten können. Das sah sie an seinen Reaktionen auf die anderen Fragen. Crabbick lag noch im Krankenhaus und konnte nicht sprechen. *Wir sollten den Jungen in Ruhe lassen*, schrieb er, als jemand im Forum um weitere Informationen bat. *Gebt ihm Zeit, sich zu erholen, zumindest bis er seinen Arsch aus dem Krankenhaus bewegen kann. Dann können wir ihn fragen.*

Sie sah die einzelnen Postings durch und versuchte herauszufinden, wann das alles passiert war. Der erste verworrene Bericht darüber, dass man sie gefunden hatte, war zwei Tage alt. Seit zwei Tagen stand es für jedermann zugänglich im Netz, und sie hatte es nicht gewusst, aber irgendwie geträumt, dass Mum sie davor gewarnt hatte. *Diesmal werden sie uns finden.*

Sie rieb sich die Arme; plötzlich fror sie. Es war nicht möglich, oder? Erinnerungen aufdecken, Gedanken, die sie niemals ausgesprochen hatte - ja. Aber tatsächlich mit den Toten zu sprechen? War es da nicht wahrscheinlicher, dass sie irgend

wann in den letzten zwei Tagen dieses Forum besucht und es dann wegen des Ibogains vergessen hatte? Sie zwang sich, in ihren Erinnerungen zurückzugehen: Kaiser hatte den Computer benutzt; sie erinnerte sich, dass er auf der Tastatur geklappert hatte. Hatte er irgendwann das Haus verlassen, und war sie, einem Instinkt folgend, aufgestanden und auf die DiveNet-Website gegangen? Kaiser, dachte sie, als der Mond über der Zypressenreihe aufstieg, Kaiser, was würdest du sagen? Wenn ich dir erzählte, ich habe mit den Toten gesprochen, was würdest du dann sagen?

Sie nahm ihr Handy und wählte seine Nummer. Abends um diese Zeit war er meist noch mit seinen Anbauten beschäftigt und hämmerte Nägel ein, und oft hörte er das Telefon nicht. Also ließ sie es dreißigmal klingeln und zählte im Geiste mit, aber er meldete sich nicht. Sie legte auf und holte Thoms Autoschlüssel, um mit seinem Wagen hinzufahren. Während sie sich die Jacke anzog, fiel ihr ein Satz ein: *Sie glauben, sie reden mit den Toten, weil sie sich irgendwelchen Scheiß in den Arm spritzen...*

Tig, dachte sie. Wie ist es mit dir? Was würdest du denken? Sie wählte seine Nummer. Er meldete sich nach dem sechsten Klingeln und klang atemlos.

»Ja«, sagte er und schluckte, um seinen Atem zu beruhigen.  
»Ja, was?«

»Tig.« Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu. »Mir ist was Unheimliches passiert.«

Einen Moment lang war es still; dann schniefte er. »Bin froh, dass du anrufst«, sagte er knapp. »Bin froh, weil du gesagt hast, du würdest es tun. Ist immer schön zu sehen, wenn du tust, was du gesagt hast.«

Sie zögerte verdattert. Hatte sie versprochen, ihn anzurufen? Dann erinnerte sie sich: Das Letzte, was er nach dem Besuch bei Mabuza gesagt hatte, war: »Bitte ruf an.« Und sie hatte gesagt: »Ich versprech's.«

»Ich hab schon gewartet.« Sie hörte, wie Tig am anderen Ende hin und her ging und mit irgendetwas klapperte, als wäre er in der Küche. »Und jetzt rufst du an. Das ist gut, will ich nur sagen. Respektvoll.«

Ratlos ließ sie den Reißverschluss los. »Es tut mir leid.«

»Wie geht's deinem Bullenfreund? Gestiefelt und gespornt, auf der Suche nach ein bisschen Action?«

»Was?«

Tig lachte. »Er mag seine Mädels gern gefügig, wenn du weißt, was ich meine.«

»Nein, ich weiß nicht, was du meinst.«

»Frag ihn doch mal, ob er sich gut eingelebt hat. Frag ihn, ob er vielleicht einen Fremdenführer braucht, der ihm die City Road zeigt.«

»Tig, bitte. Ich hab dich angerufen, weil ich dich brauche - weil ich dich wirklich brauche. Es tut mir leid, dass ich nicht schon früher angerufen habe, aber bitte sprich mit mir wie ein Mensch. Nicht in irgendeinem Code. Oder lass uns aufhören zu reden, und wir versuchen es ein andermal. Ich bin auf dem Sprung.«

Einen Moment herrschte Schweigen, dann schnaubte er. »Okay,« meinte er leichthin. »Wir reden ein andermal.« Und bevor sie etwas sagen konnte, hatte er aufgelegt.

Sie starrte auf das Handydisplay und konnte es nicht fassen: Er hatte aufgelegt. Fuck, fuck, fuck. Sie rief seine Nummer auf und schrieb auf ihre umständliche Art eine SMS. Sie war halb fertig, als das Festnetztelefon auf dem Tisch klingelte. Sie fuhr zusammen, steckte den Schlüssel ein und nahm den Hörer ab.

»Kaiser?«

»Nein. Mandy. Was ist los?«

»Mandy..«

»Ja, Mandy. Hör mal, Flea, ich hab den ganzen Abend versucht, ihn anzurufen. Entweder hat er sein Telefon abgeschaltet,

oder er nimmt meine Anrufe nicht an. Ich muss mit ihm sprechen.«

Flea kratzte sich energisch am Kopf und dachte nach. »Moment mal.« Sie legte den Hörer auf den Tisch und ging in die Diele. Es war stockdunkel. Sie hatte nicht gemerkt, dass es schon so spät geworden war. »Thom?«, rief sie in die Dunkelheit. »Thom? Wo bist du?« Sie wartete und zählte im Kopf bis fünfzig. Dann ging sie zum Telefon zurück. »Mandy, er meldet sich nicht, muss im Schuppen sein oder so was. Ich sage ihm...«

»Im Schuppen? Es ist kurz vor elf; da draußen ist es stockdunkel. Warum belügt er mich?«

»Er lügt nicht.«

»Bist du da sicher? Denn wenn er mich belügt, bringe ich ihn um.« Flea holte Luft, um zu antworten, aber Mandy sprach weiter. »Das meine ich ernst«, sagte sie. »Ich bringe ihn um, wenn er mich belügt.«

Flea richtete sich auf und schaute hinaus in die Dunkelheit, in den Garten, in dem sie und Thom als Kinder gespielt hatten. Irgendetwas zerriss in ihrem Kopf. »Weißt du was, Mandy?«, sagte sie eisig. »Verpiss dich, und lass ihn in Ruhe. Er wird dich anrufen, wenn er Lust dazu hat.«

Sie legte auf. Ihre Hände zitterten, und ihre Gedanken überschlügen sich. Sie wühlte die Schlüssel wieder aus der Tasche und war auf dem Weg zur Tür, als Autoscheinwerfer das Wohnzimmer mit ihrem Licht erfüllten. Sie ging ins Nebenzimmer und zog den Vorhang beiseite: Der Focus kam die Zufahrt herauf und fuhr um das Haus herum nach hinten. Thom. Endlich.

Jetzt fühlte sie sich schwach. Sie ging zur Hintertür und schloss sie auf. Sie hatte ihm so viel zu sagen, dass sie nicht wusste, wo sie anfangen sollte.

Es fiel ihr nicht gleich auf, dass etwas nicht stimmte, obwohl sie sah, wie schnell der Wagen die Zufahrt entlangfuhr. Selbst

als sie beobachtete, wie er den Kies beim Wenden aufspritzen ließ, den Rückwärtsgang einlegte und hastig unter einen ausladenden Wacholderbusch zurücksetzte, kam sie nicht auf den Gedanken, dass etwas nicht in Ordnung sein könnte. Sie dachte nur an das, was sie im Netz gesehen hatte. Erst als er an ihr vorbei ins Haus stürmte, sich die Jacke herunterriß und auf die Toilette lief, begriff sie, dass er weinte.

Sie blieb in der Tür stehen und verfolgte, wie er den Wasserhahn aufdrehte, sein Gesicht darunterhielt und nach Luft schnappte. Er zitterte am ganzen Körper. Hinter sich hörte sie ein zweites Auto, und ein zweites Paar Scheinwerfer schwenkte um das Haus herum.

»Das ist die Polizei.« Er richtete sich auf, nahm ein Handtuch vom Regal und rieb sich die Augen damit. »Die Polizei.« Er schniefte. »F-folgen mir seit der A 36.«

Flea sah am Scheinwerferlicht, dass der Wagen vor der Hintertür angehalten hatte. »Die Polizei?«, murmelte sie, als hätte sie dieses Wort noch nie gehört. Es klang so unwirklich. »Was wollen die denn?«

»Scheiße!« Thom knüllte das Handtuch zusammen und presste es fest an die Augen.

»Thom?« Langsam kehrte ihr Denkvermögen zurück. »Thom, was war...?« Sie packte das Handtuch und riss es herunter. Sein Gesicht war rot verquollen, seine Augen waren blutunterlaufen, und sein Atem roch sauer. »Mein Gott, Thom.« Er wollte sich beschämmt abwenden, aber sie hielt ihn am Handgelenk fest, und er musste sie ansehen. »Thom, wie viel hast du getrunken? Du stinkst danach. Bist du bescheuert?«

»Es tut mir leid. Es tut mir leid.« Verzweifelt drehte er den Kopf hin und her. »Es ist einfach schiefgegangen - alles ver-dammt schiefgegangen...«

In der Diele hinter ihnen klingelte es an der Tür. Man erkannte eine dunkle Gestalt, unscharf und verzerrt vor der Buntglasscheibe. Flea starre sie ausdruckslos an.

»Bitte sprich mit ihm«, erklärte Thom aufgereggt. »Bitte, bitte, Flea, mach, dass er weggeht. Ich werde dich nie wieder um einen Gefallen bitten, das verspreche ich dir.« Er packte sie am Arm. »Bitte«, zischte er voller Angst. »Mach, dass er uns in Ruhe lässt. Schnell.«

Im Arbeitszimmer klingelte erneut das Telefon. Wahrscheinlich Mandy. Der Polizist draußen klopfte und klingelte ein zweites Mal. Flea schloss die Augen und zählte bis zwanzig, um so etwas wie Ruhe in ihren Kopf zu bringen. Dann atmete sie tief durch und strich sich das Haar hinter die Ohren.

»Es ist okay«, sagte sie. »Geh nach oben.«

»Es tut mir so leid.« Jetzt weinte er wieder. »Es tut mir wirklich leid.«

Sie schob ihn zur Treppe; das ging mühelos, denn sie war immer schon viel stärker gewesen als er. »Geh ins hintere Zimmer. Tu, als ob du schlafen würdest.«

Es klingelte wieder, und der Polizist legte eine gewölbte Hand an die Scheibe, um hereinzuspähen. Sie wartete, während Thom mit hängendem Kopf die Treppe hinaufstieg. Die Sohlen seiner billigen Schuhe waren lehmig und abgetreten. Dann ging sie mit klopfendem Herzen zur Tür und öffnete.

Es war einer der Jungs von der Verkehrspolizei aus ihrem Gebäude in Almondsbury. Sie erkannte ihn sofort; manchmal plauderten sie am Süßigkeitenautomaten, wo er sich Mars-Riegel zog. Er wirkte gedrungen und hatte schütteres Haar; Geheimratsecken malten ein dunkles V auf seinen Schädel. Prody hieß er - oder so ähnlich -, aber alle nannten ihn nur den Autobahnaffen, denn am liebsten legte er sich mit den jugendlichen Rasern auf der M5 an.

»Hören Sie«, sagte er, und an der Art, wie er atmete, erkannte sie, dass er versuchte, sich zu beruhigen. Zwischen den einzelnen Worten musste er innehalten. »Ich würde das ja nicht machen, aber als ich die Halteranfrage schließlich durchgekriegt hatte und wusste, dass Sie das sind, war ich so aufgedreht,

dass ich einfach an Ihnen dranbleiben musste, und...« Er brach ab und starre sie ungläubig an. »Sie haben nicht angehalten. Warum haben Sie nicht angehalten?«

Flea stand ganz still da und versuchte, den Sinn des Ganzen zu erfassen. Hinter ihm sah sie den silbernen Ford Focus, hastig mit dem Heck im Gebüsch geparkt; das Verandalicht spiegelte sich in der Frontscheibe. Der Streifenwagen stand mit der Nase dicht vor dem Wohnzimmerfenster; die Fahrertür war weit offen. Sie fragte sich, wie viel er von ihr und Thom gesehen haben mochte.

»Ich war... ich hatte es eilig.«

»Eilig?«

»Ja, ich meine, Sie wissen schon, die alte Ausrede...« Sie deutete auf die offene Toilettentür. Dahinter brannte Licht. »Ich musste wirklich dringend... Sie wissen schon. Das ist keine Entschuldigung, aber....«

»Dann sind Sie gefahren? Das waren Sie?« Er wischte sich über die Stirn. »Ich konnte Sie von hinten nicht sehen, aber ich hatte das Gefühl, da sitzt jemand anders - so, wie Sie um die Kurven gebrettert sind. Haben Sie mich denn nicht bemerkt? Wir hätten uns beide umbringen können.«

Eine Weile herrschte Stille. Er musterte sie, wirkte nervös, und sie wusste, dass er wütend war. Sie versuchte, ihren Gesichtsausdruck zu neutralisieren, stellte sich vor, wie sich hinter ihren Augen ein Schleier herabsenkte und die Lügnerin dort verbarg. Sie konzentrierte sich auf das V über seiner Stirn und sah in Gedanken, wie sie mit ihren Augen ein Loch hineinbohrte.

»Es tut mir leid«, sagte er, »aber ich muss jetzt nach Vorschrift verfahren.«

»Nach Vorschrift? Aber ich bin...«

»Es gibt jetzt einen Vorgang, wissen Sie? In der Zentrale. Die haben Ihre Daten, die wissen, dass Sie wegen rücksichtslosen Fahrens aufgefallen sind, und jetzt sind sie auf Standby.«

Wenn ich jetzt hingehe und das alles wieder abblase nach dem, was ich gemeldet habe, sieht das ziemlich komisch aus.«

Seufzend schaute sie hinauf zu den Sternen und dachte, es hört einfach nicht auf. »Scheiße.« Sie trat zurück, hielt die Tür auf und öffnete den Reißverschluss ihrer Jacke. »Okay. Dann kommen Sie rein.«

## 39

### *17. Mai*

Flea stand in der vollgestopften kleinen Küche, umgeben von lauter vertrauten Dingen, und versuchte sich zu beruhigen. So viele Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Wieso stellte Kaiser sich nur so dämlich mit seinem Telefon an? *Kaiser, dachte sie, ich muss mit dir sprechen.*

Das Wasser kochte. Sie goss es in die Teekanne und fragte sich, wie weit es Thom gelungen war, Prody in Rage zu bringen. Er war ein Cop, der nicht wusste, wo man aufhörte, wenn er einmal beschlossen hatte, »nach Vorschrift« zu handeln. Wenn er wirklich richtig sauer war, würde er vielleicht sogar einen Alkoholtest machen wollen. Und da war noch das Ibogain. Das verdammte Ibogain. Vielleicht würde es ihr einen Streich spielen, und der Test fiele positiv aus. »Blöd«, zischte sie. Mit dem Atemtest konnte man nur Alkohol nachweisen, aber sie kannte die wissenschaftlichen Grundlagen nicht, und was wäre, wenn - wenn das Ibogain etwas auslöste, irgendeine chemische Reaktion?

Rasch füllte sie die Kanne. Dann ging sie in der Küche umher, suchte Teller, Tassen, Teelöffel und Tupperdosen mit Keksen und versuchte, sich normal zu benehmen. Doch als der Tee

fertig war und sie ein paar Ingwerkekse auf einen der Creamware-Teller ihrer Mutter gelegt hatte, zitterten ihre Hände. Die Kekse rutschten auf dem Teller herum, als sie sie ins Wohnzimmer trug.

»Sie haben mich wirklich nicht gesehen?« Prody im Wohnzimmer hatte sich ein bisschen beruhigt. Er atmete langsamer, und sein Gesicht wirkte im Licht der Tischlampe normal. »Es ist bloß so, wissen Sie - ich bin von der Ampel in Freshford an mit Blaulicht gefahren. Und Sie haben mich trotzdem nicht gesehen?«

Sie stellte die Kekse und den Tee ab, setzte sich in den Sessel und legte die Finger über die Augen. Eine Zeit lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr auf dem Kaminsims. Als ihr Herz wieder langsamer schlug, ließ sie die Hände sinken und zwang sich, leise und ruhig zu sprechen: »Wissen Sie, ich glaube, ich werde meine halbjährliche psychologische Beratung vorverlegen lassen. Ich meine, es wird allmählich verrückt.« Sie sah ihn an. »Sie haben keine psychologische Betreuung bei der Verkehrspolizei, oder?«

»Nein, aber ich weiß, was Ihre Truppe macht. Ich hab gehört, wie es in Thailand war - all die Leichen und die vielen Leute, die Sie nie finden würden. Wundert mich nicht, dass Sie da mit jemandem reden müssen.« Er aß einen Keks und beugte sich vor, um noch einen zu nehmen. Seine Leuchtweste knarrte. »Das Schlimmste sind wohl immer die Kinder, vermute ich. Man fragt sich, wie die Eltern damit fertig werden.«

»Ja. Stimmt.«

»Waren viele Kinder dabei in Thailand, oder? Viele kleine.«

»Ziemlich viele.«

»Die Verletzungen an den Kindern, ich wette, die waren furchtbar. Ein schrecklicher Anblick für die Eltern.«

»Ja, das ist wahr.« Sie schwieg kurz und fragte dann: »Sie wissen, dass wir kürzlich ein Paar Hände aus dem Hafen gefischt haben, oder?«

»Hände? Nein. Zu uns sickert nicht mehr viel durch.«

»Na, aber es war so. Zwei Hände waren unter einem der Restaurants dort vergraben. Und aus irgendeinem Grund ist mir das an die Nieren gegangen. Man sollte meinen, bei all dem, was ich gesehen habe, in Thailand und anderswo, die Kinder und das alles...«

»Ja, die Kinder...«

»Man sollte meinen, es ist leichter, einen Körperteil heraufzuholen als eine ganze Leiche. Oder?«

»Das würde ich denken, ja.«

»Deshalb frage ich mich, wieso haut mich ausgerechnet das jetzt um? Diese Hände?« Sie drehte den Kopf hin und her und tat, als wäre ihr Nacken verspannt. »Vielleicht hat sich da auch nur alles aufgestaut und kommt jetzt heraus. Möglicherweise hat es auch gar nichts mit den Händen, sondern mit den letzten paar Jahren zu tun. Ich weiß nur...« Sie legte eine Hand auf ihren Kopf. »Ich spüre hier so einen Druck. Und wenn der kommt, kann ich manchmal nicht mal mein Gesicht im Spiegel sehen.« Sie schaute ihm in die Augen und fragte sich, ob er schon weich wurde. Sie hatte den Eindruck, dass sich etwas in seinem Gesicht entspannte. »Ehrlich gesagt, Sie sollten mich festnehmen. Buchten Sie mich über Nacht ein. Das wird mir guttun.«

»Das Gefühl kenne ich, Sarge. Einfach mal die Chance haben, für einen oder zwei Tage auszusteigen - das würde uns allen guttun.« Er lächelte, und sie lächelte zurück und spürte, wie ihr ein kleiner Stein vom Herzen fiel. Sie hatte ihn geknackt. Gerade wollte sie sich hinüberbeugen und ihm noch einen Keks anbieten, als er auf dem Sofa zur Seite rutschte und einen Notizblock und das Alkotestgerät aus der Tasche zog. Sie erstarrte in ihrer Bewegung und fixierte das Gerät.

»Ich sag Ihnen, was wir machen.« Er klopfte sich mit seinem Stift an die Schläfe und dachte nach. »Ich habe keine Geschwindigkeitsübertretung gemeldet, aber die Zentrale weiß,

dass ich Sie für besoffen gehalten habe. Okay.« Er räusperte sich und warf einen Blick auf die Karaffen auf dem Sideboard, die im Licht funkelten wie Christbaumschmuck. »Wir nehmen das hier, und die Sache ist aus der Welt. Ich meine, Sie benehmen sich nicht, als wären Sie besoffen, und Sie riechen auch nicht so.«

»Weil ich es nicht bin.«

»Es ist bloß...« Er sah verlegen aus, als er das Testgerät einschaltete, darauf wartete, dass es seinen Selbsttest absolvierte, und dann das Mundstück aufsteckte. »Ich muss es einfach ausschließen.«

»Sie wollen mich da reinblasen lassen?«

»Jemand muss es tun.«

»Aber wir sind hier nicht im Gewahrsamstrakt. Hier gibt's keine Kameras.«

Er lächelte wieder, als hätte er sie nicht verstanden. »Bringen wir's hinter uns. Ich hab in zehn Minuten dienstfrei.«

Sie starzte ihn mit klopfendem Herzen an. »Es würde vielleicht blöd aussehen, wenn Sie Ihre Meldung zurückziehen, aber Sie könnten genauso gut in dieses Ding blasen, und niemand würde etwas merken.«

Prody tat, als hätte er sie nicht gehört. »Ich muss Sie auffordern, mir eine Atemprobe für einen Alkoholschnelltest zu überlassen. Dazu bin ich bevollmächtigt nach...«

»Schon okay«, sagte sie und riss ihm das Gerät aus der Hand. »Ich kenne die verdammte Übung.«

Er wollte protestieren, aber sie baute sich vor ihm auf und blies gleichmäßig in das Röhrchen, ohne ihn aus den Augen zu lassen; sie zählte im Kopf bis fünf, und dann klickte das Gerät und piepte zweimal. Sie nahm das Röhrchen aus dem Mund und schaute auf das Display. »ANALYSE LÄUFT«, stand da.

»Bitte«, sagte sie gepresst, reichte ihm das Gerät und setzte sich auf das Sofa. Sie beobachtete, wie er das Display studierte,

und sie hasste ihn. Ein paar Sekunden vergingen, und das Gerät piepte wieder. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Er beugte sich über den Tisch und zeigte ihr die Anzeige.

»ZERO«, stand da.

Sie rang sich ein Lächeln ab. Gern hätte sie etwas gesagt, zum Beispiel: »Geschieht dir recht, du Arsch mit Ohren.« Aber das behielt sie für sich. Besser, man verdarb es sich nicht mit den Verkehrspolizisten, den Autobahnaffen. Wirklich, das war besser. Also wartete sie, bis er seine Sachen wieder verstaut hatte. Dann stand sie auf, hielt ihm die Tür auf und wies ihm mit höflich ausgestreckter Hand den Weg hinaus.

Zehn Minuten waren vergangen, und Cafferys Körper war so angespannt, dass es anfing wehzutun. Er öffnete die Augen und richtete sich ein wenig auf. Der Mond war über den Himmel gewandert, aber der Walking Man hatte sich nicht von der Stelle gerührt, saß auf seiner Schaumstoffrolle und starre ausdruckslos ins Feuer, als hätte er vergessen, dass noch jemand da war.

»Ich habe nachgedacht.« Caffery räusperte sich. »Sie erinnern sich, dass Sie mir gesagt haben, ich suche den Tod?«

Der Walking Man reagierte nicht. Caffery rappelte sich mühsam auf. Er spürte die Kälte in den Knochen und eine große Müdigkeit. Er schaute hinunter auf den Walking Mann, der immer noch nicht erkennen ließ, dass er etwas gehört hatte. Er nahm die Schlüssel aus der Tasche, klimperte ein bisschen damit und wartete auf eine Reaktion. Der Walking Man wischte sich über die Augen, als wären da Tränen, aber seine Miene blieb unverändert - starr und distanziert, als befände er sich ganz woanders.

»Was sollte das bedeuten?«, fragte Caffery in ruhigerem Ton. »Es geht mir nicht aus dem Kopf, dass ich den Tod suche. Was sollte das bedeuten? Sie haben gesagt, Sie sind genauso, sie suchen auch nach dem Tod.«

Der Walking Man rührte sich nicht. In seinen dunklen Augen spiegelten sich die verlöschenden Flammen.

Caffery bückte sich, um seinen Becher an das Feuer zu stellen. Er hatte sich aufgerichtet und zum Gehen gewandt, als eine Hand sich um seinen Knöchel schloss. Überrascht fuhr er herum. Der Walking Man lag ausgestreckt wie eine Schlange am Boden, das Gesicht zu ihm erhoben. Die angespannten Sehnen an seinem Hals warfen dunkle Schatten, und das Mondlicht schimmerte in seinen Augen.

»Der Tod und ich sind die besten Freunde«, zischte er. »Ich kenne den Tod besser als irgendetwas anderes.«

»Was?«

»Sehen Sie es nicht in meinen Augen? Sehen Sie nicht, wie vertraut ich mit dem Tod bin?«

»Hey.« Caffery schüttelte sein Bein; der klammerartige Griff gefiel ihm nicht. Er spürte, wie die schwarzen Fingernägel sich in seine Haut bohrten. »Lassen Sie los.«

Aber der Walking Man hörte nicht. Er grub die Nägel noch fester hinein. »Ich sehe den Tod, wohin ich auch gehe. Ich bin die Wünschelrute, die ihn anzieht. Ich hole ihn zu mir. Ich habe ihn heute Abend gesehen - da drüben.« Er deutete mit dem Kopf zu der Straße hinter dem Feld. »Ich habe den Tod heute Abend gesehen, ich hab ihm in die Augen geschaut, bevor Sie kamen. So nah war ich ihm. Und deshalb weiß ich, dass er mein ständiger Begleiter sein wird.«

Caffery riss seinen Fuß los. Keuchend blieb er über dem Walking Man stehen und starre sein Gesicht an, sein wirres Haar, die Augen, in denen sich der Nachthimmel spiegelte. »Was soll dieser Blödsinn? Was für einen Scheiß geben Sie da jetzt von sich?«

Der Walking Man warf den Kopf in den Nacken und lachte, als hätte er noch nie etwas so Komisches gehört. Er kam auf die Knie und stemmte sich dann hoch, und er konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen. »Gute Nacht«, sagte er und hob

die Hand. »Gute Nacht, PO-LI-ZIST. Ich wünsche eine gute Nacht!«

Er wandte sich ab, zerrte seinen Schlafsack aus einem waserdichten Beutel und begann, sich für die Nacht bereit zu machen. Caffery sah ihm noch eine Weile zu, bevor er müde über das Feld zu seinem Wagen ging.

Bei den Oscars brannte ein Licht, in einem der Fenster, die Katherine Oscar gern benutzte, wenn sie die Marleys beobachtete. Flea bemerkte es sofort, als sie die Tür öffnete, um PC Prody hinauszulassen. Sie sah auch einen Umriss - vielleicht war es nur der Vorhang, der ein bisschen schief hing, aber es konnte auch eine Person sein. Sie überlegte sich, was Katherine gesehen haben konnte: vielleicht Thom, als er gekommen war, und dann Prody vor der Tür. Aber weil sie nie wieder zulassen würde, dass die Oscars sie aus der Fassung brachten, schob sie den Gedanken beiseite und schenkte Prody ein gezwungenes Lächeln. »Auf Wiedersehen«, sagte sie ruhig. »Und gute Nacht.«

Sie hielt ihm die Tür auf, aber anscheinend wollte er noch nicht gleich gehen. Er tat einen Schritt hinaus auf den Kies und schaute hinauf zu den Sternen. Dann betrachtete er die Rasenflächen, die sich bis zum See erstreckten, die Reihe der gestutzten Pappeln, die den Garten begrenzte, und die Treppe, die hinunterführte. Sie wartete darauf, dass er es sagte. Dass er sagte, sie hätte es gut getroffen: eine Neunundzwanzigjährige mit dem Gehalt eines Sergeants, und dann ein solches Anwesen. Aber das sagte er nicht.

»Ich hab von den Händen nichts gehört«, erklärte er stattdessen. »Das gebe ich zu. Aber von dieser anderen Sache hab ich gehört.«

»Von welcher anderen Sache?«

»Von dem Carjacker. Letztes Jahr.«

»Ach so«, meinte sie. »Das.«

»Ja. Das. Und wenn ich das sagen darf - ich finde, man ist ziemlich hart mit Ihnen ungesprungen. Ich meine, Sie wollten doch nur helfen.«

»Sie tratschen ganz gern, was? Bei der Verkehrspolizei?«

Er legte den Kopf zurück und kratzte sich unter dem Kinn.  
»Wissen Sie, was sie bei der Verkehrspolizei gesagt haben? Da haben sie gesagt, Sie seien auf dem besten Weg, bei der Kripo zu landen.«

Sie sah ihn mit versteinerter Miene an. »Und warum haben sie das gesagt?«

»Weil die Kriminalpolizei in dieser Gegend mit dem Kopf im Arsch rumläuft. Was die brauchen, sind Leute, die unkonventionell denken. Lateral, wissen Sie. Leute wie Sie, die sich Gedanken über den Wagen machen, den der Kerl entführt hat, und warum er ihn genommen hat.«

Flea starrte ihn an und antwortete nicht. Es dauerte einen Moment, bis PC Prody an ihrer Miene erkannt hatte, dass die Unterhaltung zu Ende war. Er lächelte schüchtern, zog seinen Schlüssel aus der Tasche und drehte sich halb zu seinem Wagen um. Dann schien ihm noch etwas einzufallen.

»Noch ein Letztes«, sagte er. »Sie hatten Ihre Gründe, vor mir zu flüchten - aber Sie müssen vorsichtig sein da unten auf der A36. Im letzten Monat gab's da drei Verkehrsunfälle. Erinnern Sie sich an das kleine Mädchen, das durch die Windschutzscheibe geschleudert wurde? Nicht angeschnallt. Hat die letzten sieben Meter auf dem Gesicht zurückgelegt.« Achselzuckend blickte er zum Cottage hinauf und dann hinunter, vorbei an dem Ford Focus und bis zum See, der silbern und schwarz glitzerte. »Ja«, sagte er, »wenn Sie mich fragen, es war ein Glück, dass sie es nicht überlebt hat. Hätte den Eltern nicht wünschen mögen, sie so zu sehen.«

Er stieg in seinen Streifenwagen, tippte sich in einem gespielten Salut an die Stirn und startete den Motor.

Flea sah ihm nach, als er davonfuhr. Das Licht der Schein-

werfer verschwand. Sie war allein, sie und die Nacht und der Schatten einer Eule, die durch die Luft flatterte und abwechselnd Kirchtürme, Abtei und die Hügel dahinter verdeckte. Etwas Kühles erfüllte sie, es begann in ihrer Mitte, wanderte in ihren Kopf und umgab sie dann wie eine zweite Haut. Sie blieb reglos stehen, denn ohne zu verstehen, warum, wusste sie, dass ihre Mum sie berührte und ihr sagte, es sei alles gut. Kaiser konnte warten bis morgen. Jetzt musste sie sich um Thom kümmern.

Sie ließ ein paar Minuten verstrecken und atmete langsam, bis sich die Kühle in ihr aufgelöst hatte. Die Eule flatterte zu den Bäumen hinüber und verschwand in der Nacht. Flea wandte sich zum Haus, und bemerkte, dass das Licht im Fenster der Oscars erloschen war.

## 40

### *18. Mai*

Es war zehn Uhr, ein sehr sonniger Morgen, und Jack Caffery dachte an Erlösung. Nach seinem Treffen mit dem Walking Man am Abend zuvor hatte er zu Hause lange wach gelegen und an Craig Evans gedacht - gekreuzigt und an ein Bügelbrett gefesselt - und an Penderecki, an den Schmerz, den er immer noch spürte, wenn er daran dachte, dass der übergewichtige alte Pole der Gerechtigkeit zweimal ein Schnippchen geschlagen hatte: einmal, als er für den Mord an Ewan straflos davonkam, und dann, als er sich selbst umbrachte. Caffery hatte ihn gefunden; er hing an der Decke, umgeben von Fliegen, Barbituraten und seiner eigenen Scheiße. Ewans Mörder hatte niemals seine Strafe bekommen wie Craig Evans. Und

jetzt, am Morgen, als er im warmen Sonnenlicht auf dem Parkplatz vor dem Gemeindezentrum Mangotsfield stand, erinnerte sich Caffery noch an etwas, das der Walking Man gesagt hatte: *Sie sollten nicht versuchen, mich zum Glauben an die Erlösung zu bekehren.*

Diese Worte fielen ihm wieder ein, weil er den Morgen damit verbracht hatte, mit den Vertretern der verbliebenen Drogenberatungsstellen zu sprechen. Jetzt wollte er zu einem der letzten auf der Liste derer, denen Mabuza Spenden hatte zukommen lassen: zu Tommy Baines, dem Geschäftsführer der Drogenberatung »User Friendly«. Er blickte an dem Kirchengebäude empor. Fensterpfosten und zierliche Friese warfen scharfe Schatten. Wenn man die Bankkonten Mabuzas mit der Liste verglich, die der Bag Man ihnen ausgehändigt hatte, ergab sich, dass jede der achtzehn Drogenberatungen, die BM als potenzielle Anlaufstelle für Mossy aufführte, auch Geld von Mabuza erhielt - manche mehr, manche weniger, aber Kontakt hatte der Südafrikaner zu allen. Nur, aus irgendeinem Grund kribbelte Cafferys Kopfhaut bei Baines stärker als bei allen anderen.

Er stieß die Eingangstür auf und betrat das kühle Gebäude. Seine Schritte klangen gedämpft auf dem marineblauen, strapazierfähigen Noppenteppich. »Tig« nannte Baines sich. Auch daran erinnerte Caffery sich, denn der Spitzname hatte ihn gestört, und er stellte fest, dass ihn bei dem Gedanken an »Tig« ein Gefühl überkam, das er nicht definieren konnte. Er fragte sich, ob es so etwas wie ein Rest von Wut war, weil Penderecki davongekommen war, weil Leute wie er und Tig anscheinend immer noch eine zweite Chance bekamen. Und als er um die Ecke bog und auf das Büro zuging, dachte er: Auch wenn es kleinkariert war, eins konnte er immerhin tun, nämlich »Tig« das Leben schwer machen.

»Sie schon wieder?« Baines blickte vom Kopierer auf, als Caffery hereinkam. Zwei ältere Frauen hielten sich im Büro auf. Sie trugen unauffällige, schlammfarbene Kleidung und han-

tierten mit irgendwelchen Papieren herum - der totale Kontrast zu Tigs unbestimmt aggressiver Haltung und seiner »Duke Nukem«-Weste, der Combathose und den Doc Martens. »Ich habe um elf eine Sitzung, und die Ersten kommen schon früher, also, was immer Sie wollen, machen Sie's kurz.«

Caffery lachte leise. Genau diese Reaktion hatte er von Tommy Baines erwartet. »Ich möchte mit Ihnen sprechen«, sagte er. »Irgendwo unter vier Augen.«

Tig sah sich nach den beiden Frauen um. »Wir können in den Flur gehen.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Stoppknopf am Kopierer. »Noch ist da niemand.«

Sie blieben vor einer Anschlagtafel voller Zettel stehen: Pilates- und Kinderkochkurse, Mietpreislisten für die Räume im Gemeindezentrum. Tig stand mit verschränkten Armen da wie ein Rausschmeißer. An einem Oberarm trat eine Ader blau und hart hervor, als hätte er kurz zuvor noch Gewichte gestemmt. Aber Caffery war größer, und das machte er sich zunutze. Er schob die Hände in die Hosentaschen, reckte den Kopf ein wenig vor und sorgte dafür, dass Tig nicht entging, wie er sich herunterbeugen musste, um ihm ins Gesicht zu sehen.

»Mabuza«, begann er ohne Einleitung. So war es besser - einfach den Namen nennen und dann warten, wie er reagierte. »Gift Mabuza.«

»Mabuza?« Tig runzelte die Stirn und versuchte, überrascht zu wirken, aber Caffery sah, dass er es nicht war. Der Name überraschte ihn keineswegs. »Ja, den kenn ich natürlich. Was ist mit ihm?«

»Wie kennen Sie ihn?«

»Er ist ein Spender.«

»Er hat Ihnen Geld gegeben.«

Tig antwortete nicht gleich. Er wich nicht aus, aber er ließ sich Zeit und beäugte Caffery, damit dieser begriff, dass er sich Zeit ließ. Klassisches aggressives Verhalten, dachte Caffery - aber bitte, nur zu, wenn du dich dann besser fühlst.

»Er hat mir eine einmalige Spende für die Organisation gegeben. Das ist alles.«

»Warum, glauben Sie, hat er das getan?«

»Er hat es bei allen getan.« Er wandte sich ab und studierte das Schwarze Brett, nahm Zettel herunter und ordnete andere neu. Auch eine klassische Taktik, dachte Caffery. Zeig mir, wie wenig es dich interessiert. »Wenn das was mit dem Foto zu tun hat, das Sie mir gegeben haben, dann stellen Sie Verbindungen her, wo es keine gibt.«

»Wirklich?«

»Ja.« Tig knüllte ein paar überholte Mitteilungen zusammen und warf sie in einen Papierkorb; er bewegte sich lässig, damit Caffery begriff, dass er nicht eingeschüchtert war. »Mabuzas Sohn war süchtig. Wussten Sie das nicht? Allmählich kommt er wieder auf die Beine - dank jemandem, der so arbeitet wie ich. Da, wo ich herkomme, ist das sauberes Geld. Er hat Grund, sich zu bedanken.«

»Aber nicht bei Ihnen. Sie haben den Jungen nicht von der Droge heruntergebracht, oder?«

»Nein. Aber er verteilt es eben ein bisschen.«

»Das heißt, er hat sich noch anderswo zu bedanken? Wissen Sie, bei wem?«

Tig schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, nein - sehen Sie, hier kann ich Ihnen nicht helfen. Wirklich nicht. Ich kann nicht hinter seinem Rücken mit der Polizei über ihn reden.«

»Warum nicht?«

»Es gibt nichts zu erzählen. Selbst wenn ich wollte, gäb's einen SD zu sagen.« Er wandte sich von der Tafel ab und sah Caffery in die Augen. »Einen Scheißdreck.«

»Und was ist, wenn ich hier ein bisschen umdekoriere? Wenn ich Ihnen sage, dass er vielleicht etwas mit einem Mord zu tun hat? Mit den Verstümmelungen, über die wir gesprochen haben? Ian Mallows - noch nicht mal zwanzig, ein Jugendlicher. Was sagen Sie dann?«

Das Wort »Mord« traf Tig unvorbereitet. Er blinzelte ein paarmal und schluckte. »Wissen Sie, gerade fällt mir ein, dass dieses Gespräch wohl zu Ende ist.«

»Das glaube ich nicht. Sie haben mir noch mehr zu erzählen.«

Tig wandte sich zu der Tafel um und fing an, wütend die Heftzwecken hineinzudrücken; er drehte sie mit dem Daumen, als würden sie ohne seine Hilfe einfach herausfallen. Es war nicht zu übersehen, dass Cafferys Worte Wirkung zeigten: Ein roter Streifen auf dem rasierten Schädel des Mannes wanderte über den Hinterkopf, breitete sich in einem Spinnennetz von Adern in seinem Nacken aus und verschwand unter seinem T-Shirt. Manchmal reagierten Leute so auf Wörter wie »Mord«. Manche begriffen in einem solchen Augenblick zum ersten Mal, wie ernst die Lage war.

»Wie gesagt, ich glaube, Sie haben mir noch mehr zu erzählen.« Er wartete, aber Tig antwortete nicht. Er machte sich weiter an den Heftzwecken zu schaffen und traktierte sie erbost, als hinge sein Leben davon ab. »Was denn? Nichts weiter? Nicht einmal, wenn ich Sie daran erinnere, wie sie ihm die Hände abgeschnitten haben? Während er noch lebte?« Tig gab noch immer keine Antwort. Caffery zog seine Visitenkarte aus der Tasche und befestigte sie mit einer Reißzwecke an der Tafel. »Hier.« Er klopfte darauf. »Für den Fall, dass Ihnen doch noch etwas einfällt.« Er betrachtete Tigs Profil, dann ging er davon und schwenkte seinen Autoschlüssel am Zeigefinger.

Er war schon an der Tür, als Tig zu sprechen begann - so leise, dass Caffery zuerst dachte, er hätte sich verhört. Er drehte sich um. Tig stand immer noch mit dem Rücken zu ihm, aber er drückte jetzt keine Heftzwecken mehr in die Tafel. Eine Hand lag auf dem oberen Rand des Schwarzen Bretts, die andere drückte er in die Seite; seinen Kopf hielt er gesenkt wie ein Läufer, der mit Seitenstechen kämpfte - als hätte er aufgegeben.

»Was haben Sie gesagt?« Caffery kam zurück. Seine Sohlen quietschten auf dem Laminatboden.

»TIDARA.« Tig stieß es hastig hervor, als könnte er damit entschuldigen, dass er jetzt plauderte. »So heißt die Klinik.«

»Klinik? Welche Klinik?«

»Der er Geld spendet. Der einzige Laden, über den er nicht spricht, und ich weiß nicht, warum.«

»TIDARA? Und wo ist das?«

»Ich weiß nichts darüber - nur den Namen. TIDARA. Aber das haben Sie nicht von mir.« Vorsichtig hob er den Kopf. »Nicht von mir - okay?«

Obwohl der Kerl in schlechter Verfassung war und versuchte zu helfen, auch wenn er es eigentlich nicht wollte, fiel es schwer, eine Spur von Sympathie für ihn aufzubringen, dachte Caffery. Er nickte, nahm seine Visitenkarte vom Brett und steckte sie wieder ein. Er klopfte auf die Tasche, um zu demonstrieren, dass sie gut aufgehoben war.

»Sie haben nie mit mir gesprochen. Ich war gar nicht hier. Hab nie einen Fuß in dieses Haus gesetzt. Und...« Er wippte auf den Absätzen zurück und ließ seinen Blick zur Tür und durch den leeren Flur wandern. Niemand beobachtete sie.

»Und?«

»Und ich habe nie danke gesagt. Okay. Auch das ist nicht passiert.«

TIDARA fand er im Adressbuch, und dann fuhr er von Bristol aus zehn Meilen weit zu einem von Bäumen umstandenen Laminatglaskomplex in der Nähe von Glastonbury. Wasser plätscherte diskret über flache weiße Kieselsteine. Spezialisten aller Art praktizierten hier: Aromatherapeuten, Akupunkteur und Chiropraktiker. TIDARA residierte in einem lichtdurchfluteten Gebäude, umgeben von grünem Bambus. Man erreichte es über hölzerne Stege, die sich über das fließende Wasser spannten. Der Empfangsbereich ähnelte dem Ein-

gangsfoyer einer Nobelsauna; zwei Mädchen in identischen, cremefarbenen Waffelpiquemänteln lächelten hinter der Theke zu ihm auf.

TIDARA war erst vor zehn Monaten eröffnet worden, und die Leiterin, Tay Peters, eine kühle, attraktive Malaysierin um die vierzig in cremefarbenem Leinen und teuren Sandalen, führte ihn lässig und höflich in ihr Büro. Sie goss Saft in zwei hohe Gläser und stellte eins vor ihn hin.

»Acai«, erklärte sie. »Aus Brasilien. Enthält doppelt so viele Antioxidantien wie Blaubeeren.«

Caffery kippte das Glas schräg zu sich und inspizierte die Flüssigkeit. »Danke«, sagte er dann und schob das Glas zur Seite. Er hob seine Mappe auf und holte eine Akte heraus. »Und danke, dass Sie mich so kurzfristig empfangen.«

Sie hob ihr Glas und lächelte. »Gern geschehen.«

Er zog sein Notizbuch hervor, lockerte seine Krawatte und setzte sich bequemer hin. Eigentlich brauchte er das Notizbuch nicht; er benutzte es als Requisite, um sich Zeit zum Denken zu verschaffen. »Ich wollte Sie nach Ihrer Finanzierung fragen.«

Sie hob die Brauen und stellte das Glas ab. »Nach unserer Finanzierung?«

»Das klingt ein bisschen vague, nicht wahr? Aber haben Sie Geduld, ich will auf etwas Bestimmtes hinaus. Sie arbeiten hier seit - wann? Seit zehn Monaten? Und Sie haben bei null angefangen?«

»Ja. Ich hatte ein kleines Startkapital von meinem Mann, aber der Rest stammte von meiner eigenen Arbeit - Sie wissen schon: Businesspläne, Executive Summarys, Broschürenversand, dann Interviews, Präsentationen, et cetera, et cetera. Das habe ich alles allein gemacht.«

»Und Ihre Investoren?«

»Allesamt privat, keine öffentlichen Gelder. Risikobereite Investoren, aber ich habe auch meine Engel, wissen Sie, meine

privaten Investoren und sogar ein paar Philanthropen, die mich mit Spenden unterstützen. Wegen unserer Tätigkeit hier.«

»Sie helfen Leuten, von Drogen loszukommen?«

»Ja, aber nicht auf die übliche Weise.« Tay öffnete eine Schreibtischschublade und nahm eine Broschüre heraus. Auf rauem, ungebleichtem Papier stand in Hellgrau das Wort TIDARA. »Wir benutzen nur natürliche Produkte. Das hier«, - sie schlug die erste Seite auf - »ist die Wurzel der Tabernan- the Iboga.« Ihr manikürter Finger legte sich auf die Abbildung einer knorrigen, zusammengedrehten Wurzel. Darüber befanden sich zwei oder drei Blätter. »Wir machen daraus ein Alkaloid, das Ibogain heißt. Es ist eine psychoaktive Droge, die der Bwiti-Stamm in Kamerun rituell verwendet. Sie reduziert das Verlangen nach Heroin und Crack und hilft dem Abhängigen, die Motive seiner Sucht zu verstehen. Und was noch wichtiger ist: Sie reduziert auch die Entzugssymptome.«

Caffery betrachtete die Abbildung und dachte: Ibogain.  
*Ibogain.*

»Die Entzugssymptome sind der Grund, weshalb die meisten Leute zu uns kommen. Die beiden anderen Aspekte sind ein Nebennutzen - ein glückliches Zusammentreffen, wenn Sie so wollen. Und alles völlig legal. Bitte...« Sie klappte die Broschüre zu und reichte sie ihm. »Behalten Sie sie.«

Er nahm sie und blätterte darin. »Ich werde es jemandem bei der Kommunalen Sicherheit geben - ich glaube, die führen eine Liste von Organisationen.« Er steckte das Heft ein. »Ich möchte Ihnen einen Namen nennen. Vielleicht kennen Sie ihn als einen Ihrer Philanthropen.«

Sie zuckte die Achseln. »Ich habe nichts zu verbergen. Alle meine Spender sind höchst angesehene Persönlichkeiten.«

»Ist Ihnen der Name Gift Mabuza bekannt?«

»Ja.«

»Können Sie mir etwas über ihn erzählen?«

»Er spendet viel Geld an Hilfsorganisationen. Er ist in der

Industrie bekannt, wenn man es als Industrie bezeichnen darf.«

»Ihnen auch? Hat er Ihnen viel Geld gegeben?«

Sie lächelte. »Nein, er hat uns gar nichts gegeben.«

»Wie bitte?«

»Er hat uns nichts gegeben. Genau gesagt, er hat uns nicht angesprochen, und wir haben ihn nicht angesprochen.«

»Aber Sie kennen ihn?«

Sie lachte. Noch nie hatte er so weiße, gleichmäßige Zähne gesehen. »Die Welt ist klein, aber so klein nun auch wieder nicht. Ich bin Mr. Mabuza nie begegnet. Ich kenne seinen Ruf, aber ich habe ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen.«

»Und auch niemals geschäftliche Beziehungen zu ihm unterhalten.«

»Und auch niemals geschäftliche Beziehungen zu ihm unterhalten.«

»Ganz sicher nicht?«

Sie stand auf, ging zu einem Aktenschrank und nahm einen braunen Umschlag mit dem Namen einer Steuerberatungsfirma heraus. »Hier.« Sie zog einen gebundenen Bericht hervor und legte ihn auf den Tisch. »Detaillierte Angaben zu meinen Investoren.«

Caffery las die Aufstellung und kratzte sich abwesend an der Stirn. »TIDARA«, sagte er. »Bedeutet das etwas?«

»Tabernanthe Iboga Detoxification and Rehabilitation Association.«

»Heißt noch andere Firmen so?«

»Das will ich nicht hoffen. Es ist eine eingetragene Marke.«

»Keine Filialen?«

»Nur wir. Warum?«

Angesichts der Coolness dieser Frau kam er sich hilflos vor - wie Columbo in seinem zerknitterten Trenchcoat. Er holte das Foto von Mossy heraus und legte es auf den Schreibtisch. Sie nahm eine Lesebrille aus einem schmalen Elfenbein-

etui und setzte sie auf. Er hielt mit dem Daumen die Ecke des Fotos fest, um es zurückzuziehen, aber sie runzelte die Stirn, legte den Zeigefinger auf die andere Seite und zog das Bild zu sich her.

»Klingelt's?«

Sie schwieg und betrachtete Mossy. Dann ging sie zur Tür. »Chloe«, rief sie eine der Empfangsdamen. »Könnten Sie mal kurz...?«

Er hörte, wie ein Stuhl zurückgeschoben wurde. Gleich darauf erschien die größere der beiden jungen Frauen in der Tür. Sie trug das schwarze Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Tay reichte ihr das Foto. »Ich denke an letzte Woche«, erklärte sie, »als wir auf diese Lieferung warteten. Erinnern Sie sich?«

Das Mädchen studierte das Foto. »Könnte sein.« Sie hielt das Foto auf Armlänge von sich, betrachtete es mit schräg gelegtem Kopf und knabberte an ihrem Daumennagel. »Jaa... ich glaube« - sie sah zu Caffery »er war nur ein paar Sekunden hier, aber es könnte sein. Warum? Was hat er angestellt?«

Caffery stand auf und trat zu den beiden Frauen in die Tür. Draußen schien die Sonne durch die Bäume und fiel in schrägen weißen Strahlen in den Empfangsbereich. »Was ist passiert, als er hier war?«

»Nicht viel. Er kam herein und fragte, was die Behandlung kostet. Daran erinnere ich mich nur, weil so ein Typ normalerweise nicht herkommt. Er kann es sich nicht leisten, und die Leute spazieren nicht einfach von der Straße herein. Wir sind kein Junkietreff.«

»Was kostet die Behandlung?«

»Kommt darauf an. Wenn Sie die gesamte medizinische Begleitung bei uns wollen, kann es bis zu siebzehnhundert Pfund kosten. Aber ein Typ wie er könnte die medizinische Begleitung wahrscheinlich von seinem Hausarzt kriegen, wenn er schlau ist und das Richtige erzählt. Jedenfalls habe ich ihm gesagt,

was es kostet, und er sagte: >Okay, bis dann<, und das war's. Er war wieder weg.«

»War er allein?«

»Ja. Das heißt, er kam allein herein, aber er hatte einen Freund dabei, der draußen auf ihn wartete.«

»Einen Freund?«

»Ja. Er ging hinaus und muss ihm wohl gesagt haben, was es kostet, denn der andere zog sofort ein Telefon hervor und berichtete es jemandem.« Sie deutete in die Richtung, wo ein polierter Baumstumpf gleich vor der Glastür als Sitzbank in den Beton eingelassen war. »Da vorn haben sie gehockt. Und nach dem Telefonat saßen sie einfach ganz still da, ohne einander anzusehen. Ich hatte das Gefühl, sie waren aus der Fassung und wagten nicht, miteinander zu reden, weil alles so furchtbar war. Aber so ist es eben«, sagte sie. »Vielen Leuten geht es hier so.«

Caffery betrachtete die sonnengespenkelte Bank. »Wie war er denn?«, fragte er. »Der Freund? Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Er ist draußen geblieben und gar nicht hereingekommen.«

»Wissen Sie noch, wie er aussah?«

»Eigentlich nicht.«

»Sie erinnern sich an gar nichts? War er weiß? Schwarz?«

»Oh, schwarz«, antwortete sie, als läge das auf der Hand. »Aber wie er wirklich aussah, das weiß ich nicht mehr.«

»War er alt?« Sie schob einen Finger in den Mund und lutschte nachdenklich daran, während sie versuchte, sich zu erinnern. Sie war doch nicht so kultiviert, wie er zunächst geglaubt hatte - er bemerkte die Stellen an ihren Lippen, an denen der Konturenstift abgerutscht war. »Oder jung?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Groß?«

»Er hat gesessen.«

»Was hatte er an? Wie sahen seine Haare aus? Hatte er irgendetwas Ungewöhnliches an sich? Irgendetwas?«

»Kann sein, dass er ein weißes Hemd trug«, erwiderete sie. »Und vielleicht eine Jacke darüber. Aber ich weiß es nicht. Ich hab nicht darauf geachtet.«

»Okay«, sagte er schließlich, aber es klang ein bisschen vage. Wenn Tay dachte, Mabuza habe keinerlei Verbindung hierher, dann irrte sie sich. Es gab eine Verbindung, aber vielleicht wusste sie nichts davon.

»Okay.« Er klopfte seine Taschen ab. »Ich muss telefonieren. Ich gehe für zwei Minuten nach draußen.«

»Bitte.« Tay deutete zur Tür, und die cremefarbene Manschette rutschte an ihrem schlanken Arm nach oben. »Ich stelle Ihren Saft in den Kühlschrank.«

Draußen herrschten angenehme Temperaturen. Die Welt erwärmte sich, und niemand wusste, welche Teile dieses Landes in fünfzig Jahren noch über dem Wasserspiegel lagen. Die den Weg säumenden Bäume standen am Hang an der Südseite, alte einheimische Laubbäume und kleine orientalische Setzlinge spendeten dem Eingang von TIDARA Schatten. Er schaute zurück zum Empfang; Chloe und Tay wandten ihm den Rücken zu und beugten sich über irgendwelche Unterlagen. Er ging hinter die Bank, setzte sich halb auf die harte Rückenlehne, wo er von drinnen nicht gesehen werden konnte, und zog seinen Tabaksbeutel aus der Tasche. Das mit dem Telefonat war eine Lüge gewesen. Er brauchte eine Zigarette und Zeit zum Nachdenken.

Was ihn interessierte, war der Typ in dem weißen Hemd und der Jacke. Er zündete die Zigarette an, sog den Rauch tief in die Lunge und ließ das Gift in all die Winkel seines Körpers dringen, in denen es nichts verloren hatte. Jemand hatte auf dieser Bank neben Mossy gesessen, vielleicht an dem Tag, an dem er zuletzt lebend gesehen worden war. Irgendwie verdammt interessant. Er stieß den Rauch aus, ließ ihn sich wie eine Schlange hinauf in die Kiefernneedeln ringeln, sich zart um die Ginkgoblätter kräuseln und ins Blaue entschwinden.

Etwas in den Bäumen bewegte sich; er sah es aus dem Auengewinkel, doch als er sich umdrehte, war nichts da. Nur ein paar Schatten tanzten über das Laub vom letzten Jahr auf dem Boden. Angestrengt spähte er zu den Baumstämmen hinüber und versuchte herauszufinden, ob sich da ein Tier oder ein Ast bewegt hatte oder ob nur irgendetwas in seinem Hirn herumspukte. Dieser Teil der Welt besaß ohnehin etwas Unheimliches. Das Land hier hatte einst unter Wasser gelegen. Bis zum siebzehnten Jahrhundert war Glastonbury eine Insel gewesen. Dann hatte man die Somerset Levels trocken gelegt, das Städtchen Glastonbury war gewachsen - und mit ihm sein Ruf als Zentrum der Hexerei. Seltsam, dachte er, es war völlig egal, aus welchem Land und welcher Kultur man kam, irgendwo hatten Aberglaube und Hexerei immer ihren Platz. Tay hatte gesagt, das Ibogain werde von einem afrikanischen Stamm verwendet. Rituell verwendet, hatte sie gesagt. Rituell...

Er zog die TIDARA-Broschüre aus der Tasche, klemmte die Zigarette zwischen die Zähne und wühlte in der Brusttasche nach einem Stift. Dann legte er sich die Broschüre auf das Knie und zeichnete einen Kreis um das Bild der Pflanzenwurzel - die Wurzel der Tabernanthe Iboga. Ibogain. Bis heute hatte er noch nie davon gehört. Aber irgendwie stellte sie eine Verbindung zu dem her, was Mossy zugestoßen war. Und vielleicht hieß diese Verbindung »Hexerei«.

Er steckte den Stift ein und schob die Broschüre in die Tasche. Er bückte sich, um die Zigarette unter der Bank auszudrücken, als etwas über der Tür seine Aufmerksamkeit erregte. Ein kleines rundes Glas über dem Eingang. Er lächelte erleichtert.

Gott sei Dank, dachte er, zerbröselte den Zigarettenstummel mit den Fingern und verstreute ihn im Rindenmulch. Gott sei Dank für eine bescheidene kleine Überwachungskamera.

*18. Mai*

Als Flea aufwachte, stand die Sonne hoch über Solsbury Hill, flirrend heiß und orangegelb über dem Kamm einer turmhohen Wolkenbank. Die Luft war schwül und drückend, und ihr Kopf fühlte sich dumpf an. Sie hatte nur fünf Stunden geschlafen. Als sie am Abend zuvor hinaufgegangen war, um mit Thom zu sprechen, war er weg gewesen. Verschwunden. Auch seine alte Karre war fort; offenbar hatte der kleine Scheißer sich hinausgeschlichen, die Handbremse gelöst und war den Hang hinuntergerollt, ganz leise, damit Prody ihn nicht hörte. Eine Stunde lang hatte sie versucht, ihn anzurufen. Als sie schließlich aufgab und sich damit abfand, dass er sich nicht melden würde, bekam sie solche Kopfschmerzen, dass sie nicht mehr zu Kaiser fahren wollte. Sie hatte zwei Paracetamol genommen und war schlafen gegangen. Doch als sie aufwachte, waren die Kopfschmerzen noch da, ebenso wie alles andere: das beunruhigende Gefühl, dass das Ibogain sie wirklich mit den Toten habe kommunizieren lassen, wie von Kaiser vorhergesagt. Sie musste zu ihm und ihn fragen, ob er das wirklich für möglich hielt.

Sie hatte eine Nachricht auf dem Handy: Das Team wollte sie an ihrem freien Tag nicht behelligen, aber sie sollte doch wissen, dass es heute in der Nähe der Grenze nach Wiltshire arbeiten würde, wo eine Prominente spurlos verschwunden war. Misty Kitson, die äußerst hübsche, von ihrem Mann getrennt lebende Ehefrau eines Spaltenliga-Fußballspielers, war irgendwann nach fünfzehn Uhr am vergangenen Nachmittag aus einer privaten Rehaklinik verschwunden. Der polizeiliche Fahndungsberater hatte die Suchparameter aufgestellt, und beim Betrachten der Karte war ihm als Erstes ein zwei Meilen

weit von der Rehaklinik entfernter großer künstlicher See aufgefallen. Das genügte, um die Unterwasserscheineinheit anzufordern. Vielleicht würde dieser Fall so sexy und öffentlichkeitswirksam werden wie noch keiner bisher, aber Flea interessierte sich nicht für verschwundene Promis. Sollte das Team sich darum kümmern. Sie musste Kaiser eine Frage stellen. Sie löschte die Nachricht, duschte und zog sich schnell an. Dann stieg sie in den Wagen und war um halb zehn schon auf dem Weg in die Mendips.

Doch das Schicksal ließ sie nicht so einfach davonkommen. Sie hatte die M5 zur Hälfte hinter sich, als das Telefon auf der Ablage klingelte. Sie erkannte die Handynummer der Einheit auf dem Display, und einen Moment lang erwog sie, sich einfach nicht zu melden. Aber dann knurrte sie: »Fuck, fuck, fuck« und drückte auf die Annahmetaste. Es meldete sich ein Corporal der Einheit.

»Was wollen Sie? Ich hab Urlaub. Das wissen Sie.«

Er räusperte sich. »Ich weiß, Sarge, aber ich finde, Sie sollten wirklich herkommen. Es ist wichtig.«

»Auf keinen Fall. Bloß weil sie ein Promi ist, ist sie auch nicht wichtiger als andere Leute. Kümmern Sie sich allein drum.«

»Es geht nicht um sie, Sarge.«

»Nicht um sie? Um wen dann?«

Eine kurze Pause. »Um Dundas, Sarge.«

»Dundas?« Dundas führte heute die Aufsicht, er hatte sie noch nie im Stich gelassen.

»Sorry, Sarge«, sagte der Corporal. »Er spricht nicht mit uns. Ich glaube, es wäre besser, wenn Sie herkommen, das ist alles.«

Und so wendete sie und fuhr - ständig vor sich hin fluchend - auf der M5 zurück und dann über die M4 bis zum Einsatzort. Die Avon and Somerset Police hatte den Fall übernommen, weil die Rehaklinik, Farleigh Wood Hall, weit draußen

auf dem Land lag, ein kleines Stück westlich der Grenze nach Wiltshire. Als sie dort ankam und langsam am Tor vorbeifuhr, sah sie, dass das alte pseudogotische Gebäude bereits von Reportern belagert wurde. Die Rehaklinik hatte eine private Sicherheitsfirma beauftragt, sie in Schach zu halten: Männer mit Headsets und Sonnenbrillen nach Art des Secret Service streiften auf dem Gelände umher und funkelten die Journalisten böse durch das schmiedeeiserne Tor an.

Sie fuhr noch fast zwei Meilen weiter, parkte an einer Hecke, zog ihre Laufschuhe an, ohne sie zuzubinden, lief über das Feld zu dem kleinen Schwingtörchen am Ende des Weges und zeigte dem dort postierten Police Corporal ihren Dienstausweis.

Der Teich unten im Tal war umgeben von Ausrüstung und Fahrzeugen; der Mercedes-Van der Einheit stand in der Mitte. Niemand befand sich im Wasser, aber an der zentral platzierten orangegelben Boje sah sie, dass Dundas den Teich kreis-sektorenweise absuchte. Bei einem solchen Gewässer hätte sie sich für das gleiche Suchraster entschieden: Der Teich war rund und so klein, dass ein Taucher genügte. Nur - und diese Erkenntnis schien ihr völlig logisch — Misty Kitsons Leiche lag nicht in diesem Teich. Da war Flea ganz sicher. Man würde Misty Kitson irgendwo sonst finden, auf dem Sofa in irgendeinem Apartment in Chelsea oder auf dem Flughafen Heathrow, wo sie gerade in die Karibik fliegen wollte, aber nicht in diesem Teich.

Sie ging durch das Schwingtörchen und weiter den Weg zwischen einem Rapsfeld und einer Wiese entlang und suchte unter den Leuten, die sie sah, nach Dundas. Einer von ihrem Team sprach mit einem Mann im Anzug, den sie als einen Chief Inspector vom E District erkannte. Es war ein *Detective* Chief Inspector, nicht weil Misty Kitson schwerer zu finden sein würde als irgendeine andere vermisste Person, sondern weil die Presse ihnen im Nacken saß und sie deshalb möglichst hochrangig vertreten

sein mussten. Als sie näher kam, entdeckte der PC sie. Er unterbrach sein Gespräch, aber statt auf sie zuzukommen, deutete er stumm den Hang hinauf. Das Feld stieg dort wellig an und endete auf dem Kamm an einer kleinen Baumreihe.

Sie erkannte die winzige Gestalt, die vor den Bäumen gerade noch sichtbar war, an der roten Mütze. Dundas entfernte sich vom Teich, und in seinem Gang lag etwas seltsam Trauriges. Sie zögerte und lief dann den Hang empor.

»Rich?«, rief sie, als sie näher kam. »Rich?«

Sie bemerkte, wie er zögerte und sich dann umdrehte, und erschrak, als sie sein Gesicht sah. »Scheiße«, murmelte sie und hastete mit schlappenden Turnschuhen weiter. »Rich? Was ist los?«

Er schüttelte den Kopf und atmete tief durch.

»Was denn?«

Er sah krank aus, und als sie die Hand ausstreckte, um ihn zu berühren, ließ er sich schwer ins Gras fallen, als hätte er einen Schwächeanfall.

»Rich.« Sie hockte sich neben ihn und legte ihm einen Arm um die Schultern. »Mein Gott, was ist passiert?«

»Jonah«, sagte er schließlich. »Faith hat mich eben angerufen.«

»O Gott.« Flea klopfte ihm auf den Rücken. Wenn es einen Pfahl in seinem Fleisch gab, dann war es sein verdammter, nichtsnutziger Sohn. Dauernd in Schwierigkeiten, und dauernd brachte er seine Probleme mit nach Hause. Alle hatten die Nase voll von ihm, auch Dundas, der sich inzwischen weigerte, sich einzumischen oder ihm aus der Klemme zu helfen. Er hatte gelernt, Jonahs Probleme über sich hinwegrollen zu lassen. Aber irgendetwas schien jetzt anders zu sein. »Was hat er diesmal angestellt?«

»Das ist es ja. Es ist kein >diesmal<. Es ist nicht wie sonst.« Dundas hob den Kopf, und an seinen rot geränderten Augen sah sie, dass er Angst hatte. »Er ist verschwunden.«

»Verschwunden? Wohin verschwunden?«

»Faith hat gestern Abend eine Party für ein paar Freunde gegeben. Jonah sollte auch kommen, aber er ist nicht aufgetaucht.«

. Flea kippte nach vorn auf die Knie und rieb sich die Beine. Ihr war unbehaglich zumute; sie wollte es nicht sagen, weil Dundas so elend aussah, aber Junkies, besonders diejenigen, die auf den Strich gingen, um ihre Sucht zu finanzieren, waren nicht eben die zuverlässigsten Menschen. Sie schaute hinunter zu ihrem Wagen, dessen Dach im Sonnenlicht blitzte. Sie musste zu Kaiser.

»Ich weiß, was Sie denken«, sagte er. »Sie denken, dass Leute wie er ständig irgendwo nicht auftauchen. Und Sie haben recht - er ist eine Niete und ein Stück Scheiße und nicht wert, dass Faith sich die Schuhe an ihm abwischt, und, jawohl, er hat ein paar schreckliche Sachen getan, aber wenn es um die Familie geht, hält er immer, was er verspricht.«

Flea hörte auf, sich die Beine zu reiben. Sie glaubte Dundas. Er war integer wie niemand sonst, den sie kannte, und wenn er meinte, auf seinen Sohn sei Verlass, dann war es auch so. »Okay«, sagte sie. »Was ist passiert?«

»Er hat Faith Geld geschuldet. Das ist nichts Besonderes; sie ist immer windelweich, was ihn betrifft, und er schuldet ihr ständig Geld, aber er hat gesagt, er wolle es ihr heute Morgen zurückzahlen. Er habe einen Job, der ganz anders sei, und damit könne er seine ganzen Schulden zurückzahlen.«

»Was für einen Job?«

»Ich glaube nicht, dass da nur ein neuer Freier dahintersteckte.« Dundas schluckte. Er war ein altgedienter Bulle, kannte die Sprache der Prostitution, aber er hatte Jahre gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, sie im Zusammenhang mit seinem Sohn zu benutzen. »Wenn es nur ein neuer Freier wäre, müsste der geradezu spektakulär zahlen. Er schuldet Faith fast achthundert Pfund, und so viel Geld verdient man

in Knowle West nicht. Und er hätte angerufen, wenn er nur zu spät gekommen wäre. Er hatte sein Telefon dabei. Sie hat ihn den ganzen Morgen angerufen, aber es ist abgeschaltet. Er hätte angerufen, wenn...«, er ließ das letzte Wort in der Luft hängen, »...wenn er könnte.«

Sie saßen schweigend da und starrten hinauf in den Himmel, über das Feld, das sich vor ihnen ins Tal erstreckte, und auf den Teich, der dort im Gras lag wie eine Silbermünze. Zwei Schritte weit rechts von ihnen befand sich ein schwarzer Fleck, wo jemand ein Feuer gemacht hatte - vor kurzem erst, denn der Geruch hing noch in der Luft. Keine Flaschen, kein Müll, vielleicht Jugendliche oder jemand auf der Flucht. Es gab einen Landstreicher in der Gegend, einen ehemaligen Strafgefangenen, den die Leute den Walking Man nannten, und sie dachte an all die Leute auf der Welt, die niemand vermissen würde, wenn sie morgen verschwänden. Verlorene Seelen. Sie drehte sich zu Dundas um und umarmte ihn. »Keine Sorge. Ist bestimmt alles in Ordnung.«

»Nein«, sagte er, »das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass alles in Ordnung ist.«

Sie stand auf und schaute ihn an, sein großes altes Gesicht, die rotfleckige Haut an seinem Hals, sonnenverbrannt vom jahrelangen Tauchen. Sie wusste, Dad war nicht zu ersetzen, und einen Ersatzvater gab es nicht, aber jetzt empfand sie eine solche Zärtlichkeit für Dundas, dass der Drang, ihn noch einmal zu umarmen, beinahe übermächtig wurde. »Rich«, sagte sie, »wir werden unser Bestes tun.«

»Ja«, murmelte er gepresst. »Ja. Danke.« Er machte eine lange Pause und wand sich ein wenig. »Danke.«

### ***11. Mai***

Alles, was Mossy über Skinnys Bruder erfährt, ist unheimlich. Er sieht den kleinen Scheißer nie, aber er weiß, dass er da ist - er hat seinen vermurksten Schatten an der Wand gesehen. Er hat ihn gerochen und gehört. Aber es kommt noch schlimmer: Nach allem, was Skinny darüber sagt, wie er sich benimmt und was er tut, ist Mossy zu dem Schluss gekommen, dass die Entstellung des Bruders sich nicht auf seinen Paviankörper beschränkt, sondern auch sein Gehirn betrifft.

Nach Mossys Ansicht hat Skinny genau die richtige Einstellung zu dem verkackten Business, in dem sie hier sind: Mit menschlichen Körperteilen ist Geld zu machen. Mossy hat lange gebraucht, um es zu akzeptieren, aber jetzt versteht er, dass Skinny nur so überleben kann. Aber sein Bruder hat die total falsche Einstellung. Der Bruder, und manchmal läuft es Mossy bei dem bloßen Gedanken eiskalt über den Rücken, glaubt tatsächlich an dieses ***muti***. Er hat nie gefragt, ob der Bruder wirklich schon mal Menschenblut getrunken oder von den Häuten gegessen hat, mit denen die beiden gehandelt haben - aber er hat so seine Vermutungen.

Denn der Bruder glaubt, ***muti*** kann mehr für ihn tun, als ihn nur zu heilen. Er glaubt, es kann mehr tun, als nur seine Wirbelsäule gerade zu strecken und seine Pavianhände zu entkrampfen. Er glaubt, es kann andere um ihn herum beeinflussen. Als er draußen unterwegs war und seinen schrägen Geschäften nachging, hat er sich verliebt. Hat nicht mit ihr geschlafen und sie nur von fern gesehen, aber es ist Liebe. Sie ist 'ne Nutte, eine aus der City Road, heißt Keelie. Mossy weiß es nur zu gut: Von all den übeln Leuten auf der Welt, in die man sich verlieben kann, ist jemand von der Straße die schlimmste

Wahl. Aber der Bruder hat es sich in den Kopf gesetzt, sagt Skinny, dass *muti* auch da wirkt. Es wird dafür sorgen, dass seine Freundin aufhört, mit anderen Männern für Geld zu ficken.

Skinny redet nicht viel darüber. Er tut so, als würde das alles gar nicht passieren, aber dann zwingt ihn etwas, sich damit auseinanderzusetzen. Eines Tages bringt ihn etwas ins Schwitzen.

Es muss am dritten oder vierten Tag sein; Mossy ist fast sicher, dass er sich jetzt seit drei Tagen hier befindet, und es fängt an mit Geschrei. Er fährt auf dem Sofa hoch und späht in die Dunkelheit. Der Lärm scheint von irgendwo hinter dem Gitter zu kommen, vielleicht aus der Nähe des Käfigs, und die Echos vermitteln ihm eine Ahnung davon, wie dieser Bau hier ist, dieses Labyrinth von Zimmern. Etwas fliegt krachend gegen eine Wand, wieder wird geschrien, dann ist es still. Er wartet, und es kommt ihm vor wie eine Ewigkeit. Und gerade als er sich wieder auf das Sofa zurücklegt, rangeln plötzlich Leute im Korridor, Adrenalin und Gewalt hängen in der Luft. Der Onkel, vielleicht noch jemand. Das Gitter geht auf, und Skinny wird hereingestoßen. Als der Onkel weg ist und der Korridor im Dunkeln liegt, beugt Mossy sich rüber und zischt: »Was? Was ist los?«

Einen Moment lang herrscht Stille; dann schleicht Skinny sich herüber, setzt sich auf das verschlissene Sofa und wirft ihm einen Blick zu, der ihm sagt, dass alles schiefgegangen ist.

»Was denn?«

Skinny schüttelt den Kopf und schaut weg, starrt den vergitterten Käfig an. Also geht der Albtraum wieder los.

»Dein Bruder«, sagt Mossy. »Ist es dein Bruder?«

Skinny nickt kläglich und wischt sich mit dem Handrücken über die Nase.

»Was denn? Fuck, was hat er gemacht?«

Er schluckt angestrengt, als hätte er einen Kloß im Hals.

»Was?«

Skinny tippt ein paarmal mit dem Daumen an die Lippen. Erst glaubt Mossy, er bemüht sich nicht zu weinen, aber dann versteht er, dass es eine Gebärde ist. Skinny macht die Bewegung noch einmal, und er kapiert.

»Er hat getrunken?«

Skinny nickt.

»Ist er betrunken? Und der Onkel hat ihn erwischt?«

Skinny kneift die Augen zusammen und reibt sich die Oberarme mit den Fingern. Bei seinem Gesichtsausdruck kriegt Mossy Gänsehaut.

»Was hat er getrunken?«

Skinny kann immer noch nicht antworten. Mossy weiß jetzt ganz sicher: Der Bruder hat was angestellt, und jetzt ist die Kacke wirklich am Dampfen. Skinnys Gesicht und die Geräusche draußen verraten es ihm. Dieser Freak hat irgendwas getan, irgendwas getrunken, was er besser nicht angerührt hätte. Die Gedanken und Worte sortieren sich in seinem Kopf, und er will es gerade aussprechen, als ihm wirklich ein Licht aufgeht. Es ist, als würde eine Schlange durch seinen Bauch schießen.

»Scheiße«, flüstert er matt. »Scheiße, das ist doch ein Witz, oder? Du willst mich verarschen..«

Langsam und benommen steht er auf; er kann nicht eine Sekunde länger hier hocken und auf Jonah warten. Das ist ihm alles zu verkorkst. Er geht zum Gitter und rüttelt daran.

»He!«, schreit er in den kleinen Korridor mit der nackten Lampenfassung. »Lasst mich raus!« Jetzt ist es still da draußen. Das Schlagen und Schreien hat aufgehört. Er rüttelt ein bisschen heftiger am Gitter, und das Geräusch hallt durch das Gebäude. »Hey!«, brüllt er. »Komm her, und lass mich raus! Ich hab genug von euch beschissen Freaks!«

»Nicht«, sagt Skinny vom Sofa her. »Nicht. Du machst ihn wütend.«

Aber das ist Mossy egal. Er versucht, das Gitter aus der Hal-

terung zu rütteln. »Lass mich raus.« Seine Stimme wird immer lauter. »Lass mich raus, du Pisskopf. Lass mich raus.«

Er zittert, denn eines weiß er: Er bleibt nicht mit einem Tier in dieser Bude - und was anderes kann Skinnys Bruder nicht sein, wenn er getan hat, was er anscheinend getan hat. Er hat Mossys Blut getrunken. Das braucht man gar nicht auszusprechen. Der irre Scheißer ist am Kühlschrank gewesen und hat das Blut getrunken, und jetzt wird Mossy vor nichts mehr zurückschrecken, um hier raus und in die Sonne zu kommen.

»Komm her, und lass mich raus, verdammt!«, kreischt er und wirft sich gegen das Gitter. »Lass mich raus!«

Er schreit und rüttelt eine Ewigkeit an dem Gitter. Dann hört er ein Geräusch aus der Dunkelheit am Ende des Korridors.

Zuerst bemerkt Mossy es gar nicht, aber dann sieht er einen Lichtschimmer, und seine Stimme erstirbt. Es klingt, als würden Nägel aus Holz gezogen. Er erstarrt, als ein Kopf erscheint, der aussieht, als wachse er aus der Wand. Und dann kommt plötzlich der Onkel durch den Korridor auf ihn zu. Er trägt ein blaues Hemd und eine helle Hose; aus dieser Nähe hat Mossy ihn noch nie gesehen. Er trägt schwarze Handschuhe, aber was anderes jagt Mossy noch viel mehr Angst ein: Er weiß jetzt, warum sein Kopf immer so groß wirkt. Er trägt eine SM-Maske aus Gummi.

Mossy lässt das Gitter los und weicht ins Zimmer zurück. Skinny hat sich in einer Ecke verkrochen.

»Was denn?«, schreit Mossy ihn an. »Was guckst du so? Was will er denn...«

Das Schloss rasselt, das Gitter öffnet sich, und bevor Mossy irgendwas machen kann, ist der Onkel im Zimmer. Alles geht so schnell, dass Mossy sich nachher kaum an etwas erinnern wird. Er wird nicht wissen, ob Skinny ihm geholfen hat oder was passiert ist. Er weiß nur, er ist gerade noch zum Badezimmer gerannt, und im nächsten Moment liegt er rücklings auf

dem Sofa, und die ganze Luft pfeift aus seiner Lunge, und jemand sitzt auf ihm. Es ist, als hätte ihn ein Stier auf die Hörner genommen, denn der Onkel ist schnell und sehnig und so stinksauer, dass man fast glaubt, er könnte die Wände mit bloßen Händen auseinanderreißen.

Mossy will sich wehren, aber er kriegt keine Luft. Er liegt auf dem Sofa, ringt nach Atem, kann nichts sehen, kann nicht schreien. Jemand hockt rittlings auf ihm - er weiß nicht, wer, denn etwas bedeckt seine Augen, aber er vermutet, dass es sich um den Onkel handelt, weil er so stark ist. Sein ganzes Gewicht lastet auf Mossys Brust und presst die Luft heraus. Er fühlt, wie die Lungenwände zusammengedrückt werden, und er weiß, dass er in ein paar Sekunden an den Rand des Todes gekommen ist.

Er hört die Geräusche, die aus seiner eigenen Kehle dringen, erstickte Geräusche, als er nach Luft schnappt, und über sich hört er, wie der Onkel unter der Maske atmet - hart und rau wie ein Pferd. Dann packt jemand seinen Arm; er will sich losreißen, aber er kann nicht. Ein kaltes, vertrautes Gefühl an seinem Arm: ein Stich. Er will sich loswinden, aber die Nadel ist schon drin, und beinahe sofort - viel schneller als bei Heroin - füllt sein Kopf sich mit Silber, Energie schießt in seinen Körper, Stimmen versammeln sich in seinem Schädel, und dann ist es vorbei. Sein Kopf sinkt nach hinten, und er liegt da und bewegt kraftlos den Arm, während der Rest der Flüssigkeit in seine zerfetzte Vene gepumpt wird.

Danach ist es still; vielleicht warten Skinny und der Onkel ab, um zu sehen, was er tun wird. Dann steigt der Onkel grunzend von ihm herunter. Mossy versucht gar nicht aufzustehen. Es ist ihm egal. Er liegt auf dem Rücken, der Arm hängt schlaff herunter, und die Finger berühren den Boden. Sein Blick wandert über die Decke. Er sieht Städte und Berge da oben, Sterne und Wolken. Er schwebt, er fliegt, und alles andere ist unwichtig. Unwichtig, dass der Onkel irgendwo in der Ecke ein Gerät

einstöpselt. Unwichtig, dass er hört, wie eine elektrische Säge eingeschaltet wird. Wichtig ist nur, dass er weiter so fliegt, denn so hat er das Gefühl, die Sterne erreichen zu können, wenn er es sich nur fest genug wünscht.

## 43

### *18. Mai*

Das ist wegen der Versicherung«, sagte Tay. Sie hockte hinter der Empfangstheke und fuhr mit einem manikürten Fingernagel an den DVD-Hüllen entlang, die säuberlich etikettiert und aufgereiht standen. »Ich zahle erheblich niedrigere Prämien, wenn ich diese Kameraüberwachung habe. Ich meine, manche der Leute, die zu uns kommen, sind in einem ziemlich aufgelösten Zustand, und da kann man nie wissen.«

»Genau«, wiederholte Chloe. »Da kann man nie wissen.«

Caffery stand in einem Abstand zu Tay. Er wollte sich den vernichtenden Blick ersparen, den er ganz sicher kassieren würde, wenn sie den Zigarettenrauch an ihm roch. »Sie haben da vorhin etwas erwähnt, Tay«, sagte er, während sie die Etiketten las, zwei Schachteln herauszog und auf die Theke legte. »Sie haben gesagt, Ibogain werde rituell verwendet.«

»Bei den Bwiti.« Sie schob die Brille, die auf ihrer Nase saß, hoch und ging noch einmal in die Hocke, um die letzten DVDs durchzusehen. »Sie benutzen es, um mit ihren Vorfahren Kontakt aufzunehmen.«

»Das ist so etwas wie ein schamanisches Ritual?«

Sie blickte zu ihm auf.

»Ein Schamane«, erklärte er, »ist so was wie ein Medizinmann.«

»Davon verstehe ich nichts. Mich interessiert der biochemische Aspekt, nicht der anthropologische.«

»Wissen Sie denn, ob es noch auf andere Weise benutzt wird, bei anderen Varianten von afrikanischer Magie? Als Heilmittel zum Beispiel?«

Sie schüttelte den Kopf, richtete sich auf und legte noch drei DVDs auf den Stapel. Dann zog sie eine braune Tüte unter dem Schreibtisch hervor und legte sie daneben. »Das ist wirklich nicht mein Gebiet, Mr. Caffery. Wir hatten einen Wissenschaftler hier, der sich für unsere Arbeit interessiert. Der wird Ihnen so etwas beantworten können. Ich habe ihm Zugang gewährt - wegen der Publicity -, aber mich nicht beteiligt, denn das war in der ersten Zeit, als ich vorbereitende Behandlungen durchführte.«

»Er kam her und beobachtete alles«, erklärte Chloe wichtigerisch. »Wissen Sie, für seine Forschung.«

»Und was hat er damit angefangen?«

»Er hat uns erzählt, er wolle es veröffentlichen. Das machen sie doch alle, oder? Diese Wissenschaftler.« Tay beugte sich an Chloe vorbei und klapperte auf der Computertastatur. Ein Drucker unter der Theke erwachte summend zum Leben. »Wir benutzen seine Privatadresse, weil er fast nie in die Uni geht.« Ein Blatt schob sich ihr in die Hand, das sie Caffery mit einem Lächeln reichte. »Er ist sehr entgegenkommend, und über Ibogain und seine rituelle Verwendung wird er Ihnen endlose Vorträge halten.«

Caffery nahm das Blatt und warf einen Blick auf den Namen. »Kaiser Nduka«, murmelte er. Ein deutsch klingender Vorname und ein afrikanischer Nachname. Er hatte ihn schon einmal gesehen; er stand auf Marilyns Beraterliste. Sie hatte ihn markiert, weil er ganz in der Nähe wohnte. »Okay.« Er nahm die DVDs von der Theke und schob sie in die Tüte. »Die schicke ich an die Multimediaeinheit in der Zentrale und lasse sie analysieren. Und vielleicht werde ich dann Mr. Nduka besuchen.«

»Grüßen Sie ihn von uns.« Chloe winkte mit den Fingerspitzen.

»Ja«, sagte Tay und hielt ihm die Tür auf, und wieder sah sie Caffery mit diesem kühlen, ein wenig geringschätzigen Lächeln an. Einen Moment lang glaubte er, sie werde schnuppern und wegen des Zigarettengeruchs die Nase rümpfen, doch das tat sie nicht. Sie nickte, als er hinausging. »Bitte tun Sie das. Grüßen Sie ihn von uns.«

Misty Kitson mochte ein Junkie sein wie Jonah, aber sie war ein hübscher und berühmter Junkie. Und das war ein Unterschied. Flea und Dundas wussten beide, auch als Sohn eines Polizisten war Jonah ein Stricher, und sein Verschwinden würde man unter den Teppich kehren. Sie riefen den diensthabenden Inspector auf dem Revier Trinity Road an, das Faiths Wohnung am nächsten lag, und veranlassten ihn, eine Vermisstenmeldung aufzunehmen. Aber es klang wenig überzeugend, als er versprach, der Sache Vorrang zu geben. Flea nahm sich vor, mit jemandem zu reden, den sie persönlich kannte.

Caffery. Sie hatte das seltsame Gefühl, dass er für jemanden wie Jonah den Kopf hinhalten würde. Sie wusste nicht, warum, aber sie hielt ihn für den einzigen Menschen, der nicht aufgeben würde, bis er ihn gefunden hätte. Aber er war nicht in Kingswood; sie bekam dort seine Handynummer, aber sein Telefon war abgeschaltet, und erst nach einem Suchen fand sich jemand, der gehört hatte, dass Caffery zur Multimediaeinheit in der Zentrale wollte, um sich dort Videoaufzeichnungen einer Überwachungskamera anzusehen. Vielleicht würde sie ihn dort erwischen. Portishead lag auf dem Weg zu Kaiser. Als sie das Team organisiert und einen neuen Supervisor eingesetzt hatte, damit Dundas sich auf den Weg zu Faith machen konnte, kehrte sie zu ihrem Auto zurück.

Sie hatte gerade die Tür geschlossen und wollte den Motor starten, als ein kleiner Mann mit stämmigen Beinen und

durchdringendem Blick neben dem Wagen auftauchte und an die Scheibe klopfte. Sie schaltete die Zündung ein und ließ das Fenster herunter. »Sind Sie Sergeant Marley?«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin der polizeiliche Fahndungsberater.«

Der Fahndungsberater - der Mann, der die Suchparameter festgelegt und ihr Team in den Teich geschickt hatte. Sie hatte ihn noch nie gesehen. Die Streifen wiesen ihn als Constable aus. »Ah ja«, sagte sie unbeeindruckt und legte den Sicherheitsgurt an. »Ich habe Urlaub. Sprechen Sie mit jemand anderem aus dem Team.«

»Das würde ich tun, aber mit Ihrem Team stimmt heute etwas nicht. Eine Zeit lang dachte ich, die stellen die Suche überhaupt ein.«

»Wir hatten ein Personalproblem«, erklärte sie, »aber wir haben einen neuen Supervisor eingesetzt, und der hat alles im Griff. Wir haben höchstens eine Stunde verloren. Okay?«

Sie drückte auf den Knopf, um das Fenster zu schließen, aber der Fahndungsberater legte die Hand oben auf die Scheibe.

»Ich hätte da gern noch jemanden zusätzlich dabei«, sagte er. »Mir wäre dann sehr viel wohler. Vielleicht könnten Sie bei einem so wichtigen Fall sogar in Erwägung ziehen, Ihren freien Tag zu verschieben.«

Ein Tic ließ ihr Augenlid zucken. »Nein«, entgegnete sie, »das werde ich nicht in Erwägung ziehen. Das Team, das Sie da haben, ist durchaus in der Lage, diese Aufgabe zu erfüllen.« Sie musterte ihn, sah die Knollennase und die geplatzten Äderchen an seinen Wangen, und etwas in ihr geriet leicht ins Rutschen. Es hatte etwas mit seinem Gesicht zu tun, mit seiner Hand auf ihrem Fenster und mit einer Menge anderer Dinge. »Ich schlage vor, wir beide sprechen mal offen und sparen uns damit Zeit, ja?«

»Offen?«

»Ja.« Sie wusste, sie sollte jetzt aufhören, aber es gefiel ihr,

wie die Worte klar und deutlich aus ihrem Mund kamen. »Wir wissen beide, dass Sie sie da drin nicht finden werden.«

»Das wissen wir?«

»Ja«, sagte sie, »das wissen wir.«

Die Farbe seiner rot geränderten Augen war ein verwaschenes Blau. »Das ist komisch, denn solange Ihre Einheit den Teich noch nicht mal abgesucht hat, versteh ich nicht, weshalb Sie so genau wissen können, wo sie ist. Was macht Sie zu einer Expertin in der Frage, wo eine Leiche am Ende auftaucht?«

Jahrelanges Training?, dachte sie. Jahrelange Erfahrung mit dem, was das Wasser so tut? Ach ja, und außerdem ein bisschen Hellseherei - eine kleine Fähigkeit, von der ich erst seit gestern weiß, dass ich sie habe.

»Sie sind nicht dafür qualifiziert, Suchparameter zu bestimmen«, sagte er. »Ich meine, seien wir ehrlich, Sie sind nur eine...«

»Eine Taucherin? Nur eine Taucherin? Wollten Sie das sagen?«

»Es gibt klare Profile für Personen in Kitsons Zustand. In neun von zehn Fällen wird jemand, der wie sie aus einer Klinik spaziert, entweder im nächsten Ort erwischt, wo er versucht, an Stoff zu kommen, oder er steigt in den erstbesten Bus, der hier abfährt. Aber wenn er sich umbringt, findet sich der Leichnam in einem Zweimeilenradius um die Klinik.«

Flea schwieg einen Moment. Dann schaute sie auf seine Hand, die immer noch auf dem Seitenfenster lag. »Sie sind neu, nicht?«, fragte sie. »Ich hab Sie noch nie gesehen.«

»Ich habe meine Ausbildung kürzlich abgeschlossen, ja.«

»Und in welchem Teil Ihrer Ausbildung als Bombensucher haben Sie gelernt, eine Leiche zu finden?«

»Unsere Ausbildung umfasst mehr als nur die Suche nach unkonventionellen Sprengfallen und Brandsätzen, wissen Sie.«

»Ich weiß. Danach sitzen Sie noch zwei Tage oben in North Wales und lernen, wie man ein paar Profile liest. Sie können eine elektronische Karte benutzen, aber Sie können nicht...« Sie sah plötzlich Prody am vergangenen Abend vor ihrer Haustür im Licht der Lampe. »Sie können nicht *unkonventionell* denken.«

Der Fahndungsberater richtete sich auf. Sie konnte in seine Nasenlöcher schauen und die kleinen Haare und die roten Hautrunzeln dort sehen - als hätte er einen Schnupfen gehabt und sich ständig die Nase geputzt. »Tja«, sagte er und rümpfte sarkastisch die Nase, »vielleicht bringen Sie mir ja bei, wie man unkonventionell denkt? Erklären Sie mir, woher Sie wissen, dass da keine Leiche im Teich liegt.«

Flea seufzte, ließ den Motor an und löste die Handbremse. »Weil sie ein schönes Mädchen ist«, sagte sie geduldig. »Ein berühmtes Mädchen. Und wenn berühmte, schöne Mädchen sich umbringen, dann sorgen sie dafür, dass eine schöne Leiche dabei rauskommt. Das bedeutet, dass sie sich nicht ertränken. Und schon gar nicht in einem beschissen alten Tümpel wie dem da. Kapiert?«

Sie wartete nicht auf eine Antwort. Sie wusste, dass der Constable geradewegs zum DCI rennen und petzen würde, sie wusste, dass sie den Mund hätte halten sollen, statt einfach so draufloszuplappern. Sie legte den Gang ein und fuhr los, ließ den vor Wut kochenden Fahndungsberater in einer Staubwolke stehen.

*18. Mai*

Vor der Zentrale entdeckte sie Cafferys klapprigen Wagen sofort. Er stand am Rand des Parkplatzes und sah ein bisschen bockig aus, wie er sich so von den glänzenden Mondeos und BMWs abhob.

Sie hielt daneben an, stellte den Motor ab und blieb einen Augenblick sitzen. Sie betrachtete ihre Hände mit den hellen Fingernägeln auf dem Lenkrad, und im Geist sah sie eine sehr straff gespannte Leine vor sich. Ihr Körper fühlte sich leer an, ihr Kopf leicht. Wenn sie nicht bald Kaiserträfe, würde irgendetwas in ihr aufplatzen.

Eine vertraute Gestalt kam aus dem gläsernen Atrium. Cafferys Jackett war offen. Er hatte die Hände in den Hosentaschen, und sein Bauch zeichnete sich straff unter dem weißen Hemd ab. Er blieb am Ende des Weges stehen und ließ seinen Blick über die gepflegten Wiesen und Springbrunnen schweifen. Sie sah ihm an, dass er geistesabwesend war, und fragte sich, was sie eigentlich hier wollte. Glaubte sie wirklich, er würde sie ernst nehmen, wenn sie ihm von Jonah erzählte? Um auf eine solche Phantomjagd zu gehen, musste man entweder verrückt sein oder selbst den Kummer kennen, den man empfand, wenn ein nahestehender Mensch plötzlich verschwunden war. Albern zu glauben, dass er ihr Gehör schenken würde. Und ziemlich wütend über sich selbst dachte sie, dass es vielleicht gar nicht der wahre Grund für ihr Kommen war.

Doch als sie den Wagen starten und losfahren wollte, um mit dem Inspector in der Trinity Road zu sprechen, entdeckte Caffery sie. Er sagte nichts, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, aber sie erkannte es daran, dass er sehr still

wurde, die Schultern straffte und das Gesicht in ihre Richtung drehte.

Sie wartete, bis er über den Rasen herangekommen war. Dann nahm sie die Sonnenbrille ab und stieg aus.

»Hi«, sagte er.

Sie lächelte trüb. »Sie waren in der Multimediaabteilung?«

»Hatte ein bisschen Videomaterial zu analysieren, aber wie sich rausstellt, geht das nicht über Nacht. Ich bin ihnen im Weg, wenn ich ihnen dauernd über die Schulter gucke.« Er schwieg kurz. »Was haben Sie heute vor?«, fragte er dann. »Ich fahre raus aufs Land.«

»Aufs Land?«

»Dienstlich«, sagte er. »Weiter nichts. Dachte nur, vielleicht hätten Sie Lust auf einen Ausflug?«

»Nein«, sagte sie. »Ich meine, ich muss zu - ich besuche einen Fr... Ich muss da jemanden besuchen.«

Er musterte sie nachdenklich, als erregte etwas an ihr seine Neugier oder seine Heiterkeit. Sie sah einen winzigen Splitter des Himmels, der sich in seiner Iris spiegelte, und am liebsten hätte sie die Augen geschlossen, denn der Anblick weckte einen Schmerz in ihrer Brust, den sie nicht ausstehen konnte. »Warum sind Sie hier?«, fragte er. »Sie sehen aus, als wollten Sie mir etwas erzählen.« »Ich brauche Ihre Hilfe. Ich würde Sie nicht fragen, wenn ich woandershin gehen könnte.«

»Okay«, sagte er zurückhaltend.

»Richard Dundas - Sie kennen ihn, er gehört zu meinem Team.«

»Ja. Ich erinnere mich.«

»Sein Junge ist verschwunden. Jonah. Hat seiner Mutter erzählt, er hätte einen Job, der ihm eine Menge Geld einbringt. Ist weggegangen, und sie hat ihn danach nicht mehr gesehen.«

»Einen Job? Was für einen Job?«

Sie seufzte und kratzte sich abwesend am Kopf. »Er ist ein

Stricher. Deshalb komme ich zu Ihnen. Wenn ich einfach nur mit dem diensthabenden Inspector in der Trinity Road rede, wird man die Sache nicht ernst nehmen. Er ist ein Junkie, und er geht auf den Strich. Ziemlich im Arsch.«

»Und es ist nicht das erste Mal, dass er verschwunden ist?«

»Doch. Es *ist* das erste Mal. Das ist das Problem. Ich kenne Dundas, und wenn er sagt, da stimmt was nicht, dann stimmt da was nicht. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich dachte...« Ihr Magen zog sich zusammen. »Weil Sie aussehen wie jemand, der da etwas unternehmen würde.«

Caffery starrte ihren Mund an, als betrachtete er die Worte, die da herauskamen. Er schien etwas sagen zu wollen, überlegte es sich dann aber anders. Er schaute zum Himmel empor; vielleicht dachte er über das Wetter nach oder roch irgendetwas in der Luft. Er schwieg so lange, dass sie schon dachte, er habe vergessen, dass sie da war. Als er sie schließlich wieder anschaute, war ihr sofort klar, dass sich alles verändert hatte.

»Was?«, fragte sie. »Was ist?«

»Ich kümmere mich darum. Jetzt sofort.«

Er zog den Autoschlüssel aus der Tasche und schien noch etwas sagen zu wollen, nickte dann aber nur und ging davon. Kurz hob er zum Abschied die Hand, stieg in seinen Wagen und fuhr am Security-Posten vorbei die Straße entlang. Sie blieb in der Sonne stehen und fragte sich, ob es wirklich so einfach gewesen war - ob er ernst gemeint hatte, was er sagte, oder ob er es vergessen würde, sobald er auf der Hauptstraße wäre.

*18. Mai*

Mossy liegt auf dem Rücken, und die Tränen laufen ihm übers Gesicht. Es ist jetzt still, aber zum Glück hat das Zimmer aufgehört, sich zu drehen und zu pochen wie ein riesiges Herz, und dafür ist er dankbar. Er atmet ein paarmal tief durch. Es ist Tag, und auf der anderen Seite des Gitters, ganz in der Nähe, hat ein Auto angehalten. Vielleicht kommen die anderen zurück, denn stundenlang war niemand hier. Sie haben ihn allein gelassen hinter dem verschlossenen Gitter; nur Will Smith starrt ihn ungerührt über seinen Raketenwerfer hinweg an, und Brad Pitt runzelt die Stirn, während die Sonne auf seinem Brustpanzer blinkt.

Zum ersten Mal seit einem ganzen Menschenleben, so kommt es ihm vor, hat der Schmerz so weit nachgelassen, dass er sich konzentrieren und über seine Lage nachdenken kann. Er weiß nicht, wie lange es her ist, dass der Onkel ihm die Hände abgeschnitten hat. Seit einer Weile schwapppt die Zeit hin und her; er hat Fieber gehabt, daran erinnert er sich, und irgendwo in diesem Fieber hat er aus den Augen verloren, wer er und wo sein Platz in der Welt ist. Er schließt die Augen und sucht in Gedanken den Weg zurück, kann sich aber nur der ersten paar Stunden entsinnen, als er nach der Drogé wieder zu sich kam.

Es war, als würde er gegen eine weiße Wand geschmettert oder ins All hinausgeschleudert, wo er davonkreiselte, ohne zu wissen, wo oben und unten war. Es war ein unerträglicher Schmerz, schlimmer als der Turkey, schlimmer als die Geschwüre, die er zu Weihnachten am Bein gehabt hatte. Er lag auf dem Sofa und heulte, die Arme zwischen die Beine geklemmt, die Innennaht der Jeans fest an die Wunden gepresst,

als könnte das die Qualen lindern. Er hatte nicht gewagt, sich anzusehen, was sie mit ihm gemacht hatten.

Skinny saß bei ihm und versuchte, ihn ruhig zu halten; regelmäßig setzte er ihm einen Schuss, und geschickt stießen seine harten kleinen Finger die Nadel durch die Haut; immer nahm er sich die Zeit, eine Stelle zu finden, die noch nicht kaputt war. Erst am zweiten Tag, als er nicht mehr schreien konnte, brachte Mossy den Mut auf hinzuschauen. Er wartete, bis Skinny ihm wieder einen Schuss gesetzt hatte, dann schluckte er angestrengt, weil er Angst davor hatte zu kotzen - und tat es. Er blickte dahin, wo seine Hände gewesen waren, hielt die Arme hoch. Einen Moment lang war sein Kopf tot und ließ sich nicht bewegen, und Mossy konnte nur starr hinsehen. Sein erster Gedanke - als er wieder denken konnte - war lächerlich und surreal: Seine Arme waren so kurz. Jemand hatte die Stümpfe verbunden, mit Verbandszeug wie aus einem Erste-Hilfe-Kasten. Die Verbände waren dick und verkrustet von Blut und Flüssigkeiten und mit Unmengen von Elastoplast verklebt, dessen Ränder sich hoch rollten, sodass man die schwärzliche Gummierung sah. Er zitterte so sehr, dass seine Zähne klapperten; und er legte die Stümpfe auf seine Oberschenkel und starrte sie lange, lange an und dachte immer nur, wie beschissen *kurz* seine Arme waren. Immer wieder kam er darauf zurück: Seine Arme wirkten so winzig. Wieso war ihm das nie aufgefallen? Und wieso hatte er nie bemerkt, wie groß oder klein seine Hände waren?

Und dann traf es ihn wie ein Hammer: Er hatte sie an jedem Tag seines Lebens vor Augen, aber er wusste nicht, wie seine Hände ausgesehen hatten. Er würde sie nie wiedersehen. Seine eigenen gottverdammten Hände, und er würde sie nie wieder ansehen. Er ließ den Kopf auf das Sofa zurückfallen.

»*Ihr Dreckschweine!*«, kreischte er. »*Gebt mir meine Hände zurück!*« Die Tränen rollten ihm über die Wangen. Skinny kam auf dem Boden herangekrochen, kniete neben ihm und strich

ihm über die Stirn. Aber mitten in Mossy war ein riesiges Loch voller Trauer, das sich nicht wegstreichen ließ. »Meine Hände. Meine Hände. Meine. Das sind *meine Hände, verdammt.*«

Und darauf kommt er immer wieder zurück. *Das sind meine Hände, verdammt.* In den letzten paar Tagen, als der Schmerz nachgelassen hat, während Skinny die Verbände wechselte, so gut er konnte, hat Mossy nur seine Wut in Gang gehalten: Jemand hat gewagt, ihm etwas wegzunehmen, das ihm gehört, und wenn er ihn nur *sehen* könnte, dann könnte er etwas dagegen tun, es vielleicht sogar ungeschehen machen. Er bewacht seine Hände jetzt so eifersüchtig wie nichts, das er je besessen hat - für keinen Freund, keinen Stoff, für nichts hätte er je so etwas empfinden können. Sie sind etwas, das ihm niemand ersetzen kann, etwas, das seine Eltern ihm gegeben haben. Und bei diesem Gedanken muss er noch mehr weinen: dass seine Eltern ihm etwas Kostbares gegeben haben. Seit Jahren interessiert er sich einen Scheißdreck für seine Eltern, aber jetzt kann er nicht aufhören, daran zu denken, wie traurig sie sein werden, wenn sie erfahren, dass man ihm seine Hände weggenommen hat. Und als er merkt, dass er etwas für Mum und Dad empfindet, fragt er sich, wie er überhaupt zu einer solchen Drogenschwuchtel werden konnte.

Die Wunden haben angefangen zu riechen. Vor drei Tagen, als er sich auf dem Sofa umdrehen wollte, spürte er, wie unter dem Verband am linken Stumpf etwas aufging; es hörte sich an wie ein Reißverschluss, und bei dem Geräusch hätte er fast gekotzt. Eine dicke, milchige Flüssigkeit sickerte in den Verbandsstoff. Ein paar Stunden später setzte das Fieber ein, und Mossy verschwand wieder in der anderen Welt, einer Welt der Schmerzen, in der sein Körper nichts weiter war als ein gigantischer Puls. Tagelang hat er sich schwitzend auf dem Sofa hin und her geworfen, und in kurzen Augenblicken der Klarheit starnten die *Men in Black* auf ihn herab. Manchmal stand auf dem Plakat: *Sie schützen den Abschaum vor der Welt*, und

manchmal auch: *Verpiss dich aus dem Universum, Mallows, du Abschaum.* Und immer wenn die Welt aufhörte, sich zu drehen, schrie er nach seinen Händen, er rollte sich auf dem Sofa zur Seite und schrie durch das Gitter: Gebt mir meine verschissenen Hände zurück, ihr Fotzen.

Und jetzt hat er keine Kraft mehr. Sein Körper hat aufgegeben, und er kann nur noch daliegen, müde atmen und dem Knarren des leeren Gebäudes um ihn herum lauschen. Es ist leicht, so zu tun, als wäre nichts von all dem passiert: Er ist nie in dieser Drogenberatung gewesen, er ist Skinny niemals begegnet, und wenn er daran denkt, wie es war, bevor alles schiefging, hat er das Gefühl, sein Herz bricht auseinander. Als er jetzt wieder geradeaus denken kann, kennt er auch die Wahrheit: Es gibt kein Zurück. Er wird hier krepieren. Er lässt die Stimmen in seinen Kopf kommen, lässt sich die letzten matteten Sonnenstrahlen in die Augen scheinen, und er weiß, es ist das letzte Mal, dass er den Sonnenschein sehen wird.

Und draußen hinter dem Gitter, wo die Sonne scheint und die Bäume grün sind, verstummt der Automotor, und eine Tür wird zugeschlagen.

## 46

### *18. Mai*

Die Luft im Ford war abgestanden, und Flea drehte das Fenster herunter, während sie zu Kaiser fuhr. Es dauerte nicht lange; nach weniger als einer halben Stunde hatte sie die Mendip Hills mit ihren dichten Wäldern und seltsamen Schluchten erreicht, und erinnerte sich wieder, wie einsam die Welt sein konnte. Langsam steuerte sie den Wagen die Zufahrt entlang,

parkte auf dem Kiesplatz und stellte den Motor ab. Die Sonne stand fast im Zenit; Wolken zogen darüber hin. Der Boden war ausgetrocknet, das Haus verwahrlost. Eine Katze schlief im Schatten einer Wassertonne; verschlafen blinzelnd hob sie den Kopf, aber sonst rührte sich nichts. Sie schaute hinauf zu den vernagelten Fenstern. An allen anderen waren die Vorhänge zugezogen. Sie dachte daran, wie sie als Kind hier gewesen war, versuchte sich zu erinnern, ob Kaisers Haus immer schon so unheimlich ausgesehen hatte oder ob dieses Gefühl neu war.

Als sich nach einer Weile immer noch nichts regte, stieg sie aus und warf die Autotür zu. Das Geräusch hallte über das leere Feld, und sie fragte sich, ob Kaiser sie drinnen wohl gehört hatte. Als er sich nicht blicken ließ, nahm sie die Sonnenbrille ab und ging zur vorderen Veranda. Unterwegs streichelte sie die eine oder andere der zahllosen staubigen Katzen, die aus dem Gestüpp und zwischen den rostigen alten Maschinen hervorkrochen und um ihre Waden strichen. Sie spähte zwischen den Plastikplanen hindurch ins Haus. Nichts rührte sich. Sie ging nach hinten. Die Tür dort war nicht verschlossen, und Kaisers Wagen stand da, ein rostiger alter Käfer. Aber Kaiser selbst war nirgends zu sehen, nicht in den Nebengebäuden und nicht in den Gewächshäusern. Sie ging in die Küche und blieb da stehen.

Die Plastikplane vor dem Durchgang zur Diele wehte sanft herein, als stünde irgendwo ein Fenster offen. Um ein halb verspeistes Sandwich auf dem Tisch summten ein paar Fliegen herum. Drei halbe Avocados lagen auf einem dicken Holzbrett; aus ihren aufgeschnittenen Kernen quoll eine dicke, blutähnliche Flüssigkeit. Überall herrschte das gewohnte Chaos, das sie aus Kaisers Leben kannte: Stapel von *National Geographic* auf dem Sideboard, ein Meerschweinchen, das auf dem Boden seines Käfigs auf dem Tisch kauerte und sie anstarrte. Sie nahm seine Wasserflasche herunter, füllte sie frisch und klemmte sie wieder an das Gitter; dann sah sie zu, wie das kleine Tier seine

rosa Schnauze um die Tülle schob und geräuschvoll nuckelte. Sie nahm das Brett und warf die Avocados mit ihren blutenden Herzen in den Mülleimer.

Im Wohnzimmer stand ein Teller mit einer Papier-serviette und ein paar Krümeln, und mitten im Zimmer lagen die Einzelteile eines zerlegten Rasenmähermotors auf einer Zeitung. Flea bewegte die Computermaus auf dem Schreibtisch hin und her, aber der Bildschirm war tot. Sie setzte sich auf das Sofa, auf dem sie den Samstag verbracht hatte, und versuchte sich an die achtzehn Stunden zu erinnern, die sie dort gelegen hatte; sie presste die Hände in das Polster und betrachtete es aufmerksam, als könnte der Anblick des Stoffs eine Rückblende auslösen. Sie überlegte angestrengt, ob sie aufgestanden und an den Computer gegangen war, aber sie konnte nur an die Halluzinationen denken: an die skelettierten Leichen ihrer Eltern im wirbelnden Wasser von Bushman's Hole. Und daran, wie ihre Mutter sagte: *Diesmal werden sie uns finden...*

Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. An den Wänden standen die verschlossenen Schränke, in denen Kaiser, wie Mum immer sagte, seine Drogen aufbewahrte. Dahinter befand sich die Tür, in der er gestern gestanden hatte: in einem weißen Hemd und mit einem zerstörten Gesicht. Sie dachte an ein Bild, das sie in seinen Büchern über Hexerei gesehen hatte, in dem aus Dads Arbeitszimmer. Es zeigte einen Schamanen in einem perlenbesetzten Gewand und mit einem Ziegenschädel auf dem Kopf, dessen Augenhöhlen mit Silberfolie ausgekleidet waren. Sie rieb sich die Arme und warf einen Blick über die Schulter; einen Moment lang war ihr kalt, als wehte ein Luftzug vom Fenster hinter ihr herein. Kaisers afrikanische Masken starrten sie an. Sie hatte sie schon so oft gesehen, kein Grund also für beklemmende Gefühle. Aber im Moment war alles unheimlich; sie hatte mit den Toten gesprochen und ge-wusst, wo man ihre Eltern finden würde.

Sie stand auf, ging hinaus in den Flur und rief die Treppe hinauf:  
»Kaiser? Bist du da?«

Keine Antwort. Sie schaute den Korridor entlang und sah die zerfetzte Tapete, die in Streifen herunterhing, die metallene Trittleiter mit dem umgekippten Speisvogel daneben. Sosehr Kaiser sich auch anstrengte, aus diesem Haus wurde kein Heim. Sie verstand, weshalb Mum und Thom sich hier nicht wohl fühlten.

Flea überlegte, ob sie in den anderen Zimmern nachsehen sollte, ob Kaiser irgendwo mit einem gebrochenen Bein oder einem Schlaganfall auf dem Boden lag. Als außer dem fernen Klappern eines offenen Fensters im Wind nichts mehr zu hören war, ging sie zurück ins Wohnzimmer.

Ein rotes Stand-by-Licht leuchtete am Fernseher, und der Videoplayer lief: Grüne Zahlen flimmerten auf dem Display. Sie hatte nie erlebt, dass Kaiser Videos anschaute, ja, nicht mal gewusst, dass er überhaupt fernsah. Sie nahm die Fernbedienung und schaltete müßig den Fernseher ein. Der Bildschirm knisterte widerstrebend und erwachte dann zum Leben.

Der Ton war abgeschaltet, aber bevor sie auf die Taste drücken konnte, um ihn einzuschalten, erschien ein Bild auf dem Schirm. Es hatte die leicht bräunliche Färbung eines alten Films und zeigte einen Mann auf einem Bett. Als sie sah, was er tat, umklammerte sie die Fernbedienung fester.

Er war jung, schwarz und sehr dünn. Sein schlichtes Khakihemd war schweißfleckig und sein Gesicht schmerzverzerrt. Sein Oberkörper wölbte sich hoch wie ein Bogen, und er biss die Zähne zusammen. Woher der Schmerz kam, konnte sie nicht erkennen, aber er war nicht gespielt: Der Schweiß strömte ihm übers Gesicht. Er blieb ungefähr fünf Sekunden in dieser Stellung, das Gesicht voller Qual, der Körper verrenkt. Dann veränderte sich etwas. Die Anspannung wich. Er riss die Augen auf, als käme er zu sich. Es folgte eine atemlose Pause, in der er aufgebäumt verharrte, vom Bett weggedreht;

sein Blick huschte hin und her, als könnte er nicht glauben, dass der Schmerz aufgehört hatte. Dann sackte er zusammen, krümmte sich wie ein Fötus und umklammerte seine Knie.

Flea starrte fassungslos auf den Bildschirm; sie wusste nicht, was sie da gesehen hatte. Sie blieb still sitzen, wusste nicht, was sie tun sollte, stand dann auf, nahm die Kassette aus dem Gerät und warf sie auf den kleinen Tisch; dabei riss sie die Hand weg, als hätte sie sich verbrannt. Ihr Herz klopfte wie wild. Folter. Das war es, was sie gesehen hatte. *Folter*. Was, zum Teufel, machte Kaiser mit Foltervideos in seinem Haus?

Sie hörte ein Geräusch hinter sich und fuhr herum. Ihr Mund war trocken. Kaiser stand in der Tür. Er trug das gleiche weiße, fleckige Hemd wie am Tag zuvor und hielt eine Schere mit langen Griffen in der Hand.

»Kaiser?«, fragte sie langsam und argwöhnisch. »Kaiser, ich kapiere nicht...«

Er gab keine Antwort, lächelte nur traurig. Es war ein Lächeln, das sagte, er habe immer gehofft, dass dieser Augenblick nie eintreffen werde, dass dies eine der abscheulichen Notwendigkeiten des Lebens sei.

»Phoebe«, begann er langsam. »Phoebe. Ich glaube, es wird Zeit, dass wir uns unterhalten.«

### ***18. Mai***

Als er hört, wie die Wagentür zuschlägt, kommt Mossy ein wenig zu sich. Er öffnet die Augen, blinzelt, dreht den Kopf unter Schmerzen hin und her. Er reibt sich mit den Oberarmen die Augen, um besser sehen zu können, und fragt sich, warum

er plötzlich so hellwach ist. Ein Auto draußen ist nichts Ungewöhnliches. Aber bei dem hier ist das Geräusch irgendwie anders. Als hätte es einen Zweck, der unmittelbar etwas mit ihm zu tun hat. Vielleicht ist es der Peugeot.

Er verdreht den Kopf nach hinten, damit er das Gitter sehen kann, erwartet, dass Licht hereinfällt und Skinny kommt. Und da *ist* auch jemand im Korridor, aber es ist nicht Skinny. Mossys Herz fängt an, heftig zu klopfen, und Angst rieselt kalt durch seine Adern. Er ist sicher, dass er es sehen kann - etwas bewegt sich da draußen im Dunkeln -, etwas Kleines, dicht am Boden. Vielleicht war es nur eine optische Täuschung durch das Licht, aber es kann auch eine Gestalt gewesen sein, die sich schnell bewegt. Eine Gestalt mit Augen.

»Hey?«, flüstert er. »Wer ist da?«

Stille. Aber ihm wird kalt, denn er weiß, wer es ist. Der Bruder, der die Flasche mit dem Blut aus dem Kühlschrank genommen und ausgetrunken hat. Er war also die ganze Zeit gar nicht allein. Der Bruder war dauernd da. Sein Herz schlägt jetzt noch schneller. Irgendwie ist er sicher, dass der Geruch seiner Stümpfe den Bruder anlocken wird; er wird kommen und herumschnüffeln.

»Du Scheißer«, zischt er, und in seinen Kopf geht es übelkeiterregend hin und her. Er möchte gleichzeitig kotzen und weinen. »Wenn du irgendwas versuchst, du Scheißer, dann krieg ich dich.«

Die dunkle Gestalt scheint ihn zu hören. Einen Moment lang sieht sie mehr denn je wie ein Schatten aus, als könnte sie geradewegs die Wand hinaufhuschen, aber dann kommt plötzlich Spannung hinein, als lauschte sie.

Mossy bohrt die Ellbogen in die Armlehne des Sofas und stemmt sich in eine halb sitzende Stellung hoch. Sein Kopf wackelt, und er klappt mit den Zähnen. »Du Arschloch«, murmelt er, »ich warte auf dich.«

Die Gestalt reagiert schnell. Sie krümmt sich zu einer Kugel

zusammen. Wieder folgt eine Pause; Mossy atmet kaum und versucht, seinen Körper kampfbereit zu machen. Er hebt den Kopf und fletscht die Zähne, um einen Fetzen aus diesem kleinen Scheißer herauszureißen, wenn er in seine Nähe kommt. Aber nichts passiert. Die Gestalt kommt nicht näher. Stattdessen huscht sie nach ein, zwei Augenblicken lautlos davon, und er starrt mit klopfendem Herzen ins Leere.

Mossy verharrt lange Zeit in dieser Haltung. Er lässt das Gitter nicht aus den Augen, sein Körper ist angespannt, und er atmet keuchend. Wenn Skinny sich doch nur beeilen wollte! Wenn er das mit dem Auto war, dann kommt er hoffentlich schnell her. Mossy kämpft gegen die Übelkeit, die ihn beim Aufrechtsitzen überkommt, und er wünscht, der kleine Afrikaner wäre hier, und schließlich gibt er auf. Etwas Rosiges, Vertrautes, Dunkles wie die Innenseite von Mündern und Wunden schwimmt in seinen Augen herauf und nimmt ihn mit nach unten.

## 48

### *18. Mai*

All seinen Instinkten zum Trotz beschloss er, nicht zu Kaiser Nduka zu fahren. Als er so auf dem Parkplatz vor Flea stand, hatte Caffery einen Moment lang das Gefühl, auf einem Zaun zu balancieren, wo ein Lufthauch ihn unvermittelt in die eine oder andere Richtung wehen konnte: Er konnte ihr helfen, oder er konnte seinem gewohnten Muster folgen und seine Arbeit tun. Früher hätte ihn das, was eine Frau sagte, nicht beeinflusst; was also bedeutete es, dass er bei Flea ganz mühelos auf ihre Seite des Zauns kippte? Er hatte ihr feierlich versprochen,

sich um einen verschwundenen Junkie zu kümmern, der auf dem Strich so beschäftigt war, dass er ein blödes Treffen mit seiner Mutter vergaß. Aber er hatte es ihr versprochen, und zu dieser Entscheidung - da war er sich ganz sicher - würde der Walking Man etwas zu sagen haben, ja, es sogar billigen.

Und jetzt befand er sich in Jonah Dundas' winziger Wohnung und inspizierte das Schlafzimmer. Es war klein, gerade groß genug für eine einzelne Matratze und eine Milchkiste, in der ein paar zusammengeknüllte T-Shirts und ein Paar Turnschuhe lagen. Die oberste Scheibe des metallgerahmten Fensters war eingeschlagen und die Öffnung mit Plastiktüten aus einem Supermarkt - Eezy Pocket - verschlossen. Sie blähten sich in dem Wind, der um den achtzehnten Stock dieses Gebäudes wehte.

Faith Dundas und ihr geschiedener Mann Rich standen in der Tür. Sie versuchten das Zimmer mit Cafferys Augen zu sehen und hofften, er werde etwas entdecken, das sie übersehen hatten. Faith war eine unauffällige Frau. Sie trug einen schllichten, marineblauen Rock, einen rosa Pullover und adrette flache Pumps. Ihr grau meliertes Haar war im Nacken zu einem Knoten gebunden, und sie wirkte nicht wie die Mutter eines Drogensüchtigen; nur ihre Augen waren vom Weinen verquollen, sodass sie aussah, als hätte sie jemand ins Gesicht geschlagen. Das war das Merkwürdige bei den Eltern von Jun- kies, dachte Caffery: Entweder warfen sie die Kids aus dem Haus und überließen sie ihrem Schicksal, oder sie wurden zu Kuckuckseltern, die sich ein Bein für ein Kind ausrissen, das mehr forderte, als ihm zustand.

»Hat er gestern Abend gesagt, wohin er wollte?«, fragte Caffery. Er stand mit dem Rücken zum Fenster. »Irgendwas?«

»Nein«, antwortete Faith mit erstickter Stimme; sie presste sich ein Papiertaschentuch an den Mund, und man konnte sie nur schwer verstehen. »Er sagte nur, er hat einen Job. Einen speziellen Job. Ich hab nachgedacht und nachgedacht, aber

sonst fällt mir nichts ein.« Tränen rollten ihr über die Wangen. »Ich hab nicht besonders aufmerksam zugehört, weil er so was schon so oft gesagt hat, und ich konnte einfach...« Ihre Worte gingen in ein leises Schluchzen über.

»Was hat er mit spezieller Job< gemeint?«

Sie schüttelte den Kopf, und neue Tränen quollen aus ihren Augen. Caffery hob fragend die Brauen und sah den Ex- man an.

Dundas räusperte sich und straffte die Schultern. »Er wollte... ich weiß nicht. Würde 'ne Menge Geld verdienen.«

»Wie viel ist eine Menge?«

»Eintausendachthundert Pfund.« Er warf seiner Frau von der Seite einen Blick zu. »Das hat er ihr jedenfalls gesagt.«

»Eintausendachthundert...« Caffery schüttelte den Kopf. »Fast zweitausend Pfund? Was für ein Job sollte das denn sein?«

»Keine Ahnung.«

»Ich meine, das ist ja wohl eine Wahnsinnsnacht auf dem Strich«, sagte Caffery. »Das müssen Sie zugeben - das ist eine verdammt gute Nacht.«

»Ich war nicht da.« Dundas schaute auf den Scheitel seiner Exfrau. »Wenn ich da gewesen wäre, hätte ich vielleicht...« Sein großes Gesicht sah aus, als würde er gleich zu weinen beginnen. »Tut mir leid.« Er legte einen Finger auf seine Nasenspitze und schloss die Augen, als könnte ihn das beruhigen. »Ist schwer zu sagen, was er vorhatte, wenn ich nicht mal dabei war.«

Caffery hob ein T-Shirt auf. Es war fest zusammengeknüllt und von etwas weißlich Verkrustetem verklebt. Er wollte nicht darüber nachdenken, was es war. Also ließ er es fallen und wischte sich die Hände ab. Er beäugte die erbärmliche Matratze mit dem verknitterten Nylonlaken und dem klumpigen Kopfkissen. Es war richtig gewesen, dass er mit Rebecca niemals Kinder bekommen hatte. So würde es ihm niemals ergehen wie

Faith: dass er Tränen um den Verlust eines Menschen vergoss, der ihn bis aufs Blut aussaugte, wie Jonah es mit seiner Mutter tat.

»Er hat seine Sachen verkauft, stimmt's?«

Faith hörte auf zu weinen. Sie hielt kurz den Atem an. Dann sagte sie: »Ja, ich glaube, das hat er getan.«

»Sachen, die Sie ihm gekauft haben?«

Sie nickte.

»Um seine Sucht zu finanzieren?«

»Ich glaube... ja, vielleicht.«

Dundas zog sie an sich. Er sah Caffery in die Augen, und eine Andeutung von Wut lag in seinem Blick. Er wollte seine Exfrau vor sich selbst schützen. »Er würde es seiner Mutter sagen, wenn er einen Weg aus der Sucht gefunden hätte.«

»Aha.«

»Vielleicht war es die Wahrheit.«

Caffery nickte neutral. »Vielleicht.«

»Er hat gesagt, er sei fest entschlossen. Er würde seine Schulden bezahlen, und mit dem Rest würde er von der Drogeloskommen.«

»Und sie hat ihm Geld gegeben, nehme ich an.«

»Diesmal nicht. Diesmal hat sie Nein gesagt.«

Faith sah zu ihrem Mann auf, und ihre Brust hob und senkte sich.

»Und jetzt schau«, schluchzte sie, »jetzt schau.« Sie vergrub das Gesicht an seiner Brust, und ihre Stimme wurde immer schriller.

»Schau, was passiert ist. Jetzt werden sie ihm die Hände abschneiden, wie sie es bei diesem anderen armen Jungen getan haben, und wenn sie das tun, wenn sie mit ihm machen, was sie mit dem anderen gemacht haben, dann muss ich auch sterben.

Hörst du? *Dann muss ich auch sterben.*«

Bei diesen Worten wurde Dundas sehr still. Er hob den Kopf und sah Caffery an. Er sagte kein Wort, aber sein Blick sprach Bände.

Beide wussten, was der andere dachte.

»Ah... Faith?«, sagte Caffery. »Warum, wie kommen Sie darauf,

dass so etwas passieren könnte? Was Sie da über seine Hände sagen? Warum sagen Sie das?«

»Weil er hier war«, flüsterte sie. »Hier in der Wohnung. Er kam manchmal her. Jonah hat es mir erzählt.«

»Wer kam manchmal her?«

»Er. Der arme Junge.«

»*Mallows*« Caffery warf Dundas einen Blick zu und sah, dass diese Worte auch ihm einen Schlag versetzt hatten. »Faith? Sie wollen sagen, Jonah kannte Ian Mallows?«

»Sie waren gut befreundet.«

Cafferys Gedanken bewegten sich sehr langsam - langsam, aber klar: Jonah und Mossy. Jonah und Mossy. Er hielt das Gesicht dicht an die Scheibe und starre an den Rinnalen des Kondenswassers im Innern des Doppelfensters vorbei nach unten. Die braunen Rasenflächen und Parkplätze sechzig Meter unter ihm sahen aus, als gehörten sie zu einer anderen Welt. BMs Stimme hallte in seinem Kopf nach: *Er hat gesagt, da würde Leuten was zustoßen. Ich erinnere mich jetzt - er sagte: Da sind ein paar kranke Typen unterwegs, BM, und ich weiß nicht, wen sie alles verletzen würden, wenn es nicht Leute wie mich gäbe - all die blöden Scheißer, die aufgeben, ohne sich zu wehren.*

Am Ende wurde ihm die Angst und das Elend in Jonahs Apartment unerträglich. Er rief eine Familienbetreuerin für das Ehepaar Dundas, und als sie kam, entschuldigte er sich, fuhr mit dem Lift die achtzehn Stockwerke hinunter und setzte sich in seinen Wagen, um die restlichen Anrufe zu erledigen. Er sprach mit dem Inspector vom Revier Trinity Road, dann mit seinem Ermittlungsleiter. Eine halbe Stunde später hatte er auch jene Hälfte der Teams zurückbeordert, die noch dabei war, die Drogenberatungen abzuklappern, und ließ sie stattdessen hier von Tür zu Tür gehen. Dann versuchte er, Flea auf dem Diensthandy zu erreichen, obwohl er wusste, dass sie

nicht drangehen würde. Der zuständige Sergeant zeigte sich verständnisvoll und gab ihm Fleas Privatnummer, aber der Anruf dort wurde geradewegs auf die Voicemail umgeleitet. Er wusste nicht, was er sagen sollte, und legte auf.

Eine Weile blieb er sitzen und beobachtete eine Bande Hoodies, die aus dem Hausflur des Hochhauses zu ihm herausstarrten. Diese Kids rochen einen Bullen schneller, als sie spucken konnten. Und er dachte über das Geld nach, das Jonah hatte verdienen wollen. Achtzehnhundert Pfund. Nur ein kleines bisschen mehr als das, was TIDARA für einen Entzug berechnete. Die Broschüre lag auf dem Beifahrersitz, und er nahm sie in die Hand und starrte auf die knorrige Wurzel mit dem Kugelschreiberkringel. Noch einmal griff er zum Telefon und rief die Multimediaeinheit in Portishead an: Wenn sie die Videoaufnahmen von Mossy gefunden hätten, sollten sie ihm ein Standfoto von dem Typen im weißen Hemd auf sein Handy schicken. Dann startete er den Motor und rollte ganz langsam aus der Wohnsiedlung.

Er dachte wieder an das Ibogain. Ibogain und Kaiser Nduka, der alles über seine Verwendung in religiösen Ritualen wusste. Er wohnte in den Mendip Hills, nicht weit weg, nur eine Ausfahrt weiter an der M4. Das Team könnte hier weitermachen, und er hätte Zeit hinzufahren und wieder zurückzukommen. Ohnehin hatte er das Gefühl, dass Nduka für die Ermittlungen wichtig war.

Nduka lebte in einem Teil von Somerset, der aussah wie Frankreich: Heruntergekommene Steinhäuser standen an baumgesäumten schmalen Straßen, die sich durch die Hügellandschaft schlängelten.

Caffery fuhr gemächlich durch Wolken von Mücken und musste einmal anhalten, um eine Reihe von Pferden aus einer Reitschule vorbeizulassen. Die Einfahrt war leicht zu finden; in der Hecke stand ein ovales Holzschild mit der Inschrift »Dear Holme«, so wie es aussah, ein Überbleibsel aus der Zeit,

als das Haus gebaut worden war. Als er die Straße verlassen hatte, wurde die Fahrt holpriger. Die Zufahrt führte steil bergauf und war verwahrlost und voller Rillen und Schlaglöcher. Hoch wuchernde Schlüsselblumen hingen über dem Weg; sie streiften am Wagen entlang und hinterließen Blütenstaubspuren auf der Windschutzscheibe. Es war, als würde er durch einen Urwald fahren, als befände er sich in einem anderen Land, und bei einem Blick auf sein Handy war er nicht überrascht festzustellen, dass die Signalanzeige schrumpfte und dann durch das Bild eines durchgestrichenen Telefons ersetzt wurde.

»Scheiße«, knurrte er. Er steckte das Telefon in die Brusttasche und fuhr ohne jedes Richtungsgefühl weiter, bis die überhängenden Bäume und Pflanzen hinter ihm zurückblieben. Er durchquerte eine kleine Wiese, und die Zufahrt erweiterte sich. Er befand sich ungefähr hundert Meter von einem baufälligen Haus aus den fünfziger Jahren am oberen Rand eines weiten Tals, umgeben von morschen Nebengebäuden entfernt. Unkraut spross aus dem Asphalt, Glasscheiben - vielleicht von demontierten Gewächshäusern - stapelten sich am Straßenrand, und ein paar der unteren Fenster des Gebäudes waren mit Brettern vernagelt. Es sah verlassen und vergessen aus, aber nicht der Anblick des Hauses ließ sein Herz heftiger schlagen, sondern das, was vor der Haustür parkte: ein silberner Ford Focus.

Das Kennzeichen begann mit »Y9«. Fleas Kennzeichen fing mit »Y9« an, das hatte er am Morgen auf dem Parkplatz vor der Zentrale gesehen. Das war kein besonders außergewöhnlicher Zufall, es dürfte in der Gegend ein paar hundert silberfarbene Focus mit einem Y im Kennzeichen geben. Andere Dinge, die er auf dem Parkplatz bemerkt hatte, beunruhigten ihn mehr: das kleine Stück Stoff, das aus dem Kofferraum heraußspitzte, als hätte sie achtlos den Deckel zugeschlagen und irgendetwas eingeklemmt, und die marineblaue Sport-

tasche auf der hinteren Ablage. Das konnte nicht auch noch ein Zufall sein.

Caffery wandte sich dem Haus zu. Er konnte nicht sagen, warum, aber er hatte ein Bild vor Augen, ein Bild von unerklärlichen Dingen, die hier draußen passierten, von Leuten, die im Dunkeln barbarische Tänze aufführten. Kaiser war hierzulande einer der führenden Experten auf dem Gebiet der Hexerei. Er hatte Verbindungen zu TIDARA. Etwas Kaltes kroch ihm den Rücken hinauf. Was hatte Mabuza gesagt? Die Intellektuellen hätten sich gegen ihn verschworen?

Er bremste und fuhr im Schritttempo weiter. Leise und ohne Hast, um niemanden im Haus zu alarmieren, lenkte er den Wagen von der Zufahrt hinunter auf das Gras und wendete, sodass der Kühler zur Straße gewandt war. Er stellte den Motor ab, stieg aus und schloss die Tür mit leisem Klicken. Orte wie dieser hier, trostlos und ungepflegt, gefielen ihm nicht: Sie erinnerten ihn an einen Ort in Norfolk, wo er einmal gewesen war und Hinweise über Ewan zu finden gehofft hatte.

Langsam ging er durch das Gras auf das Haus zu. Er hörte nur das Ticken des Motorblocks, der sich abkühlte. Eine Katze lag im Schatten einer Wassertonne; sie öffnete die Augen und musterte ihn aufmerksam. Er ging zur Seite des Hauses und blieb dort im Schatten stehen. Die Wärme im Mauerwerk strahlte auf seinen Rücken, und er kam sich vor wie ein Idiot, weil er hier herumschllich wie ein Sondereinsatzkommando. Er zog die Jacke aus und hängte sie über den Griff einer verrosteten Rasenwalze. Dann wischte er sich mit dem Hemdsärmel über die Stirn und begann zu zählen. Bei zehn würde er zur Haustür gehen und offiziell läuten und um eine dienstliche Unterredung bitten. Dann würde er über all das lachen und nicht mehr gegen Windmühlen kämpfen.

Und genau das hätte er auch getan, wenn nicht bei fünf jemand im Haus, gleich auf der anderen Seite der Mauer, angefangen hätte zu schreien.

*18. Mai*

Er arbeitete lange genug in diesem Beruf, um zu wissen, wann er sich an seine Ausbildung halten sollte und wann nicht. Er wusste, dies war ein Augenblick, in dem er sich genau an das halten sollte, was er gelernt hatte. Er sollte die Einsatzzentrale rufen. Aber das rote Licht am Radio blinkte und zeigte an, dass es ebenfalls keinen Netzkontakt hatte. Er würde nicht zurückfahren, bis er wieder im Funkbereich wäre. Also tat er das genaue Gegenteil von dem, was er hätte tun sollen: Er ging weiter.

Einen oder zwei Schritte weit vor ihm lehnte ein Holzstiel an einem der Glasstapel. Er stammte offenbar von einer Axt oder einer Schaufel, und Gewicht und Größe waren genau richtig. Caffery packte ihn und zog sich zurück in den Windschatten des Hauses. Den Knüppel mit zitternden Armen vor sich ausgestreckt, blieb er dort stehen. Das Schreien hatte aufgehört; er schob sich an das nächste Fenster heran und spitzte die Ohren, um herauszufinden, was da vorging. Er ließ sich in die Hocke sinken, bewegte sich im Krebsgang unter dem Fenstersims entlang, richtete sich dann wieder auf und lief bis zur Ecke. Dort presste er sich mit dem Rücken an die Wand und spähte um die Ecke.

Eine Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben, und die Vorderseite des Hauses lag im Schatten. Der graue Rauputz wirkte stellenweise narbig, als sei er von Granatsplittern getroffen worden. Die Katze war noch da und putzte sich das Gesicht, als wäre nichts geschehen. Ungefähr drei Meter hinter ihr spannten sich Plastikplanen, die allem Anschein nach die Vorderveranda verhüllten. Stapel von Ziegelsteinen fixierten sie. Schwer atmend schlich Caffery, den Holzstiel fest umklammernd, darauf zu.

An der Veranda angekommen, lüpfte er vorsichtig den Rand der Plane. Von hier aus konnte er sehen, dass es keine Haustür gab. Stattdessen war die Öffnung ungeschickt mit blauer Folie verschlossen. Das Logo des Herstellers war in Weiß daraufgedruckt. Vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, duckte er sich unter der Plastikplane hindurch und drückte einen Finger in die Folie. Sie gab ein wenig nach. Er wischte sich die Spinnweben vom Gesicht und aus den Haaren und blieb mit angehaltenem Atem dicht davor stehen. Das Schreien hatte aufgehört, und er vernahm gar nichts - kein Geräusch, keine Bewegung. Eine Stimme in seinem Hinterkopf drängte ihn, sich zurückzuziehen, *zurück, du Idiot...* aber stattdessen zog er den Autoschlüssel aus der Tasche und schnitt mit dem kleinen Schweizer Messer am Schlüsselring ein Loch in die blaue Folie.

Als die Klinge sich hineinbohrte, hielt er inne und stellte sich vor, wie es von innen aussehen würde: eine kleine Beule und dann die Messerspitze, blinkend vielleicht. Sein Herz klopfte bis zum Hals, und der Schweiß brach ihm aus. Es juckte an den Seiten und auf dem Rücken. Er zählte bis zehn, und als niemand herausgestürmt kam, zog er das Messer glatt herunter und machte einen langen, geraden Schnitt in die Folie. Erschrocken von dem Geräusch wich er zurück.

Als sich nach einer Minute drinnen immer noch nichts rührte, kauerte er sich vor den Schlitz, schob den Finger hindurch und zog ihn auf, sodass er ein paar Schritte weit ins halbdunkle Innere spähen und lauschen konnte. Der Geruch von Vernachlässigung und Verfall wehte heraus, der Geruch von feuchtem Zement und stehendem Wasser. Er hörte ein trüges Flattern wie von Schwingen, die irgendwo im Dunkeln langsam schlügen. Sonst nur gespenstische Stille.

Er bohrte den Holzstiel durch den Schlitz und schob die Folie zur Seite. Kühlere Luft wehte heraus und strich über seine Haut. Vorsichtig schob er einen Fuß hindurch, und mit

einer schnellen Seitwärtsdrehung schlüpfte er ganz hinein und ging sofort in die Hocke. Er hielt den Atem an und lauschte wieder. Es dauerte ein paar Sekunden, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, aber dann erkannte er, was das flatternde Geräusch hervorrief: Jede Tür, die von hier wegführte, war mit weißen Plastikplanen verhängt, an den Seiten geschlitzt und oben mit Klebstreifen befestigt, sodass sie sich in unsichtbaren Luftströmen hoben und blähten. Bei dieser Totenstille und abgestandenen Luft musste er an Leichenkammern denken.

Langsam ging er auf die erste Plane zu und lugte hindurch: Was er sah, war einmal ein Wirtschaftsraum gewesen. Die Waschmaschine stand noch in der Ecke, aber sie schien seit einer Weile nicht mehr benutzt worden zu sein. Bücherkisten stapelten sich davor, und auf dem Bügelbrett lagen schmutzige Küchentücher. Hinter der nächsten Plane fand er eine Küche: Essensreste auf dem Tisch, Zeitschriftenstapel überall, und ein Meerschweinchen, das mit glitzernden Augen aus seinem Käfig auf der Arbeitsplatte starrte. Er wollte eben durch die nächste Plane gehen, als dahinter die Schreie wieder anfingen.

## 50

### *18. Mai*

*Weglauen bis ans Ende der Welt... Weglaufen bis ans Ende der Welt...*

Er liegt auf dem Sofa, seine Augen bewegen sich unter den Lidern, und Skinnys Worte bilden Muster in Mossys Kopf und wiederholen sich in langen, fieberhaften Ketten. *Weglauen bis ans Ende der Welt...*

Er ist zu sehr in seinen Gedanken versunken, um zu bemerken, dass der Schatten im Korridor zurückgekehrt ist. Er schwebt da und beobachtet ihn nachdenklich mit gelben Augen, und er wäre geblieben, wenn sich da nicht eine Tür geöffnet hätte. Der Schatten huscht davon, als das Licht in den Korridor flutet. Man hört, wie eine andere Tür sich schließt, und im Hintergrund zischeln leise, bösartige Stimmen.

Mossy öffnet die schweren Lider. Sein Kopf ist geschwollen, aber er sieht Leute da draußen - nicht nur einen oder zwei, sondern mehr. Er sieht ihre Schatten an der Wand und hört ihre gemurmelten Drohungen. Jemand hebt die Hand, und es kommt zu einer Rauferei. Und noch ein Geräusch. Es fängt an wie ein heiseres Schluchzen und wird dann zu einem lang gezogenen Schrei, so hoch und dünn, dass es klingt, als würde da ein Mädchen schreien.

»Mach keinen Lärm«, zischt jemand. »Mach keinen Lärm, verflucht.«

Etwas Schweres, Plumpes fällt zu Boden, und sofort hört das Schreien auf.

Mossy ist jetzt wach. Er sitzt aufrecht und starrt auf das Gitter. Aus diesem Winkel kann er nichts sehen: Was immer da passiert, passiert unsichtbar für ihn, zu weit hinten im Korridor. Aber aufgrund der Geräusche hat er seine Vermutungen: Wer immer da geschrien hat, hat aufgehört, weil er zu Boden geworfen wurde, vielleicht k.o. geschlagen. Er vernimmt ein Würgen, und dann klatscht etwas, als würde Wasser auf den Boden gegossen oder als müsste sich jemand erbrechen. Dann Stille.

Mossy bleibt, wo er ist. Sein Herz macht Sprünge in der Brust, und er möchte weinen. Er betet, dass es Jonah ist, den er da hört, dass er endlich gekommen ist. Er wünscht es sich so sehr, dass er weiß, er wird ihn nicht freundlich willkommen heißen. Er wird ihn anschreien und würgen, denn das Schwein muss wissen, dass es jetzt zu spät ist, und was jetzt auch passieren

mag, was immer er durchmachen und welches Opfer er auch bringen wird - es ist alles nicht mehr wichtig. Nichts davon ist mehr wichtig, denn *verflucht, er ist zu spät gekommen.*

Caffery kam mit einem Satz durch die Plane ins Wohnzimmer, den Knüppel hinter dem Rücken, die Hand über der Brusttasche mit der Ausweismappe, sauber und effizient. Er mochte ruhig erscheinen, aber die Aggression war spürbar. Sein Blick erfasste den Raum: der dreihundertsechzig-Grad-Standard-Blick. Er war hinter einem großen Sofa in den Raum getreten, und an der Wand gegenüber stand ein Fernseher mit einem körnigen Schwarzweißbild: Ein junger Mann in einem Khakihemd drehte und wand sich auf einem Bett, und seine Schreie erfüllten den Raum. Ein Mann auf dem Sofa wandte ihm sein großes, wie gemeißelt aussehendes Gesicht zu, umgeben von einem Kranz grauer Locken.

»Kaiser Nduka?«, rief Caffery und übertönte die Schreie. »Sind Sie Kaiser Nduka?«

»Wer sind Sie?«

Caffery ließ seinen Ausweis aus der Tasche schnellen und hielt ihn ihm vor die Nase. Den Holzstiel hatte er immer noch schlagbereit für den Fall, dass dieser irre Vogel irgendetwas versuchen sollte. Flea befand sich nicht im Zimmer. Ein zerlegter Motor lag auf dem Boden, eine Gartenschere auf dem Tisch. Er behielt die Schere im Blick, während Nduka seinen Ausweis studierte. Seine große Nase zuckte, als könnte er ihn riechen. Schließlich lehnte er sich resigniert zurück. »Ich verstehe«, sagte er leise. Sein Gesichtsausdruck war ruhig, beinahe traurig, als wäre es eine schreckliche Schande, dass es so gekommen war. »Ich verstehe.«

Caffery ging vorsichtig um das Sofa herum und stieg über die Motorteile. Vor ihm war ein Wandschrank; die Tür stand offen, und er sah Reihen um Reihen von Videokassetten, mindestens

vierzig Stück, allesamt weiß etikettiert. Er nahm die Fernbedienung vom Tisch und schaltete den Ton ab. Die plötzliche Stille war fast ebenso schockierend, wie die Schreie es gewesen waren. Auf dem Bildschirm wand der Mann auf dem Bett sich in lautlosen Krämpfen und fuchtelte wie eine Marionette mit den Armen. Er hatte sich in die Hose gemacht, sah Caffery. Ein dunkler Fleck breitete sich auf dem Laken aus.

»Okay«, sagte Caffery. »Was hat diese Scheiße zu bedeuten?«

Nduka zuckte vielsagend die Achseln, als hätte er das Benehmen der Polizei satt, wüsste aber, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als mitzuspielen. »Das ist ein Experiment.«

»Ein *Experiment*«. Cafferys Finger, die den Knüppel umschlossen, waren schweißnass. »*Fuck*, Sie sind doch irre. Sie haben dieses Video für Ihre Klienten gemacht, oder? Damit die sehen, dass die Ware echt ist.«

Nduka strich sich mit einer Hand über die Stirn. »Ich weiß nicht, wovon Sie da reden.«

»Sie geben das Ihren Kunden.«

»Wie bitte?«

»Ich habe gesagt...« Caffery knirschte mit den Zähnen und deutete mit dem Finger auf ihn. »Ich habe Sie gefragt, ob das, ob *die* da« - er deutete auf die Reihen der Kassetten im Wandschrank -, »sind das Videos, die Sie Ihren Kunden geben?«

»Sie sind sehr alt.«

»Es ist mir scheißegal, wie alt sie sind. Das war nicht die Frage. Die Frage ist, sind es Videos, die Sie Ihren Klienten geben?«

»Der junge Mann war einverstanden mit dem, was ihm passiert ist. Er hat es erlaubt. Aber vielleicht bedeutet Ihnen menschliche Zustimmung nichts. Ich weiß zwar zu schätzen, dass Sie hier sind, aber wenn Sie mich verhaften wollen, verhaften Sie mich *deswegen*.« Er hob die Hand und deutete zu den Außengebäuden hinaus. »Wegen der magischen Pilze, die

ich da züchte, wegen des Cannabis, des Gras und all der anderen Sachen. Ehrlich gesagt, wissen Sie, wäre mir das ziemlich willkommen. Vielleicht würde die Publicity dafür sorgen, dass die Universität aufhört, mich wegen meiner Forschungserfolgsquote zu drangsalieren. Dafür sollten Sie mich verhaften, nicht wegen...«

»Halten Sie den Mund«, sagte Caffery eisig. »Halten Sie einfach den Mund.«

Nduka lächelte ihn heiter, beinahe freundlich an, als säßen sie an einem sonnigen Nachmittag bei einer schönen Tasse Tee zusammen. Und sehr gelassen stand er auf und griff nach der Gartenschere.

»Nichts da, verdammt!« Caffery hob seinen Knüppel und sprang seitwärts um den Kaffeetisch herum; er rutschte aus, kam aber noch rechtzeitig, um die Schere vom Tisch zu stoßen. Laut klappernd fiel sie zu Boden und drehte sich dort um sich selbst. Beide Männer wichen einen Schritt zurück, überrascht, wie schnell die Situation gewalttätig geworden war.

Nduka hob beide Arme, als hätte er nie die Absicht gehabt, auch nur in die Nähe der Schere zu kommen. Er holte tief Luft, wich unsicher ein paar Schritte zurück und blieb mitten im Zimmer stehen. Er wischte sich die Hände am Hemd ab, als wäre er ratlos und die Lösung des Problems bestände darin, seine Hände zu säubern.

»Los!«, befahl Caffery. »Zurück, zurück zum Sofa. So ist es richtig.«

»Natürlich.« Nduka blinzelte. Er setzte sich, und seine langen Beine reichten ihm fast bis zur Brust. Er schlängelte die Arme um den Oberkörper. »Natürlich.«

»Und bleiben Sie da.« Caffery stieß mit dem Finger in Kaisers Richtung. »Genau da.« Erst nach einigen Augenblicken, als er sicher war, dass Nduka sich nicht von der Stelle röhren würde, nahm er den Finger wieder herunter. Er ging zu einem Fenster und zog den Vorhang zur Seite. Fleas Auto

stand draußen in der Sonne. »Das ist Sergeant Marleys Wagen da draußen.«

»Wessen Wagen?«

»Sergeant Marleys. Sie wissen, vom wem ich rede.«

»Sie meinen Phoebe?«

»Was tut sie hier?«

»Sie besucht mich.«

»Weshalb?«

»In einer Privatangelegenheit.«

Caffery ließ den Vorhang los. »In einer Privatangelegenheit? Scheiße, wollen Sie mir erzählen, dass sie eine Freundin von Ihnen ist?«

Nduka antwortete nicht. Beinahe amüsiert sah er Caffery mit seinen unergründlichen braunen Augen an.

Caffery spürte, dass ihm das Blut in den Kopf strömte. »Was haben Sie mit ihr gemacht?« Seine Stimme klang ruhig, obwohl ihm der Schweiß in Strömen über den Rücken lief. »Wo ist sie?«

»Oh, sie ist...« Nduka rieb sich die Stirn. »Ja, sie ist beschäftigt.« Seine Hand bedeckte halb das Gesicht, aber trotzdem sah Caffery, dass sein Blick zum Korridor gehuscht war.

»Im Flur?« Er löste sich vom Fenster. »Muss ich da hinausgehen?«

Nduka gab keine Antwort. Er behielt die Hand, wo sie war, halb vor den Augen.

»Ja«, sagte Caffery. »Im Flur.« Er ging zur Tür, schlug die Plane zurück und spähte in die Dunkelheit. »Was ist da unten?«

Nduka ließ die Hand sinken. »Mein Haus. Es ist nicht sehr schön, das gebe ich zu, aber es ist mein Haus.«

»Dann zeigen Sie's mir.« Caffery winkte ihm. »Kommen Sie, Arschloch, zeigen Sie's mir.«

Nduka rappelte sich hoch, als hätte er Rückenschmerzen. Vorsichtig stellte er einen Fuß vor den anderen, wie bei einem

Tanz. In der Tür zog er die Brauen hoch und warf Caffery einen Blick zu.

»Sie zuerst.« Caffery stellte sich mit dem Rücken zur Wand und hielt seinen Knüppel mit beiden Händen fest.

Mit trauriger Miene ging Nduka an ihm vorbei und auf langen steifen Beinen hinaus in die Dunkelheit.

Caffery ließ die Plane fallen und folgte ihm mit ein paar Schritten Abstand, den Holzstiel einsatzbereit in den Händen. Man konnte nicht viel erkennen, aber der Flur war mit einem alten, verschlissenen, farbverspritzten Teppichboden ausgelegt. Profilleisten aus dem Baumarkt klebten unfachmännisch in den Winkeln zwischen Wänden und Decke, und jemand hatte angefangen, die Tapeten abzureißen, und dann auf halben Wege wieder aufgegeben. Kalte, abgestandene Luft wehte hier durch, bei der Caffery sich die Nackenhaare sträubten.

»Die Videos wurden aufgenommen, als ich an der Universität war«, sagte Nduka vor ihm im Zwielicht.

»Halten Sie die Klappe, was die Videos betrifft.«

»Es waren Freiwillige. All die jungen Leute sind freiwillig dabei gewesen.«

»Ich habe gesagt, Sie sollen die Klappe halten. Sagen Sie mir lieber, was Sie mit ihr gemacht haben.«

Nduka blieb stehen. Er deutete zum Ende des Korridors, zu einer weiteren mit Plastik verhängten Tür. Dahinter strahlte ein blaues, ätherisches Licht, fast wie in einem Krankenhaus. Einen Augenblick lang blieben beide reglos stehen. Cafferys Herz schlug schneller, als er weiterging. Er holte tief Luft, schob die Plane beiseite und sah vor sich einen großen Wintergarten. Die Sonne schien schräg durch die staubigen Fenster. Der Raum war nicht gestrichen; er roch nach Terpentin und Lösungsmitteln. Und er war leer.

»**Fuck.**« Er drehte sich zu Nduka um. »Sie ist nicht da.«

»Oh, sie ist da«, sagte Nduka unbekümmert. Zur Rechten

führte eine hellblau gestrichene Tür zurück ins Haus. Er deutete mit dem Kopf darauf. »Da hab ich sie hingesetzt.«

Caffery hatte den Grundriss des Hauses ungefähr im Kopf, und er wusste, die Tür würde seitlich in die Küche führen. Automatisch ging er einen Schritt darauf zu, aber dann blieb er stehen. Seine Kehle schnürte sich ihm zu. Plötzlich fühlte er sich sieben Jahre zurückversetzt in die Vergangenheit, in einem kleinen Bungalow weit draußen auf dem Land in Kent. Er befand sich wieder bei einem Psychopathen, der ihm erzählt hatte, wo eine Frau zu finden war, einem Irren, dem es Spaß machte, Caffery loszuschicken, damit er sie fand und sah, was er mit ihr angestellt hatte. Es hatte nichts mit dieser Tür zu tun, sondern mit Ndukas Gelassenheit, die ihn daran erinnerte. Das, und vielleicht die Lage dieses einsamen Hauses hier.

Er ballte die Fäuste und löste sie dann wieder. Tat es noch einmal. Dann sah er Nduka von der Seite an. »Sie machen auf«, sagte er, und etwas krümmte sich unter seinem Brustbein. »Los. Machen Sie auf.«

Nduka presste einen Finger an die Schläfe. »Tja«, sagte er, »wenn ich muss...«

Er trat vor und drückte die Tür auf. Dahinter lag ein kleines, hellerleuchtetes Zimmer mit Bücherstapeln vom Boden bis zur Decke und einer tief hängenden Leselampe. Viel Platz gab es nicht; Tische und große Karteikästen waren voll von Papier, aber mitten drin saß Flea in einem schwarzen Sweatshirt. Ihr Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, und auf ihrem Schoß lag ein Stapel Papier. Als die Tür aufging, drehte sie sich um und machte ein verdutztes Gesicht.

»Sie?« Sie blinzelte. »Was machen Sie denn hier?«

Caffery antwortete nicht. Es war ihm egal, sagte er sich. Sie interessierte ihn einen Scheißdreck. Langsam sagte er es sich im Geist vor; seine Augen waren geschlossen, und die Sonne drang durch die Lider. *Es ist dir egal, ob sie lebt oder stirbt.*

*18. Mai*

Er war der Letzte, den sie erwartet hatte: Caffery stand ohne Jackett in Kaisers Wintergarten, Staub an den Hemdsärmeln, und in den Händen hielt er etwas, das aussah wie der Stiel einer Mistgabel. Gerade noch war sie in die dreißig Jahre alten, ihr von Kaiser gegebenen Unterlagen vertieft gewesen, und ein langsames Grauen hatte sie beschlichen, weil sie wusste, dass es irgendetwas mit ihrem Vater zu tun hatte - und im nächsten Augenblick füllte das Zimmer sich mit Licht und Luft.

»Kaiser?«, fragte sie, aber sein Gesicht war ausdruckslos, als wäre zwischen den beiden Männern etwas Furchtbare geschehen. Auch Cafferys Gesicht verriet nichts. Er sah sie nur mit wässrigen Augen an, und etwas arbeitete in ihm. Einen Moment lang dachte sie, er sehe traurig aus. Dann hatte sie den Eindruck, es sei nicht Trauer, sondern Zorn, und er werde sie schlagen. Und zum Schluss kroch etwas Kaltes in seinen Blick, als brächte er ihr nur Verachtung entgegen.

»Was machen Sie hier?«, wiederholte sie. Sie legte die Unterlagen zur Seite und stand auf. »Wie sind Sie hergekommen?«

»Verflucht«, knurrte er. »Ich werde mich nie daran gewöhnen, wie die Leute sich gegenseitig belügen.«

»Was?« Sie folgte ihm hinaus ins helle Tageslicht. »Was soll das heißen?«

Aber er hörte nicht zu. Er warf den Mistgabelstiel zu Boden und packte dann Kaiser am Arm. Bevor sie sich's versah, hatte er ihn in das kleine Zimmer gestoßen. Kaiser wehrte sich nicht; er ließ sich schubsen und protestierte auch nicht, als Caffery die Tür schloss und den Schlüssel herumdrehte.

»Hey!« Sie griff nach seinen Händen. »Was soll denn das?«

Er riss die Hand weg und steckte den Schlüssel ein. »Halten

Sie den Mund. Sonst können Sie mit ihm da reingehen.« Er kehrte zurück in den Korridor.

Fassungslos über das, was hier passierte, blieb sie stehen. Dann lief sie ihm nach. »Sie wollten Jonah suchen. Das haben Sie versprochen. Was machen Sie hier?«

Er antwortete nicht, ging in die Küche, öffnete Schränke, zog Schubladen heraus und hockte sich nieder, um hineinzuschauen. »Was ist denn?« Sie blieb in der Tür stehen und beobachtete ihn. »Was suchen Sie?«

Er beachtete sie nicht, sondern öffnete die Tür zum Wirtschaftsraum, wo er Kisten und Müllsäcke auseinanderriss. »Ich habe Sie gefragt, was Sie suchen?«

»Mallows' Leiche.« Er drängte sich an ihr vorbei in den Flur. »Erinnern Sie sich? Dem die Hände abgeschnitten wurden?«

Sie starrte ihn an, als er die Treppe hinaufrannte, immer zwei Stufen auf einmal. Der Name Mallows ergab nicht gleich einen Sinn. Dann lichtete sich der Nebel. »**Mallows?**« Sie lief ihm nach. Oben auf dem Absatz holte sie ihn ein; er riss Türen auf, zog Vorhänge beiseite, wühlte in Kleiderschränken.

»Wieso, zum Teufel, glauben Sie, er ist hier?«

Er ging ins Bad, trat gegen die Verkleidung der Wanne, schaute in den Wäscheschrank. »Ihr Kollege da unten ist ein bisschen zu nah an dem Ort, wo Mallows zuletzt lebend gesehen wurde. Und anscheinend wissen Sie über die Videos Bescheid, die er da hat. Merkwürdige Sache, dass eine aktive Polizistin über die Existenz von Foltervideos informiert ist.«

»Die Videos?« Sie fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. »Ja, ja, von denen weiß ich. Aber das sind...«

»Foltervideos. Sie zeigen, wie jemand gefoltert wird.«

»Aber nicht Mallows.«

»Sind Sie sicher?« Er ging ins nächste Schlafzimmer und wühlte sich durch Stapel von Kleidern und Büchern, warf einen Blick unter das Bett und riss den Kleiderschrank auf. »Sie

wollen sagen, auf keiner von diesen Kassetten sieht man, wie Mallows die Hände abgeschnitten werden und wie ihm sein Blut abgenommen wird? Das wollen Sie sagen?«

»Es sind alte Kassetten. Aus den achtziger Jahren.«

»Das behauptet er.«

Flea kam herein und schloss die Tür. Es gefiel ihr nicht, wenn sie offen war - nicht mit den hallenden Zimmern da unten, mit den endlosen Reihen von Videos und mit Kaiser, eingeschlossen im Arbeitszimmer. Sie setzte sich auf das Bett, massierte sich die Schläfen und dachte an die Worte ihrer Mum: »Wenn du meine Meinung hören willst - was er getan hat, war wirklich unmoralisch. Es war unerhört.«

Caffery starnte sie an. Ein Schweißtropfen rollte über seine Stirn.  
»Und?«

»O Gott«, flüsterte sie und rieb sich die Arme; sie hatte eine Gänsehaut bekommen. »Ich weiß es nicht. Er ist ein Freund meines Vaters, und mir war immer klar, dass er vor Jahren etwas Unrechtes getan hat. Ich wusste nur nie, *wie* verflucht unrecht es war. Ich habe noch nicht alles herausgekriegt, aber er hat...« Sie ließ den Satz in der Schwebe; die Worte gefielen ihr nicht. »Ich habe acht der Videos gesehen, sie sind alle gleich. Elektroden. Die hat er benutzt. Es war ein Experiment.«

»Ein *Experiment?*«

»Ich weiß... Alles im Namen der Wissenschaft.« Sie presste die Finger an die Schläfen, als könnte das den Druck in ihrem Schädel lösen. »Damals muss es anders gewesen sein, und es war auch nicht hier, sondern in Nigeria, in Ibadan - und wissen Sie, vielleicht herrschte eine andere Ethik, denn niemand hat ihn gestoppt. Erst ganz zum Schluss. Die, äh, die Leute, die Sie gesehen haben...«

»Ich habe nur einen gesehen.«

»Es gibt mehr, viel mehr, aber sie haben alle zugestimmt. Ich habe die Einwilligungserklärungen gelesen; als Sie hereinkamen, war ich gerade dabei. Es waren hauptsächlich wissenschaftliche

Hilfskräfte, und die Übrigen kamen von der Straße, sie machten es für Geld.« Sie verstummte, denn plötzlich war ihr etwas eingefallen. Thoms nächtliches Grauen. Er war immer davon überzeugt gewesen, dass Kaiser nachts auf der Straße Menschen jagte. Sie fröstelte. Vielleicht hatte Thom immer schon die Wahrheit gekannt - oder vermutet. Was sie Caffery gesagt hatte, entsprach der Wahrheit. Die Videos ließen sich erklären, sie waren unheimlich, aber nicht so unheimlich, wie er dachte. Aber auf einer anderen Ebene, ganz tief in ihr drin, wusste sie, dass sie unheimlich waren, weil sie etwas über Dad sagten, worüber sie nicht nachdenken wollte.

Sie fuhr sich über die Stirn und bemühte sich um eine ge- fasste Miene. »Sie verstehen, was ich meine? Es hat nichts mit Mallows zu tun.«

Caffery wirkte müde, als hätte er seit Jahren nicht mehr geschlafen. »Zumindest müsste ich einen Bericht schreiben und einen Durchsuchungsbeschluss erwirken.«

»Formal gesehen, ja«, murmelte sie. »Das müssten Sie.«

»Aber hier in England kann ich ihn nicht belangen. Es sei denn, er wäre zu der Zeit im nigerianischen Staatsdienst gewesen. Was er vermutlich nicht war?«

»Nein.«

»In dem Fall ginge die Sache an...«

»Interpol«, beendete sie den Satz. »Ich weiß - ich habe schon darüber nachgedacht.«

Er ließ seinen Blick eine Weile auf ihr ruhen. Dann nahm er die Hand von der Tür und zerrte an seiner Krawatte, bis sie so locker war, dass er sie über den Kopf ziehen konnte. »Na, kommen Sie«, sagte er und stopfte die Krawatte in seine Brusttasche. »Darum kümmern wir uns, wenn es so weit ist. Im Augenblick möchte ich mit dem alten Halunken über etwas ganz anderes reden.«

»Sekundäre Aufmerksamkeit. >Der Weg des Herzens.< Ein Winkel, ein Spalt in unserem Bewusstsein, in den wir manchmal hineinstolpern - der Ort der Erleuchtung.«

Kaiser sprach leise, während er sich von Caffery durch den Korridor zurückführen ließ. Die zu weite Hose hing an seiner mageren Gestalt. Flea folgte ein paar Schritte hinter ihnen und wünschte, sie könnte ihn am Reden hindern. Sie wollte nicht hören, was er vielleicht über Dad und die Videos zu sagen hatte.

»Die christliche Kirche«, fuhr er fort, »versucht so zu tun, als existierte es nicht. Aber andere Religionen sind weniger zurückhaltend - die alten Religionen, meine ich, die aus Leidenschaft und Intelligenz geboren sind, aus einem Verständnis für die Erde und den Lauf der Jahreszeiten. Nicht diejenigen, die durch Politik und Imperialismus verbreitet und aufgezwungen wurden.«

»Was haben Sie in der Klinik gemacht?« Caffery schob ihn ins Wohnzimmer.

Kaiser ließ sich auf dem Sofa nieder und redete weiter, als hätte er ihn nicht gehört. »Die alten Religionen wissen, dass es einen Ort gibt, zu dem wir nur selten Zugang finden, den Ort der wahren Erleuchtung. Es ist schwierig, *sehr* schwierig, dort hinzukommen. Ihn zu erforschen.«

»Kaiser...«, sagte Flea. Sie stand mit dem Rücken zum offenen Schrank und sah ihn an. Ihr Leben lang hatte sie geglaubt, der Schrank enthalte Drogen. Jetzt ballte sie die Fäuste hinter dem Rücken. »Antworte auf die Frage, Kaiser.«

»Er existiert in uns allen. Jeder von uns kann ihn finden, aber nur wenigen gelingt es. Außer natürlich, wenn wir sterben. In den paar Sekunden vor unserem Tod sind unsere Neuralbahnen so programmiert, dass sie uns vor dem Abschalten einen winzig kurzen Zugang zu diesem Ort gewähren - zu dem Ort, zu dem ich mich hingezogen fühle.«

Caffery hob die Gartenschere vom Boden auf und legte sie

ans andere Ende des Zimmers. Er verschränkte die Arme und lehnte sich ans Fenster. In der einen Hand hielt er einen Stapel Papier: die Einwilligungserklärungen, die Flea auf den Boden gelegt hatte. »Ich habe Sie gefragt, was Sie in der Klinik gemacht haben. Können Sie mir diese Frage beantworten?«

»Ah, ja, aber ich versuche Ihnen zu erklären, warum ich gezwungen war, *Schmerz* als nächste Annäherung an den Tod zu benutzen. Manche glauben, es gebe noch einen anderen Weg, der über gewisse Halluzinogene führt. Phoebes Vater zum Beispiel...«

»*Kaiser!*«, warf sie unvermittelt ein. Er erschrak. »*Beantworte die Frage!*«

Er starrte sie verblüfft an. »Welche Frage?«

»Meine Frage.« Caffery trat vom Fenster zurück und zog einen Stuhl unter dem staubigen Esstisch hervor. Er stellte ihn vor das Sofa und setzte sich, stützte die Ellbogen auf die Knie und starrte Kaiser finster an. »Meine Frage war: Was hatten Sie mit TIDARA zu tun?«

»TIDARA?«

»In Glastonbury. Dort wurde Ian Mallows zuletzt lebend gesehen.«

»Ian Mallows?«

»Tun Sie nicht, als wüssten Sie nicht, von wem ich rede.«

Kaiser blinzelte und sah Flea ratsuchend an. Sie erwiderte seinen Blick. Kaiser - einer der wenigen Freunde, die sie zu haben glaubte. Und jetzt stand alles auf dem Kopf. Sie hatte Mühe, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten.

»Ich wüsste es, wenn er lügt«, sagte sie leise. »Er weiß nichts.«

Caffery seufzte. Er warf die Einverständniserklärungen auf den Tisch, lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und streckte sich ein wenig, als entspannte er sich nach einem anstrengenden Tag. Aber das war Theater. Sie sah, dass er zitterte; das Adrenalin kreiste noch in seinem

Blut. »Man hat mir erzählt, Sie hätten dort die Arbeit beobachtet.«

»Ah, ja.« Kaiser zog ein Taschentuch hervor und wischte sich über die Stirn. »Es war Teil eines Forschungsprojekts. Die Resultate erscheinen im kommenden September im *British Journal of Psychology*. Der Einsatz von Ibogain beim Opiatentzug.«

»Erzählen Sie mir davon. Erzählen Sie mir vom Ibogain.«

Flea trat hinter Caffery und warf Kaiser einen warnenden Blick zu. Dass sie das Mittel eingenommen hatte, brauchte Caffery wirklich nicht zu wissen. Kaiser deutete auf die Bücherregale. »Darf ich? Ich habe ein bisschen Literatur.«

»Bitte.«

Kaiser erhob sich steif und ging zu den Regalen; er nahm Bücher herunter und stapelte sie vor Caffery auf. Dann setzte er sich eine zerbrochene Brille auf die Nasenspitze, blätterte in den Büchern und zeigte Caffery Fotos von Stammestänzen, Fetischen und Masken. »Ibogain kommt vom Stamm der Bwiti. Sie benutzen es, um Erinnerungen aus dem Gedächtnis zu lösen.«

Flea setzte sich auf die Armlehne des Sofas. Sie wollte Kaiser bremsen können, wenn er zu weit ginge. Caffery fragte: »Benutzt man es auch bei schwarzer Magie? Afrikanischer Hexerei?«

»*Afrikanische* Hexerei?« Kaiser spähte Caffery über seine Brillengläser hinweg an, als wäre er ihm ein Rätsel. »Ich bin nicht sicher, welches dieser beiden Worte ignoranter und herablassender klingt - die Bezeichnung >Hexerei< für eine tiefverwurzelte kulturelle Überzeugung oder die Verwendung des universellen Etiketts >afrikanisch< anstelle des Namens eines Volkes oder wenigstens eines Staates. Selbst wenn das Konzept >Staat< ein kolonialistisches Konstrukt ist, ist es immer noch besser, als ihnen allen den gemeinsamen Stempel >afrikanisch< aufzudrücken. Sagen Sie, erinnern Sie sich noch an den Fall dieses Kindertorsos in der Themse?«

»Ich weiß, was Sie meinen, ja.«

»Wie die Polizei die Sache damals behandelt hat, auch so ein erstaunliches westliches Missverständnis vom Funktionieren des afrikanischen Kontinents. Die Genitalien des Kindes wurden nicht entfernt, wenn ich mich recht erinnere, oder?«

»Nein.«

»Schon bevor Ihre Leute mit den Untersuchungen anfingen, hätte ich ihnen sagen können, dass südafrikanisches *muti* bei der Suche nach den Mördern auf die falsche Spur führt. Bei südafrikanischem *muti* hätte man die Genitalien abgeschnitten - als Erstes. Und wie merkwürdig war es, dass Ihre Polizei, obwohl das Kind aus Nigeria stammte, nach Südafrika tendierte. Dass sie mit Nelson Mandela sprachen. Man fragt sich, was Nelson Mandela mit einem kleinen nigerianischen Jungen zu tun hat. Wenn Sie also von afrikanischer Hexerei sprechen, vergessen Sie der Einfachheit halber, dass Sie nicht nur über einen tief verwurzelten religiösen Glauben reden, sondern von Überzeugungen aus siebenundvierzig verschiedenen Ländern und von zahllosen verschiedenen Völkern. Medizin und mystische Glaubensinhalte unterscheiden sich gewaltig von einer Region zur anderen.«

Caffery hatte etwas sagen wollen, aber etwas an Kaisers letztem Satz schien ihn zu irritieren. Er schwieg und dachte darüber nach, dann runzelte er die Stirn. »Können Sie konkret sagen, aus welcher Gegend ein bestimmter Glaube oder Aberglaube kommt?«

»Ziemlich konkret, ja - ziemlich.«

Caffery musterte ihn nachdenklich. »Haben Sie schon mal vom Tokoloshe gehört?«, fragte er.

»Wovon?«, erkundigte sich Flea.

»Vom Tokoloshe«, antwortete Kaiser. »Man sagt, er sei das Produkt einer Paarung zwischen einer menschlichen Frau und einem Pavian, und tatsächlich hört man gelegentlich anekdotische Berichte über Frauen, die versuchen, einen Tokoloshe zu zeugen.«

Caffery zog eine Braue hoch. Kaiser lächelte. »Ja, das zeigt, wie viel Glauben und Respekt ihm manche Leute entgegenbringen, nicht? Natürlich, sich selbst überlassen ist der Tokoloshe kaum eine Gefahr, sondern höchstens lästig. Aber er ist der Hausgeist eines Zauberers, und *dann* - unter dem Einfluss eines Zauberers - muss man vor dem Tokoloshe auf der Hut sein und spezielle Vorsichtsmaßnahmen ergreifen.« Kaiser hielt ein Buch in die Höhe. »Hier behauptet ein Mann, sein Lastwagen habe auf einer Landstraße in Drakensburg einen Tokoloshe überfahren. Natürlich ist es eine Fälschung, aber man sieht doch, wie clever es war und warum die Leute darauf hereingefallen sind.«

Als Caffery das Buch zur Hand nahm, konnte Flea an seiner Miene ablesen, dass er etwas Monströses betrachtete.

»Darf ich es sehen?«

Er hielt ihr das Buch hin. Das Foto zeigte einen Mann mit hochgekrempten Hemdsärmeln, der einen kleinen, vertrockneten, zu einem runden, schwärzlichen Pfannkuchen platt gewalzten Kadaver in die Höhe hielt. Die schwarzen Arme waren seitwärts abgespreizt wie Engelsflügel, der zerquetschte Kopf mit dem offenen Mund seitwärts gedreht. Unbehagen stieg in ihr auf, als sie den seltsam verdrehten Leichnam betrachtete.

»Ein ehemaliger Kollege in Nigeria konnte den Kadaver in seinen Besitz bringen«, berichtete Kaiser. »Tatsächlich hat er dafür bezahlt; fast dreitausend Rand, wie ich hörte, weil der Mann ziemlich hart verhandelte. Es stellte sich heraus, dass es ein Pavian mit einem aufgefropften menschlichen Schädel war; beides hatte man verbrannt und dann in die Sonne gelegt. Ich glaube, es gab eine polizeiliche Untersuchung, aber man fand nie heraus, wem der Schädel gehörte. Man vermutet aber, dass er aus einem Grab entwendet wurde. Zumindest gab es keine Hinweise auf ein Verbrechen.«

»Und das war in Südafrika?«

»Ja.«

»Ist der Tokoloshe ein südafrikanisches Phänomen?«

»Wassergeister wie er tauchen unter verschiedenen Namen überall auf dem Kontinent auf - als Krokodilgott zum Beispiel. Aber in Südafrika und weiter oben in Malawi, Mosambik und Zimbabwe heißt er Tokoloshe.«

»Wie steht es mit der Tradition, ihm eine Schale Menschenblut zu opfern?«

»Menschenblut? Ja - ich würde sagen, diese Tradition kommt aus Natal oder Gauteng, aber nicht aus der Kapregion.«

Caffery grunzte. »Danke.« Er klappte das Buch zu, stand auf und zeigte Kaiser sein Handy. »Gibt es irgendwo hier in der Nähe Netzkontakt?«

»Im Norden des Tals steht ein Mast. Ich benutze keine Funktelefone, aber ich glaube, hinter dem Haus haben Sie Empfang. Sie können durch den Wintergarten gehen.«

Caffery verschwand nach draußen. Kaiser sah plötzlich ein wenig verloren aus. Er lehnte sich erschöpft zurück. Eine Zeit lang schwiegen sie. Sie starre ihn an - die braunen Augen mit den schweren Lidern, den großen Kopf - und dachte daran, wie er ihr in der Tür erschienen war: ein Tierschädel über einem weißen Hemd. Sie hatte immer geglaubt, sie und Kaiser ständen einander nahe, aber jetzt fragte sie sich, ob sie ihn überhaupt kannte.

»Die Videos«, begann sie schließlich. »Dad hat von ihnen gewusst, stimmt's?«

Kaiser seufzte. Er senkte den Kopf und nickte fast unmerklich. »Ich kann dich nicht belügen, Phoebe. Ja, er wusste davon.«

»Er war an dem Experiment beteiligt, nicht? Ich habe gehört, wie ihr am Abend vor dem Unfall darüber gesprochen habt.«

»Wir sollten darüber nicht reden. David lebt nicht mehr. Er kann es dir nicht erklären, weil er keine Stimme mehr hat.«

»Nein«, sagte sie verbittert. »Nein, er hat keine Stimme mehr.«

Kaiser richtete sich auf. »Und? Bist du deshalb hergekommen?«

Sie antwortete nicht. Sie wollte ihm nicht erzählen, dass Mums und Dads Leichen gefunden worden waren, und ihn nicht fragen, woher sie gewusst hatte, dass es passieren würde. Sie wollte nicht über das Ibogain reden und ihn auch nicht fragen, ob sie während des Trips am Computer gewesen war. Nein, entschied sie, ich werde dir gar nichts erzählen. Du hast gesagt, es gibt Straßen, auf denen ich allein reisen muss, und du hast recht. Diese Straße ist lang, und im Moment vertraue ich dir nicht als Begleiter.

Sie verbannte das gruselige Bild des toten Tokoloshe aus ihrem Kopf.

»Phoebe?«, sagte Kaiser, aber sie ignorierte ihn, ging hinaus und durch den Korridor zum Wintergarten, um Caffery zu suchen.

Er wandte ihr sein Profil zu und hielt sich das Telefon ans Ohr, während er in Richtung Tal schaute. Als er das Gespräch beendet hatte, drehte er sich um und entdeckte sie durch die Glasscheibe. »Was ist?«, formte er mit dem Mund.

Sie öffnete die Tür und trat hinaus in die Sonne. Es roch nach Schimmel, gemähtem Gras und fernen Kühen. Ihr fiel auf, dass er immer noch ein wenig zitterte.

»Alles okay?«

Er nickte.

»Was ist los?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Ich dachte, Sie wären in Schwierigkeiten, okay? Vorhin, als Sie da im Arbeitszimmer saßen. Ich habe mich geirrt, aber das ändert nichts daran, dass ich dachte, ich komme da rein und finde Sie...«

»Ja?«

Er biss sich auf die Lippe und warf ihr einen hastigen Blick zu. Die ihr zugewandte Seite seines Gesichts lag im Schatten, aber es war doch hell genug, um zu erkennen, dass er müde und erschöpft aussah. »Nicht jetzt«, sagte er und drehte sich wieder um. »Nicht jetzt.«

Sie blinzelte und versuchte, ihn nicht mehr anzustarren. »Ist das alles? War das das Problem?«

Er schüttelte den Kopf, und jetzt erkannte sie, dass ihn noch etwas beschäftigte.

»Was denn? Was ist noch?«

»Jonah.«

»O Gott«, sagte sie tonlos. »Was ist mit ihm?«

»Etwas, das seine Eltern bisher nicht erwähnt haben. Es stellt die ganze Sache auf den Kopf, und ich habe Angst um ihn«, erwiderte Caffery.

»Angst um ihn?«, flüsterte sie, und Panik stieg in ihr auf. »Was denn? Was haben sie nicht erwähnt?«

»Mallows. Er und Dundas' Junge...«

»O Scheiße.« Flea hatte das Gefühl, irgendetwas stürze in ihr in die Tiefe. Sie begriff es plötzlich: die gleiche Sucht, der gleiche Hintergrund. Natürlich, sie mussten einander gekannt haben.

»Scheiße. Ich weiß, was Sie mir erzählen wollen. Scheiße, o Scheiße.«

Caffery steckte das Telefon ein, zog den Schlüssel aus der Tasche und lief seitlich um das Haus herum. Sie rannte ihm nach, und vor dem Haus hatte sie ihn eingeholt. Er nahm sein Jackett von einer rostigen Rasenwalze und sagte: »Es ist okay. Gehen Sie zurück zu Kaiser.«

»Was haben Sie vor?«

»Ich muss arbeiten.« Er zog die Jacke an und ging zu seinem Wagen.

»Nein.« Sie blieb an seiner Seite. »Warten Sie!«

»Ich rufe Sie an, sobald ich was habe.« Er stieg in den Wagen

und schlug die Tür zu. Er hatte schon den Motor gestartet, als sie nach vorn lief, die Hände auf die Haube legte und ihn am Wegfahren hinderte.

Er drehte sein Fenster herunter. »Verzeihung«, rief er. »Sie stehen mir im Weg.«

»Ja«, sagte sie. »Ja, das stimmt. Ich will, dass Sie warten. Lassen Sie mich meinen Schlüssel holen, ich komme mit.«

»Wie im Kino, meinen Sie?«

»Wie im Kino.« Sie richtete den Zeigefinger wie eine Pistole auf seine Stirn. »Also.« Sie stieß mit dem Finger in seine Richtung. »Sie fahren nirgendwo hin. Sie warten hier, bis ich meinen Schlüssel geholt habe.«

## 52

### *18. Mai*

Flea folgte Cafferys klapprigem Wagen. Er fuhr schnell über die Landstraßen und streifte die dichten Hecken. Sie musste sich konzentrieren, um ihn nicht zu verlieren. Auf der A3 8 ging es zurück in die Stadt und auf die Nebenstraßen in der Gegend von Easton, vorbei an Hauswänden voller Graffiti und an Zeitungsläden, vor denen Männer an Klapptischen saßen und Schach spielten, unter Überführungen hindurch und an Lagerschuppen vorbei, bis Caffery schließlich langsamer wurde, aus dem Seitenfenster schaute und dann an der Ecke einer Wohnstraße anhielt.

Flea parkte ihr Auto, schloss es ab und setzte sich zu ihm auf den Beifahrersitz. »Was machen wir hier?«, fragte sie. Auf der anderen Straßenseite teilten sich eine Kirche, ein Wettbüro und ein Supermarkt einen Häuserblock.

»Der Supermarkt«, antwortete er.

Sie beugte sich vor und spähte hinüber. »Eezy Pocket«, prangte auf dem rotgelben Ladenschild. Die Fenster waren vergittert, vor dem Eingang stand eine Zeitungstafel mit lokalen Schlagzeilen, und daneben lungerten zwei Kids herum und linsten mit verschlagenem Blick die Straße entlang, als warteten sie auf jemanden. »Was ist damit?«

»Ich weiß es nicht.« Caffery trommelte nachdenklich auf dem Lenkrad herum. Es war lange still. Sein Hemd wirkte sehr weiß auf seiner Haut, und sein dunkles Haar war sauber, aber wild zerzaust. Und sie bemerkte wieder diesen Gesichtsausdruck, der ihr zu sagen schien, dass er irgendetwas nur mit Mühe zurückhielt.

Eben wollte sie es sagen - *mein Gott, ich weiß, wie es Ihnen geht* -, als er sein Handy hochhielt. Auf dem Display erkannte sie das Bild eines schmächtigen, rattenhaft aussehenden Schwarzen mit vorgerecktem Kopf. Er trug ein weißes Hemd und eine schäbige braune Cordjacke.

»Die Multimediaeinheit hat das Bild aus dem Videomaterial der Überwachungskamera bei TIDARA eingescannt. Er war mit Mossy zusammen, als er zuletzt lebend gesehen wurde.«

»Wissen Sie, wer er ist?«

»Nein. Nie gesehen.« Er steckte das Handy ein und rutschte auf seinem Sitz umher. »Sie wissen noch etwas nicht«, sagte er. »Bei einem Freund von Mabuza hab ich was gefunden. Ein Typ namens Kwanele Diamini - er hatte eine Schale Blut in seiner Wohnung.«

»Nett.«

»Ja. Menschenblut, wie sich herausstellte.«

»Noch netter.«

»Mossys Blut.«

Flea sog die Luft zwischen den Zähnen ein. Jonahs Gesicht tauchte vor ihr auf. Sie hatte ihn nur einmal gesehen, auf einer Weihnachtsparty bei Dundas zu Hause. Da hatte er ihr seine

PlayStation gezeigt und ihr erzählt, eines Tages wolle er Videospiele schreiben. Natürlich hatte sie nicht geahnt, was die Zukunft für ihn bereithielt.

Caffery sah sie an. »Sie erinnern sich, was Kaiser gesagt hat: einem Tokoloshe Blut zu opfern, das sei ein Aberglaube aus dem Osten.«

»Dann haben Sie ihm zugehört?«

Er lächelte sarkastisch. »Ich habe jemanden bei der Einwanderungsbehörde angerufen - da gibt es einen, der zur Operation Atrium gehört. Ein netter Kerl. Hilfsbereit. Er hat mich letzte Woche über Mabuzas und Diaminis Status informiert.« Er klopfte seine Taschen ab, zog ein Päckchen Tabak heraus und legte es vorn auf die Ablage. »Aber ich wollte noch mehr über sie wissen...«

»Was denn, zum Beispiel?«

»Zum Beispiel: Wusste die Behörde, ob sie aus dem Osten des Landes kamen? Wo die Zulustämme zu Hause sind?«

»Wegen der Sache mit dem Blut?«

»Wegen der Sache mit dem Blut. Das Problem ist nur, er kann es mir nicht beantworten, jedenfalls nicht sofort. Er wird sich umhören, sagt er. Aber dann erwähnt er, dass die meisten schwarzen Südafrikaner, die aus dem Zuluterritorium nach Bristol kommen, früher oder später da drüben landen.« Er deutete mit dem Finger auf den Supermarkt. »Der Eigentümer stammt aus einem Slum in Durban. Er führt die Einwanderungsbehörde seit Jahren an der Nase herum. Zu ihm kommen die Leute, wenn sie hier in der Gegend eintreffen. Er macht alles, besorgt ihnen Arbeit, Drogen, einen Freund oder eine Freundin, je nachdem, was sie wollen. Er sorgt für alles. Die Behörde möchte zu gern etwas gegen ihn in die Hand bekommen; deshalb haben sie nichts dagegen, wenn ich ein bisschen genauer hinschaue.«

Caffery verstummte, als eine Gruppe von Schulkindern vorbeischlenderte: zehnjährige Jungen, denen die Strümpfe

an den dünnen Waden herunterrutschten und die ihre Schultaschen über den Boden schleiften. Ein paar von ihnen bückten sich, um in den Wagen zu spähen, einer grinste Caffery an, zeigte ihm den Mittelfinger und spazierte weiter, lässig und hüftschlenkernd wie die größeren Jungs.

»Das ist Hopewell, wo Jonah wohnt«, erklärte Caffery, als die Kinder vorbeigegangen waren. Er deutete mit dem Finger durch die Windschutzscheibe zu dem Hochhaus, das ein paar Straßen weiter in den Himmel ragte. »Nicht sehr weit, aber ich wette, dass es zwischen hier und dort mindestens zwanzig solcher Supermärkte gibt. Warum also ist er hierhergekommen?«

»Woher wissen Sie, dass er hier war?«

»Wegen der Tüten in seinem Schlafzimmer. Es sei denn, es wäre eine Kette, aber so sieht's nicht aus. Also muss er hier gewesen sein. Und das bedeutet, jemand hier kennt ihn, und *das* wiederum bedeutet...«

Er starrte hinüber. Flea folgte der Richtung seines Blicks. Die Schulkinder hatten die Straße überquert, den Supermarkt und ein paar geparkte Autos passiert und bogen in eine Seitenstraße ein.

»Was ist?«, fragte sie. Cafferys Augen waren schmal geworden, und sie erkannte an seinen harten Kiefermuskeln, dass er die Zähne zusammenbiss. »Was ist denn?«

Er löste seinen Sicherheitsgurt, öffnete die Tür und schwenkte die Beine hinaus. »In einem solchen Laden gibt es immer jemanden, der alles weiß. Und...«, er beugte sich in den Wagen und lächelte, »ich weiß, wer das ist.«

Er nahm seinen Ausweis aus der Tasche, zog seine Jacke aus und warf sie auf den Rücksitz. Ohne auf Fleas ratloses Stirnrunzeln zu achten, schloss er die Tür und ging quer über die Straße auf den Supermarkt zu. Der Wagen, für den er sich interessierte, ein blauer Nissan, parkte fünf oder sechs Meter

weiter neben einem Briefkasten. Der Fahrer - ein fetter Kerl in einem England-T-Shirt - saß bei offenem Fenster auf der Gehwegseite.

Caffery näherte sich von schräg hinten; er bewegte sich lässig, hielt sich aber dicht neben den anderen Autos, damit der Fahrer ihn erst bemerkte, wenn er bei ihm war. Dann riss er die Wagentür auf, und bevor der Mann reagieren konnte, zog er den Schlüssel ab, steckte ihn ein und schlug die Tür wieder zu.

»Hey, verdammt, was soll das...?«

Der Fahrer kämpfte mit der Tür und öffnete sie wieder, während Caffery vorn um den Wagen herumging und sich auf den Beifahrersitz setzte. Der Fahrer folgte ihm, so schnell sein Gewicht es erlaubte.

»Hey!« Vergebens zerrte er an der Beifahrertür. »Raus da, du Mistkerl! Raus aus meinem Wagen!« Er hämmerte ans Fenster. »Raus, oder ich hetz dir die Bullen auf den Hals!«

Caffery zog seinen Ausweis aus der Hosentasche und drückte ihn an die Seitenscheibe. Der Fahrer verstummte. Er brauchte sich nicht erst vorzubeugen, um herauszufinden, was für ein Ausweis das war; Caffery wusste, dass er ihn schon oft genug gesehen hatte. Er hörte auf, ans Fenster zu hämmern, ließ resigniert die Schultern hängen und legte die Hände auf das Wagendach. Er drehte sich um und schaute die Straße entlang, als zöge er in Erwägung wegzulaufen. Aber dann überlegte er es sich anders, stapfte müde um den Wagen herum und setzte sich schweigend wieder ans Steuer.

Es roch nach Schweiß, Essen und alten Klamotten. Als der Mann einstieg, ächzte und wippte der Wagen. Er brauchte eine Weile, um es sich auf dem kleinen Sitz bequem zu machen. Schweiß lief ihm über das Gesicht.

»Und?«, fragte er. »Sie können mir nichts. Ich hab keine Bewährungsauflagen und nichts. Ich bin clean. Ich kann sitzen, wo ich will und wann ich will.«

Caffery antwortete nicht. Die Schulkindermeute verschwand in der Ferne. Er wusste, dass der Mann sich bemühte, ihnen nicht nachzuschauen. Er wusste es, weil er den Typen gleich richtig eingeschätzt hatte, als er ihn von der anderen Straßenseite her sah. Vielleicht war es sein Fluch, dass er einen Pädophilen auf hundert Meter erkannte. Als er nicht antwortete, lehnte der Mann sich seufzend zurück und verschränkte die Arme. Er trug Shorts, und seine dicken spärlich behaarten Beine klemmten unter dem Lenkrad.

»Der Punkt ist - und das sage ich euch Typen immer wieder -, wir sind alle gleich. Innerlich sind wir Männer alle gleich, in unseren Gedanken, in unseren...«, er deutete mit dem Kopf in die Richtung der Schuljungen, »...in unseren Wünschen.«

Caffery biss die Zähne zusammen.

»Der einzige Unterschied«, sagte der Mann lächelnd, »ist der, dass ich den Mut habe, frei zu sein. Mich auszudrücken. Und Sie nicht.«

Caffery holte tief Luft. Dann, als der Fahrer eine ganze Weile geschwiegen hatte, drehte er sich auf dem Beifahrersitz zu ihm herum und schlug ihm in einer einzigen, fließenden Bewegung mit der Faust ins Gesicht. Der Kopf des Mannes prallte gegen die Sicherheitsgurthalterung, sein Mund flog auf, und Speichel sprühte hervor. Sein Kopf kippte nach hinten, und er presste beide Hände an die Wange. Blut tropfte ihm aus der Nase, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

»Was soll das?«, fragte er gepresst und hielt die Hand unter die Nase, um das Blut aufzufangen. »Ich kenne meine Rechte. Das dürfen Sie nicht.«

»Das hier darf ich auch nicht.« Caffery packte sein T-Shirt und drehte es so zusammen, dass der Kragen sich in die Fettwülste grub. Dem Mann quollen die Augen aus den Höhlen.

»Aufhören - hören Sie auf...« Hilflos zerrte er an Cafferys Händen. »Aufhören.«

»Auf wen wartest du, du Dreckstück?«

»Auf niemanden.«

»Erzähl mir nichts.« Caffery verstärkte seinen Griff. »Du wartest auf jemanden.«

»Nein, nein, ich warte auf niemanden.«

Caffery stieß ihn in den Sitz zurück, stieg aus und ging zur Fahrerseite. Einen Moment lang sah er Flea auf der anderen Straßenseite; sie war ausgestiegen, hatte die Sonnenbrille abgenommen und sah aufmerksam zu. Dann riss er die Fahrertür auf und zog den Mann heraus.

»Raus, du Fettsack«, keuchte er und kämpfte mit seinem Gewicht. »Raus, verdammt.«

Der Fahrer plumpste aus dem Wagen wie ein Korken aus einer Flasche. Wimmernd landete er auf allen vieren, und Blut tröpfelte von seinem Gesicht.

»Das dürfen Sie nicht, das dürfen Sie nicht.«

Caffery legte ihm eine Hand auf den Hinterkopf und drückte ihn hinunter, sodass sein Gesicht zwischen dem Briefkasten und dem Hinterrad des Wagens klemmte. Pendereckis Gesicht wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Auf dem Randstein neben dem Mund des Kerls lag ein Stück trockene Hundescheiße; Caffery dachte immer noch an Penderecki, als er den Kopf weiter nach unten drückte. Am liebsten hätte er ihn gezwungen, sie zu fressen.

»Bitte, hören Sie auf.«

Caffery lehnte sich mit der Schulter an den Wagen und kniete sich auf den Rücken des Mannes. Eine Stimme in seinem Hinterkopf erinnerte ihn: *So sterben Verdachtspersonen. So sterben sie in der U-Haft. Sie ersticken. Der Rechtsmediziner wird Rippenbrüche konstatieren, Blutergüsse, die darauf hindeuten, dass jemand auf dem Opfer gekniet hat. Sie sterben, weil sie nicht die Kraft haben, die Rippen zu spreizen und Luft in die Lunge zu saugen.* Und dann sagte die Stimme: *Das hättest du mit Penderecki machen sollen.*

»Du kannst dran sterben«, zischte er dem Mann ins Ohr.

»Was ich hier mache, wird dich umbringen - so fett du auch bist. Wenn ich lange genug weitermache, bist du tot. Okay?«

»Bitte, bitte nicht. Bitte...« Der Mann weinte jetzt. Er konnte nicht schluchzen, weil Caffery zu schwer war, aber Tränen rollten aus seinen Augen und mischten sich mit seinem Schweiß. »Bitte.«

»Sag's mir, du Schwein, oder wir bleiben hier, bis du *abkratzt*.«

Der Mann kniff die Augen zusammen. Er legte die Hände auf den Boden und versuchte, sich vom Pflaster hochzustemmen, um Luft zu bekommen. »Okay«, prustete er. »Gehen Sie runter, und ich sag's Ihnen.«

Caffery schlug mit einer Hand an den Wagen und richtete sich auf. Der Fahrer rollte keuchend herum und presste das Gesicht an den dreckigen Briefkasten.

»Es gibt ein paar... Leute«, stammelte er, »ein paar Leute, die herkommen..«

»Alles Stricher - oder bist du gern derjenige, der sie einreitet?«

»Nein.« Er schluckte. »Nein, das sind alles Profis.«

»Und schwarz? Hast du sie gern schwarz? Steht es so in deiner Akte? Junge Schwarze?«

Er nickte kläglich.

»Was?« Caffery legte beide Hände an den Wagen, sodass er sich über den Fahrer streckte. Er stellte fest, dass ein oder zwei Leute vor dem Supermarkt standen und ihn beobachteten, aber er blickte nicht auf. »Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, ja..«

Caffery wühlte sein Handy aus der Tasche, holte das Bild, das die Multimediaeinheit ihm geschickt hatte, auf das Display und hielt es dem Typen vors Gesicht. »Der hier. Den hast du auch gefickt, ja?«

Der Mann warf einen Blick auf das Bild und schaute gleich wieder weg. »Ja«, murmelte er. »Das ist einer von ihnen.«

»Name?«

»Wechselt. Jim, Paul, John, wie er grade Lust hat. Irgendwas stimmt nicht mit ihm. Er ist nicht wirklich zwölf, er sieht bloß so aus. In Wirklichkeit ist er achtzehn, das schwöre ich. Er hat irgendwas, das ihn jünger aussehen lässt...«

Caffery erinnerte sich an einen Jungen in London, einen Zwölfjährigen, dessen Werbespruch lautete: »Ich bin achtzehn, aber ich hatte einen Unfall, und seitdem sehe ich aus wie elf.« Der Spruch war für all die alten Kinderficker gedacht, die sich ihr dreckiges Vergnügen gönnen wollten. »Die Story kenn ich schon, du Stück Scheiße.«

»Aber es ist wahr.« Der Mann starrte ihn an. »Es ist *wahr*. Da können Sie jeden fragen - jeden von denen, die hier rumhängen; sie kennen ihn alle. Er zieht sich für mich an wie ein Schulkind, aber er ist keins, wirklich nicht. Ich schwöre es. Ich mache das nicht mehr, wissen Sie, mit Kindern.«

»Natürlich nicht.«

»Sagen Sie ihm nicht, dass ich es Ihnen erzählt hab. Ich glaube, er hat... Freunde. Verwandte.« Er wischte sich über die Nase und schluckte seine Tränen hinunter. »Bitte, sagen Sie ihm nicht, dass ich es Ihnen erzählt hab.«

Caffery hob den Kopf. Drei Kids in Skaterklamotten starrten ihn an. Als ihre Blicke sich trafen, wandten sie sich ab und zogen ihre Kapuzen über den Kopf. »Und wann kommt er?«, fragte er. »Heute?«

»Vielleicht.« Der Dicke schniefte. »Manchmal kommt er mittags, aber wenn nicht, kommen andere.« Er wischte sich die Tränen aus den Augen. »Bitte verraten Sie nicht, dass ich es Ihnen erzählt hab. Ich will niemanden wütend machen.«

»Wenn du niemanden wütend machen willst, hör auf, kleine Jungs zu ficken«, wetterte Caffery. Er stemmte sich die Hände ins Kreuz und dehnte die Schultern, bis es knackte und die angespannten Muskeln sich lösten.

»Okay«, sagte er und zog den Mann hoch. Er öffnete die

Wagentür und schob ihn darauf zu. »Warte da. Rühr dich nicht. Wenn einer von deinen anderen Jungs vorbeikommt, schickst du ihn weiter, und wenn du den ganzen Tag da sitzen musst mit deinem jämmerlichen kleinen Ständer. Wenn *er* kommt, tust du, als wäre nichts passiert. Lass ihn einsteigen - ich übernehme den Rest.«

»Was ist mit meinem Schlüssel? Was soll ich ohne meinen Autoschlüssel machen?«

»Herr im Himmel. Ich sage, du sollst mir helfen, weil du ein Stück Scheiße bist und der Gesellschaft etwas schuldest. Nicht weil ich plötzlich der gottverdammte Erzengel Gabriel bin. Jetzt. Steig. In. Dein. Verdammtes. Auto.«

Caffery schwitzte, als er zurückkam. »Jetzt müssen wir warten.« Er nahm den Tabak und fing an, sich eine Zigarette zu drehen. »Der, auf den wir warten, wird in ungefähr zehn Minuten zu dem Auto da drüben kommen.« Er leckte das Papier an und zündete die Zigarette an.

Flea beobachtete, wie er rauchte. Sie spürte, wie die letzten beiden Tage an ihr zehrten, und hatte das überwältigende Bedürfnis, zu weinen oder zu schlafen. Caffery neben ihr rauchte die Zigarette und behielt stumm den blauen Nissan im Auge. Er drückte den Stummel im Aschenbecher aus, rollte das Tabakpäckchen zusammen und legte es auf die Ablage. »Als ich acht war, verschwand mein Bruder«, sagte er mit gleichmütiger Stimme.

»Wie bitte?«, fragte sie verdutzt.

»Mein Bruder verschwand«, wiederholte er so ruhig, als erzählte er ihr, was er zum Frühstück gegessen hatte. »Ich war bei ihm, als es passierte. Wir hatten... wir hatten uns gestritten, und er ging weg, lief unten aus unserem Garten auf ein Bahngleis. Das war nicht gefährlich; wir waren da schon eine Million Mal gewesen. Aber diesmal...« Einen Augenblick war es, als hätte er vergessen weiterzusprechen. »Aber diesmal kam er

nicht wieder. Auf der anderen Seite der Gleise wohnte ein über-fürchter Pädophiler. Wir nannten sie damals nicht so, wir sagten Kinderschänder oder Böse Onkel. Alle wussten, dass er es war, aber niemand konnte etwas beweisen. Das ist dreißig Jahre her, und ich weiß immer noch nicht, wo mein Bruder ist.«

Sie starrte ihn mit klopfendem Herzen an. Er hatte es gehört. Er wusste, was mit Mum und Dad passiert war, jemand bei der Polizei musste ihm erzählt haben, wie der Unfall ihr Leben verändert hatte und dass sie ihr Leben niemals zurückbekommen würde. Sie holte tief Luft. »Warum erzählen Sie mir das?«, fragte sie mit dünner Stimme. »Warum?«

»Weil Sie wissen wollen, warum ich diesen Typen da beinahe umgebracht hätte. Wissen Sie, ich schleppe wegen der Sache mit meinem Bruder eine verdammte Riesenschuld mit mir herum, denn wenn so etwas passiert - dem falschen Sohn, wie meine Eltern es sahen -, wenn das passiert, kommt man niemals über die Schuld hinweg. Und das macht sich manchmal auf eine Weise bemerkbar, auf die ich erstens nicht stolz bin und die mich zweitens mehr als nur den Job kosten könnte.« Er deutete mit dem Kopf auf den blauen Nissan. Der Fahrer hatte den Rückspiegel verdreht und begutachtete den Schaden an seinem Gesicht. »Er ist ein Freier.« Er lächelte schmerzlich. »Mein Kinderfickerradar, wenn Sie es so nennen wollen, ist schärfer eingestellt als bei den meisten Leuten.«

Sie wusste nichts darauf zu antworten. Sie starrte ihn eine Weile an, und als sie es nicht mehr ertrug, wandte sie sich ab und schaute aus dem Seitenfenster. Ihr Mund stand offen, denn sie atmete schnell.

»Es ist okay«, sagte er. »Ich bitte Sie nicht um Nachsicht. Sie können mich ruhig anzeigen. Es ist mir inzwischen ziemlich egal.«

Flea hörte das Knarren des Ledersitzes neben sich, als er sich bewegte; sein Schlüssel klirrte, und sie fühlte seine Hand auf ihrer Schulter.

»Es tut mir leid«, sagte er leise. »Ich wollte Sie nicht in eine solche Lage bringen. Das hatte ich wirklich nicht vor.«

Sie konnte sich nicht bewegen, konnte nur an seine Hand auf ihrer Schulter denken. Und als sie schon glaubte, sie würden hier für immer sitzen, hier in diesem Auto auf der staubigen Stadtstraße, und einander atmen hören, löste sich etwas in ihr, und die Worte sprudelten aus ihr heraus.

»Wenn Sie sich den Arm abschneiden, würde es nicht genügen. So fühlt es sich an, nicht wahr? Die einzige Wiedergutmachung bestünde darin, dass Sie selbst sterben - schrecklicher und unter noch größeren Schmerzen und Angst. Das ist der einzige Weg.« Sie drehte sich mit glühenden Wangen zu ihm um. »Sie wünschen sich immer und immer wieder, Sie wären es gewesen. Lieber würden Sie eine Million Mal ihren Tod sterben, statt noch eine Sekunde länger diese Schuld zu tragen.«

Caffery zog die Hand weg, und sein Gesicht sah plötzlich grau aus, als hätten all die langen Nächte und die Sorgen ihn mit einem Schlag eingeholt.

»Meine Eltern«, sagte sie. »Ein paar Kollegen wissen davon, aber sie würden niemals darüber sprechen. Vor zwei Jahren - und ich habe ihre Leichen immer noch nicht. Anders als bei Ihnen weiß ich, wo sie sind, ich weiß es genau. Jeder weiß es. Aber niemand kann sie zurückholen.«

Sie verstummte ebenso plötzlich, wie sie angefangen hatte, erschrocken darüber, dass sie so viel geredet hatte. Sein Blick war fest auf sie gerichtet. Lange schwieg er. Dann hob er ein wenig die Hand, und einen Sekundenbruchteil dachte sie, er werde sie schlagen. Aber das tat er nicht, ließ lediglich die Hand auf das Lenkrad sinken und schaute müde aus dem Fenster. Sie suchte nach Worten, aber als sie etwas sagen wollte, war es zu spät. Eine schmächtige Gestalt in einer seltsam übergroßen braunen Jacke und hochgekrempelten Jeans schlenderte am Wagen vorbei und auf den Supermarkt zu.

Und dann ging es los.

# 53

Caffery drehte sich auf dem Sitz um und starrte den Typen an.  
»Fuck«, murmelte er, »ich glaube, das ist er.«

»Wer?«

»Der Kerl auf dem Foto.«

Die Gestalt ging auf den blauen Nissan zu. Sie blieb an der Mülltonne stehen, senkte kurz den Kopf, ging dann weiter bis zum Nissan und klopfte mit einer schmalen Hand ans Fenster. Flea kam ein Gedanke: Ich kenne ihn. Woher kenne ich ihn? Aber dann war Caffery aus dem Wagen gesprungen und schob seine Ärmel hoch, und plötzlich ging alles so schnell, dass sie nicht weiter darüber nachdachte.

Aus dem Nissan drang ein urzeitliches Gebrüll: »*Polizei! Polizei!*« Es war der Fahrer, der da schrie, und er wedelte mit der Hand aus dem Fenster. »*Verschwinde! Polizei!*« Zweierlei passierte gleichzeitig: Die kleine Gestalt in der übergroßen Jacke rannte ungelenk in die Richtung zurück, aus der sie gekommen war, und Caffery schlug auf das Dach des Nissan - eine Absichtserklärung - und sprintete der Gestalt nach.

Flea war für so etwas ausgebildet, aber plötzlich fühlte sich ihr Kopf leer an. Caffery verschwand um die Ecke, und sie kannte diese Gegend nicht. Sie wühlte ihr Telefon heraus und ließ es fallen. Als sie es aufhob, sah sie, dass es zerbrochen war: SIM-Karte und Akku hingen lose herab. Sie rutschte auf den Fahrersitz hinüber, tastete unter das Lenkrad und stellte fest, dass der Schlüssel nicht da war. Sie schob sich zurück, hielt Handy und Akku in der einen Hand und suchte mit der anderen nach ihrem eigenen Autoschlüssel.

Sie schwang sich aus dem Wagen, rannte nach hinten zu ihrem Focus und sprang hinein. Der Wagen machte einen Satz nach vorn und wäre fast mit einem Lieferwagen kollidiert. Sie bremste, umklammerte das Lenkrad und fluchte, während der

Lieferwagen gemütlich vorbeifuhr. Dann überquerte sie die Straße mit Vollgas und bog nach links ab.

Es war eine dieser viktorianischen Reihenhausstraßen, die sich vor ihr erstreckte, bei denen sie immer an den Norden denken musste: lauter unauffällige Klinkerfassaden. Sie hielt an und schaute sich um; sie wusste nicht, was sie tun sollte. Caffery und der Kleine konnten überall sein. Dann entdeckte sie sie, ungefähr hundert Meter weiter hinten; sie kamen zwischen den geparkten Autos hervor, zuerst die Gestalt in der lächerlichen Jacke, dann Caffery. Sein weißes Hemd leuchtete wie eine Signalflagge. Sie fuhr wieder los und erreichte die beiden, als sie seitwärts in den Durchgang zwischen zwei Häusern schlitterten.

Sie riss ihr »Bristol von A-Z« heraus, blätterte hastig den Index auf und fuhr mit dem Zeigefinger an der Liste herunter, bis sie »Hopewell« gefunden hatte. Hinter ihr hupte ein Auto und wollte vorbei, aber sie achtete nicht darauf. Sie klemmte sich das Buch zwischen die Knie, blätterte die Seite auf und legte es flach auf den Schoß. Jetzt sah sie, wo sie waren: Die Gasse zwischen den Häusern endete in der Siedlung Hopewell. Der Fahrer hinter ihr kurbelte sein Fenster herunter und verbreitete sich lauthals über die Frage, weshalb es immer Weiber seien, die sich über die Verkehrsregeln hinwegsetzten, und was sie da eigentlich mache? Ob sie vielleicht ein Tampax einschiebe? Sie zeigte ihm den Finger und fuhr weiter.

Die Seitengassen waren eng, gerade breit genug für ein Auto, aber sie brauchte weniger als eine Minute, um den Ford durch das Labyrinth zu manövrieren. Mit einer Vollbremsung hielt sie auf einer breiten Straße, die zu beiden Seiten von Gras und drahtumwickelten Baumsetzlingen gesäumt war. Dies war die Einfahrt zur Siedlung Hopewell, und nach ihrer Einschätzung führte die Straße rechts von ihr hinunter zu der Gasse. Sie öffnete das Fenster und beugte sich mit klopfendem Herzen nach vorn.

Zuerst glaubte sie, sie habe sie verpasst. Aber dann hörte sie Schritte. Der kleine Mann in der Jacke kam aus der Straße, rannte an ihr vorbei - sie sah dünne Gliedmaßen und ein angespanntes Gesicht - auf das struppigen Gras zu und dann quer über den Platz; die Schatten der Hochhäuser huschten über seinen Kopf. Caffery war nicht zu sehen, doch als sie den Sicherheitsgurt öffnete, aussteigen und loslaufen wollte, tauchte er auf. Er rannte nicht, sondern ging, legte einen Finger an den Mund, als er sie sah, und winkte sie zurück zu ihrem Wagen. Sie hockte sich wieder auf den Fahrersitz, ließ die Füße draußen auf dem Asphalt, zog aber die Tür heran, als er vorbeiging.

Sie schaute ihm nach; ihre Gedanken kreisten, und ihr Blick huschte umher. Die Straßen im Osten, wo sich der Supermarkt befand, kannte sie nicht, aber diese Wohnanlage kam ihr bekannt vor. Die Häuser ordneten sich um sechs hohe, durch Betonsteinwege miteinander verbundene Wohntürme, umgeben von dreieckigen Rasenflächen. Sie sah die Anlage von oben vor sich - wie das Modell eines Stadtplaners. Und so, wie der kleine Kerl rannte, wollte er vermutlich zum North West Tower, dem berüchtigten Drogenhochhaus. Sie wartete einen Augenblick, während ihr das Herz bis zum Hals schlug. Als Caffery im Windschatten des South West Towers verschwunden war, zog sie die Beine in den Wagen, ließ den Motor an und fuhr um die kleinen Parkplätze und Müllkippen herum.

Sie ging ein Risiko ein - sie konnten in jede beliebige Richtung gelaufen sein -, und als sie am Fuß des North West Towers herauskam, dachte sie schon, ihre Rechnung sei nicht aufgegangen, denn kein Mensch war zu sehen. Der leere Eingang war übersät von Plakaten und Graffiti, und aus einer Reihe Recyc-lingtonnen quollen dreckige Mülltüten. Keine Menschenseele weit und breit.

Aber dann tauchte er wie ein Lichtblitz auf ihrer Netzhaut auf. Wieso sah sie ihn erst jetzt? Caffery stand ungefähr zehn Schritte vor ihr und schaute sie an.

Sie stieß die Wagentür auf und sprang hinaus. »Mein Gott!  
Was ist...«

Er hob warnend die Hand und schnitt ihr das Wort ab. Aber mit dem anderen Arm deutete er in die entgegengesetzte Richtung. Und als sie begriff, wohin er zeigte, war es, als wehte etwas Dunkles, Abscheuliches durch sie hindurch, denn jetzt wusste sie, wo sie den Kerl in der Jacke schon gesehen hatte. Hier war es gewesen, genau da, wo Caffery jetzt stand. Nur einen Augenblick lang, aber sie erinnerte sich deutlich, denn es lag erst zwei Tage zurück, dass er an ihr vorbeigegangen war. Sie schaute wieder auf die Tür, auf die Caffery wies.

Und plötzlich war nichts, *nichts* mehr so, wie es sein sollte.

## 54

18. Mai

Die Tür war blau, hellblau. Die Nummer elf darauf bestand aus verspiegelten Klebelettern, und der Typ in der Jacke war dahinter verschwunden. Caffery stand da und starre die Tür an, atemlos vom Laufen. Eine ganz gewöhnliche Tür - die traurig aussehende Gardine im Fenster hatte die Farbe von gebrauchten Teebeuteln, jahrelang verdreckt und nicht gewaschen und seine Intuition sagte ihm, dass Mossy dahinter verstümmelt worden war. Der Himmel allein wusste, wie es hinter dieser Tür aussah.

Er ging einmal unten um das Hochhaus herum und vergewisserte sich, dass es keinen Hinterausgang gab. Es hatte einen viereckigen Grundriss; der Liftschacht befand sich an der einen Seite, und auf der anderen Seite waren weitere Eingänge, aber keine Hintertüren. Er betrachtete die Türen, die mit Platten ver-

nagelten Fenster, und wartete, bis er wieder zu Atem kam. Und plötzlich wusste er, wo er war - nämlich wieder in Hopewell. Er war nur von der anderen Seite gekommen. Das Hochhaus, in dem Jonah wohnte, war das hintere. Er konnte sie nicht sehen, aber in diesem Augenblick würden dort ungefähr zwanzig Polizisten im Treppenhaus unterwegs sein. Bei diesem Haus hier waren die meisten Fenster im Erdgeschoss mit Brettern vernagelt. Er musterte diese Fenster aufmerksam; alles wirkte sehr still in der Mittagshitze. Er ging zurück zur anderen Seite. Erst jetzt fiel ihm auf, dass mit Flea etwas nicht stimmte.

»Nummer elf«, murmelte sie. »Es ist Nummer elf.«

»Ja«, sagte er. »Und?«

Sie legte den Kopf schief, wich ein paar Schritte zurück und winkte ihn zu sich. Er folgte ihr bis zu den Autos, wo man sie von der Wohnung aus nicht mehr sehen konnte, und musste sich ein wenig herunterbeugen, um zu verstehen, was sie sagte.

»Ich weiß, wer da wohnt«, flüsterte sie. »Ich meine, das ist ein Freund von mir.«

»Na bravo. Ganz ausgezeichnet.«

»Ja, und Sie... Sie kennen ihn auch. Tommy Baines. Tig. Der Typ aus der Drogenberatung in Mangotsfield. Der mit dem Auge.«

Caffery versuchte, das alles zu sortieren. »Der mit dem....« Er brach ab. »Woher zum Teufel, kennen Sie den?«

Sie schloss kurz die Augen, als könnte sie nicht glauben, dass das alles wirklich passierte. »Ich hab - mein Gott, ich kenne ihn seit Jahren, okay? Aber ich hab ihn vor kurzem gesehen. Er hat mir erzählt, Sie hätten ihn vernommen.«

»Das ist großartig, verdammt. Es ist wirklich sehr hilfreich, wenn die Leute ihre Klappe nicht halten können und wenn...«

»Moment mal«, sagte sie, und ihr Blick verdüsterte sich. »Dass jemand in seine Wohnung läuft, bedeutet noch nicht, dass er was zu verbergen hat. Also werden Sie jetzt nicht

pampig. Ich meine, vielleicht ist es ja gar nichts. Vielleicht ist es nur...« Ein Gedanke ließ sie verstummen. Ihr Blick ging nach oben, als betrachtete sie einen Punkt am Himmel. »Oh, Scheiße«, sagte sie dann und klopfte sich mit den Knöcheln an die Stirn. »Scheiße und noch mal Scheiße.«

»Was denn?«

»Ich hab grandiosen Mist gebaut.«

»Wieso?«

Seufzend ließ sie die Hand sinken und ging über den sonnenheißen Asphalt zu ihrem Auto. Er verfolgte, wie sie die Tür aufriss, ihre Sporttasche herausnahm und darin herumwühlte. Sie richtete sich auf und schob etwas, das aussah wie ein Messer im Holster, ein Tauchermesser vielleicht, hinten in ihre Hosentasche. Dann schlug sie die Tür zu und kam mit zwei Kevlar-Panzerwesten zurück; die eine war voll ausgestattet, die Taschen der anderen waren leer. Sie blieb vor ihm stehen. »Als wir die Hand im Hafen gefunden haben...« »Ja?«

»An dem Tag hab ich eine SMS von ihm bekommen. Von Tig.« Sie hielt Caffery die ausgerüstete Weste hin. »Er wollte mich sehen. Ich hatte seit einer Ewigkeit nicht mit ihm gesprochen, und auf einmal meldet er sich. Und als ich zu ihm komme, bohrt er ein bisschen herum und will von mir wissen, was bei dem Fall so läuft.« Sie verzog das Gesicht. »So«, sagte sie. »Ich bin ein Idiot. Wahrscheinlich verliere ich jetzt meinen Job, oder?«

Caffery erinnerte sich an das ungute Gefühl, das ihn bei Tig beschlichen hatte. Am liebsten hätte er ihm eine reingehauen. Jetzt fiel ihm alles wieder ein.

»Okay«, sagte er. Er ignorierte die ausgestattete Weste und griff nach der leeren. »Wir wollen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Wie Sie sagen - dass jemand in seine Wohnung rennt, hat noch gar nichts zu bedeuten. Wir sehen uns erst mal um, okay?«

Als sie beide die kugelsicheren Westen angezogen hatten, strich Flea sich das Haar aus dem Gesicht, straffte die Schultern und klopfte laut an die Tür.

Stille. Sie erhob sich auf die Zehenspitzen und versuchte durch das kleine Fenster hineinzuspähen. »Tig?«, rief sie und schlug mit der flachen Hand an die Tür. »Tig? Bist du da? Ich bin's!«

Hinter der Tür hörte man Geflüster, und Leute bewegten sich hastig. Eine Tür wurde zugeschlagen.

»Tig? Muss dich kurz sprechen!«

Geräusche. Anschließend Stille. Schließlich öffnete sich eine Tür, und plötzlich zog eine Hand auf der anderen Seite die Gardine zurück. Ein schlurfendes Geräusch, und dann erschien ein Gesicht hinter der schmutzigen Scheibe.

»Mrs. Baines.« Flea legte eine Hand an das Fenster. »Ich bin's. Ist alles in Ordnung? Kann ich reinkommen?«

Die Frau starrte sie an wie eine Fremde.

»Ich bin's. Kann ich reinkommen?«

Riegel wurden zurückgeschoben, und dann öffnete eine gebrechliche Frau in einem verschlissenen Morgenmantel die Tür. »Ich weiß nicht, wo er ist, Schätzchen. Wahrscheinlich irgendwo bei den Schwarzen.«

Caffery spähte in die schmuddelige Diele. In der Wohnung herrschte das Chaos - überall Packen von Zeitungen, sortiert und in einzelne Plastiktüten gestopft. Auf den Tüten standen Daten, mit Filzstift geschrieben: 1999-2006. Es roch nach Tomatensuppe und nach etwas anderem - etwas, das er nicht definieren konnte. Sämtliche Türen in der Diele waren geschlossen.

Er zog den Seitengurt an seiner kugelsicheren Weste fest und betrat die Wohnung. »Sie sind allein, meine Liebe?«

»Ja, ja. Lässt mich immer allein.«

Caffery öffnete eine Tür. Eine Küche, klein und vollgestopft, mit schmutzigem Geschirr in der Spüle. Niemand da. »Aber wir wissen, dass hier noch ein paar Leute wohnen.«

»Wirklich, Schatz?« Sie wirkte unbekümmert. Flea ging ins Wohnzimmer und schaute hinter das Sofa und die Vorhänge.  
»Tja, da müssen Sie meinen Sohn fragen.«

Caffery öffnete noch eine Tür und noch eine. »Ist er hier?«

»O nein. Nicht richtig hier. Nicht so, wie Sie glauben.«

»Was soll das heißen?«

Sie grinste zahnlos. »Weiß der Himmel. Ich bin ein bisschen tüdelig. Das sagen sie mir jedenfalls immer, dass ich nicht ganz da bin.« Sie tippte sich an die Stirn. »Nicht wie früher.«

»Hören Sie, Mrs. Baines, ist Ihr Sohn hier oder nicht?«

»O nein. Natürlich nicht.«

Caffery sah ihre flinken Augen, den schmutzigen Steppmantel und das schütttere Haar. Er hatte auch irgendwo eine Mutter: Soweit er wusste, lebte sie noch. Sie hatte ihn aufgegeben, als Ewan verschwand, und nach dreißig Jahren fragte er sich nicht mehr, wo sie war.

»Ihr Scanner läuft, oder?«, fragte Flea.

»Mein Scanner? O nein, der ist aus - gucke jetzt Fernsehen.«

»Okay, wenn ich einen Blick darauf werfe?«, fragte Caffery.

Sie wedelte mit der Hand, als entliefse sie die beiden. »Machen Sie, was Sie wollen. Mir egal.«

Er ging in ihr Schlafzimmer mit dem ungemachten Bett und den geschlossenen Vorhängen. Vier oder fünf Tassen standen dicht gedrängt auf dem Nachttisch. Das Zimmer war klein, und er brauchte nicht lange, um festzustellen, dass niemand da war. Er warf einen Blick auf den Scanner. Er war abgeschaltet, wie sie gesagt hatte. Kälte hing in dem Zimmer, als würde von irgendwoher abgestandene Luft hereingepumpt. Als er in die Diele zurückkam, schaute sie ihn stirnrunzelnd an und hob warnend den Finger. »Sie müssen sowieso die Polizei holen«, sagte sie. »Damit das aufhört, was er da treibt.« Sie lächelte. »Mehr sag ich nicht.«

Caffery warf Flea einen Blick zu. Sie stand in der Wohnzimmertür und sah Mrs. Baines misstrauisch an. »Was soll das heißen, Mrs. Baines? Was treibt er denn?«

»Was ich sage. Würde mich nicht wundern, wenn die Polizei kommen muss, um Ordnung zu schaffen. Wie er die Schwarzen da überall rumlaufen lässt und was sie zusammen treiben. Aber machen Sie sich keine Sorgen um mich. Machen Sie sich keine Sorgen um mich.« Sie tippte sich an den Kopf, humpelte in ihr Zimmer und schloss die Tür fest hinter sich. Einen Augenblick später hörte man den Fernseher. Flea wandte sich zur Tür, als wollte sie ihr folgen, aber dann überlegte sie es sich anders und ging zu der einzigen Tür, die sie noch nicht geöffnet hatten.

»Sein Zimmer«, sagte sie leise. »Da war ich bisher noch nie drin.«

»Haben Sie immer noch dieses Messer in der Hosentasche?«, fragte Caffery.

»Das haben Sie gesehen?«

Er gab keine Antwort, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, hob den Fuß und trat gerade kräftig genug gegen den Türknauf, um die Tür zu öffnen. Sie flog weit auf, und sie blickten in eine dunkle Kammer. Eine zerfranste blaue Tagesdecke hing vor dem Fenster. An der Wand gegenüber stand ein Kleiderschrank, in der Ecke ein Computertisch, und ein Teenagerbett mit einem Stahlrohrgestell nahm den größten Teil des Platzes in Anspruch. Caffery blieb mit dem Rücken zur Wand stehen, langte hinein und schaltete das Licht ein.

»Leer?«

Sie streckte den Kopf durch die Tür, zog ihn wieder zurück und nickte. »Leer.«

Er betrat den Raum, ging zum Schrank und öffnete ihn. Eine Reihe Kleider hing darin, aber niemand versteckte sich dazwischen. Caffery warf einen Blick unter das Bett und schlug das Oberbett zurück. Das Fenster war geschlossen. Niemand

schien dort hinausgeklettert zu sein. Anscheinend hatte der schmächtige Typ mit der Jacke sich in Luft aufgelöst.

Caffery überlegte, was er übersehen hatte, als er bemerkte, dass Flea reglos in der Tür stand und die Wände anstarrte. Er folgte ihrem Blick und sah, warum sie so still war.

Die Wände waren mit schwulem Hardcore-SM tapeziert. An der einen befanden sich Plakate vom »Deviant«, einem Sadomaso-Klub in Old Market, der seine Einrichtung anprries: »2 Kreuze, 2 Schlingen, 2 Doggy Tables...« An einer anderen Wand hing eine Serie von Bildern, die einen Mann in einem durchsichtigen Plastikhemd zeigten. Sein Penis steckte in einem Lederring, und Blut floss aus Verletzungen an seinem Körper und gerann unter dem Plastik wie auf einem verpackten Stück Fleisch. Auf den ersten beiden Bildern wurde er gezwungen, die Füße eines voll bekleideten Geschäftsmanns abzulecken. Auf dem letzten wurde sein Kopf in eine Toilette gedrückt.

»Wow.« Caffery stieß einen Pfiff aus. »Die ganz harte Nummer.«

Er ging zur letzten Wand. Hier hing ein einziges, stark vergrößertes Foto, von dem man nicht genau sagen konnte ob es echt oder gestellt war. Ein Mann mit rasiertem Schädel, der eine Lederschürze trug, biss einem anderen Mann, der nur mit Doc Martens und einem weißen, nielenbesetzten Hundehalsband bekleidet war, die Brustwarze ab. In Hüfthöhe waren zehn Fotos im A4-Format daran geheftet. Caffery beugte sich hinunter, und was er sah, hätte Baines innerhalb von einer Sekunde überführt. Die Fotos zeigten alles, was im North West Tower in Hopewell vorging. Sie zeigten einen kleinen Schwarzen in Stammeskleidung: roter Kaftan, Perlen im Haar, weiße Farbe auf den Wangen. Es war der Kerl mit der Jacke in verschiedenen Posen - einmal bei einem rituellen Tanz in der Kleidung eines Medizinmannes, wie er zähnefletschend in die Kamera schaute, die anderen zeigten ihn neben einem halb

nackten Mann auf einem Sofa - Caffery vermutete, dass es sich um Ian Mallows handelte. Er hatte ihm eine Kanüle in den Arm geschoben und ließ Blut in eine große Plastikkanne laufen. Und das nächste Bild, Caffery musste sich die Nase zuhalten, weil ihm Magensäure in die Kehle stieg, zeigte den Medizinmann, wie er neben einer Gestalt kauerte und ein Messer an die rohen, blutigen Stümpfe hielt, an denen einmal Hände gesessen hatten.

Caffery schluckte angestrengt und nahm sich zusammen, um dieses Bild genauer in Augenschein zu nehmen. Dabei gab es Dinge, die er besser vermied: Mallows' bleicher Körper - er nahm an, dass es Mallows war. Das Blut, das an den weißen Armen nach oben gelaufen war. Die verdrehten Augen. Er musste sich konzentrieren, um diese Dinge auszublenden, denn etwas hier war noch weniger in Ordnung als das Offensichtliche. Nur eins auf dem Foto wirkte unecht, nämlich das Gesicht des Medizinmannes.

Blinzelnd betrachtete er die Augen, und er sah etwas, das er kannte: Leere. Eine Lüge. Etwas an der Pose - die Haltung des Messers vor der Kamera, das verstellte Gesicht - erinnerte ihn an ein Urlaubsfoto. Und sofort dachte er: *Du hast die Hände nicht abgeschnitten, oder? Du bist Dekoration.* Und die nächste Frage - *Wenn nicht du, wer dann?* - brauchte er nicht zu stellen, denn er kannte die Antwort. Er wusste, wer die Hände abgeschnitten hatte.

Scheiße, dachte er. Hier gibt's keinen Zweifel zu deinen Gunsten, Tig, mein Alter. Keine Erlösung für dich. Du hast mich in die Irre geleitet, hast mich zu TIDARA rennen lassen. Und dann ging ihm ein Licht auf, und er verstand, weshalb.

»Baines«, sagte er. Flea stand hinter ihm. Sie war blass geworden. »Kannte er Kaiser? Durch Sie?« »Wie bitte?«

»Ich habe gefragt, ob Baines Kaiser kannte.«

»Nein«, sagte sie matt. »Nein, ich meine...« Sie sah ihn an. »Ja, er wusste von ihm.«

»Von ihm und Ibogain?«

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Wahrscheinlich. Warum?«

Er seufzte. »Nur so. Kennen Sie das Gefühl, verarscht worden zu sein?«

Flea trat näher und starrte die Fotos an. Sie hob die Hand, ohne sie zu berühren; der Polizisteninstinkt verbot ihr, irgendetwas zu berühren, aber sie hätte es gerne getan.

»Mein Gott«, hauchte sie. »Wer ist das?«

»Ich weiß es nicht, aber wahrscheinlich unser Freund mit der Jacke. Und wenn ich wetten müsste, würde ich sagen, der auf dem Sofa ist Mallows.«

»Fuck«, murmelte sie gepresst. »Dann ist es wahr.« Sie setzte sich an den kleinen Computertisch und stützte das Gesicht auf beide Hände.

Er wandte sich von den Fotos ab; er wollte sie berühren, ihr eine Hand aufs Haar legen, aber er wusste, dass das nicht ging. »Erzählen Sie.«

»Nichts weiter«, sagte sie. »Nur...«

»Ja?«

»Nur - als ich bei Mabuza war, hatte ich das sichere Gefühl, er wusste, dass ich von der Polizei war.«

»Wieso?«

Ihr Blick wurde wachsam. »Nur so - ich hatte einfach das Gefühl, dass er gewarnt worden war. Das Haus war voller Kruzifixe, als wollte er zeigen, dass er einen guten christlichen Haushalt führte. Und...«

»Und?« Caffery sah wieder zu den Fotos.

»Er ist schwul«, sagte sie. »Tig. Total schwul.«

»Stockschwul«, meinte Caffery, »wie es aussieht. Wussten Sie das nicht?«

»Doch«, antwortete sie tonlos. »Ich wusste es immer. Er

ließ mich daran zweifeln, aber ich glaube inzwischen, er wollte mich nur dazu bringen, ihm Informationen über den Fall zu geben.«

»Die er dann an Mabuza weiterreichen würde. Ich wusste, dass jemand diese ganze beschissene Geschichte steuert. Ich dachte nur nicht, dass es ein schwuler Weißer sein würde.«

Flea starrte die Wand an. »Aber so ist Tig, wissen Sie. Die meisten seiner Klienten sind Schwarze, Asiaten... Er ist ein Straßentyp, einer von ihnen. Eine Zeit lang wollte sogar Atrium ihn als Informanten haben.«

Cafferys Blick wanderte an dem kleinen Regal über Fleas Kopf entlang. Eine Reihe Disketten stand dort; eine war in einer plumpen Handschrift mit dem Wort »Magic« beschriftet. Auf den beiden nächsten stand der Name »Mabuza«, geschrieben mit einem Marker.

Caffery streckte die Hand nach den Disketten aus, als ihn etwas innehalten ließ. Er sah Flea an. Sie brauchten nichts zu sagen, beide wussten, was der andere dachte. Beide dachten, sie hätten etwas gehört, das klang, als hätte jemand ganz in der Nähe ein großes Möbelstück umgestoßen.

»Wo kam das her?«, flüsterte Caffery. Er stand mit ausgestreckter Hand hinter ihr. »Wo kam das her?«

»Weiß nicht«, murmelte Flea. Es war nicht aus der Wohnung gekommen, jedenfalls nicht direkt, sondern von der anderen Seite des Zimmers, wo die Nachbarwohnung sein musste.

Langsam drehte sie sich um und schaute das Bett und den Schrank an. Sie sah Tigs Mum vor sich, wie sie letzte Woche in der Küche vor sich hin gemurmelt hatte. *Sie sollen mich in Ruhe lassen - die Schwarzen. Sie sollen aufhören, in meinem Flur auf und ab zu laufen und ihre Gesichter durch meine Wände zu schieben.*

»Die Wände«, flüsterte sie.

»Die Wände?«

»Schauen Sie sie an.«

Er warf ihr einen seltsamen Blick zu, aber dann ging er doch zur Wand, strich mit den Händen darüber und tastete nach Unregelmäßigkeiten. Seine Miene verriet, dass er sie bei Laune halten wollte. Er riss die Tagesdecke vor dem Fenster herunter und suchte nach einem Lüftungsziegel oder einem Loch, das er übersehen hatte, während Flea sich auf den schmutzigen Teppich kniete und die Wand unter dem Bett in Augenschein nahm. Nichts. Erst als Caffery zum Kleiderschrank ging, die Tür aufriss und den Plunder auf dem Boden zur Seite fegte, reagierte er. Er wandte sich halb ab und erstarrte dann.

»Was ist?« Sie stand auf, kam zu ihm und sah, was er entdeckt hatte. Die Wand hinter dem Kleiderschrank war nicht verputzt. Hinter der Reihe der Kleidungsstücke befand sich eine Sperrholzplatte. Caffery ging in die Hocke, schob die Finger dahinter und zog die Platte von der Wand. Eine Wolke Putzstaub wehte aus dem Schrank. Sofort roch es nach Schimmel und Ammoniak.

»Okay«, murmelte er und klopfte sich den Staub von den Händen. »Ich glaube, wir haben ihn gefunden.«

Hinter der Sperrholzplatte klaffte ein Loch in der Wand, vielleicht anderthalb Meter hoch und einen Meter breit. Staub lag auf dem Boden, und eine zerrissene Tapete hing in Fetzen von der Wand. Geduckt spähten sie in einen schmalen Korridor mit verwüsteten Wänden. Stromdrähte hingen von der Decke. Licht sickerte durch eine Öffnung auf der linken Seite, die mit einem Eisengitter und einem Vorhängeschloss gesichert war. Irgendwo dahinter tropfte Wasser, und durch die Gitterstäbe konnten sie in ein angrenzendes Zimmer sehen. Nur der Boden war sichtbar, verschlissene Teppichstücke, die auf einer bröckeligen Grundierung klebten, eine zusammengefaltete Zeitung mit dem Sportteil zuoberst. Der Korridor erstreckte sich vor ihnen in die Dunkelheit.

Caffery kroch durch die Öffnung und stieß versuchsweise

mit dem Fuß gegen das Gitter zur Linken. Er warf einen Blick auf das Vorhängeschloss - es war geschlossen ließ es fallen und wandte sich nach vorn in die Dunkelheit. »Das also hat er getan, der Mistkerl. Hat sich in die Nachbarwohnung gebuddelt.«

»O Gott.« Flea lief es kalt über den Rücken. Die Luft roch klamm und abgestanden wie in einer lange verschlossenen Höhle; sie sah ein Rattenest von Korridoren vor sich, ein Labyrinth, und das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie fuhr mit den Händen in Schulterhöhe an den Wänden entlang und tastete nach einem Lichtschalter. Aber da war nichts. Nur das Tageslicht von links und vor ihr die Dunkelheit. »Er muss hier...«

Ein schlurfendes Geräusch drang vor ihr aus dem Dunkel. Sie beugte sich vor und versuchte in den Raum zu spähen. Ihre Augen brannten vor Angst. Sie sah ein rotes Blinklicht, das dort aufleuchtete und erlosch, ein kleines Licht nur, so groß wie eine menschliche Iris. Etwas Elektronisches vielleicht. Wieder hörte sie das Geräusch, und Schweiß bildete sich in ihren Achselhöhlen.

»Scheiß drauf«, murmelte sie, kroch in das Schlafzimmer zurück und zog ihr Funkgerät aus der Westentasche. Sie drückte auf die Notfalltaste und blockierte den restlichen Funkverkehr. »Bravo Control, Bravo Control«, zischte sie. »Standort Siedlung Hopewell, North West Tower, Status Zero, benötigen dringend Unterstützung. Schlage vor, dass anrückende Einheiten Gerät und Aufbruchswerkzeug mitbringen. Und, äh...« Sie starrte in den Korridor, der ins Innere des Gebäudes zu führen schien, und das Blut gefror ihr in den Adern, als sie sich vorstellte, wie Tig sich wie eine Termite durch die Wände seiner Wohnung wühlte. »Ja, man soll das Gebäude von allen Seiten umstellen. Es ist sitex-gesichert; also sollte das entsprechende Gerät kommen.«

Seufzend drehte sie sich zu Caffery um, der mit dem Rücken

zur Wand in der Öffnung stand. Das rote Licht hinter ihm blinckte. Er schüttelte den Kopf.

»Was ist?«, fragte sie lautlos.

»Wollen Sie auf sie warten?«, fragte er flüsternd.

»Ja.« Sie verschob die Weste, sodass sie auf dem Hüftknochen ruhte und weniger auf ihre Brüste drückte. »Risikobewertung«, flüsterte sie. »Ich hab sie vorgenommen, und das ist meine Entscheidung.«

»Und wie weit, glauben Sie, ist er in dieses verdammte Gebäude eingedrungen?«

Sie wusste, was Caffery meinte, worauf er hinauswollte. »Ist mir egal, wie weit er drinnen ist.«

»Aber es ist Ihnen nicht egal, ob er auf der anderen Seite wieder herauskommt«, zischte er.

»Mich interessiert mein Job und dass *ich* auf der anderen Seite wieder herauskomme. Das gehört zur Grundausbildung, Teil eins: kein Licht, wir wissen nicht, was da drin ist, und ich riskiere nicht mein Leben. Vielleicht haben Sie es eilig zu sterben, aber ich nicht.«

Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, ließ es dann aber bleiben. Er schaute zurück in den Korridor, dann sah er sie an, und einen Moment lang glaubte sie, er werde allein gehen. Aber er kehrte zurück ins Zimmer und streckte die Hand nach ihr aus. Zum zweiten Mal an diesem Tag zuckte sie zurück, als hätte sie Angst, geschlagen zu werden. Aber er öffnete nur eine Tasche an ihrer Weste und zog eine graue Spraydose CS-Gas heraus. Dann kam er so nah an ihr Ohr, dass sie seinen Atem spürte. »Und das«, flüsterte er, »war die größte Lüge, die ich jemals aus dem Mund eines anderen Menschen gehört habe.«

Flea blieb wie erstarrt stehen. Sie sah ihm nach, wie er erneut im Korridor verschwand, spürte, wie die kleinen Muskeln an ihrem Kiefer sich bewegten, als sie an Bushman's Hole dachte und sich erinnerte, wie sie Thom hinuntergehen ließ.

Sie dachte an das dunkle Wasser und an das, was er dachte, als er Mum und Dad in der Schwärze verschwinden sah - und etwas wie Luft durchströmte sie, etwas, das in ihr aufstieg und zerplatzte. Sie schob das Funkgerät in die Klettverschlussstasche an ihrer Weste, folgte Caffery in den Korridor und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Hören Sie«, zischte sie und starrte in die Dunkelheit vor ihr. »Das Gas. Benutzen Sie es nur, wenn es sein muss - es ist zu eng hier. Wenn Sie es benutzen, kriegen wir es alle ab, und dann müssen wir wirklich auf die Kavallerie warten.« Sie strich mit der linken Hand über die Taschen an ihrer Weste und vergewisserte sich, dass alles da war: die Handschellen, das Funkgerät. Dann zog sie das Messer hinten aus ihrer Hose und gab es ihm. »Sie erwarten uns in Kopf- oder Brusthöhe. Also gehen wir geduckt rein.«

Sie drängte sich an ihm vorbei, ging im Durchgang in die Hocke und drehte sich seitwärts. Caffery war dicht hinter ihr. Sie hörte, wie auch er sich duckte, und dann, wie er in ihrem Nacken ein- und ausatmete. Aber vor ihr war es still; das scharrende Geräusch hatte aufgehört. Sie versuchte, weit in den Raum hineinzusehen, und automatisch spulte sich in ihrem Kopf alles ab, woran sie denken sollte: die Form des Raums, die Position des Ziels, der Zweck des Einsatzes. Aber sie wusste, dass nichts davon Sinn ergab. Ihre Ausbildung galt hier nichts.

»Sie gehen nach links, ich nach rechts. Bei drei.« Sie hakte den ASP los - den schweren, neoprenüberzogenen Teleskopschlagstock aus Stahl - und umklammerte ihn fest. Das Gewicht in ihrer Hand fühlte sich beruhigend an. Einstweilen ließ sie ihn zusammengeschoben. So war er genauso wirkungsvoll und würde in Bodenhöhe nicht im Weg sein. »Eins, zwei, drei.«

Sie stürmte in den Raum - es war ein würdeloses Gekrabbel, halb rollend, halb im Krebsgang, eine Hand vor dem Gesicht.

Nach zwei Schritten glitten ihre Turnschuhe auf irgendetwas aus, und sie rutschte nach vorn. Ihre Knie stießen an eine harte Kante, und etwas streifte ihr Gesicht. Sie landete mit dem Ellbogen auf dem Boden, und der Sturz war zu Ende. Sie war gegen eine Wand geprallt und lag mit dem Rücken davor auf der Seite. Ihr Herz hämmerte. Einen Augenblick lang schnappte sie nach Luft; dann drehte sie sich mühsam um und stemmte sich hoch.

»Stopp.« Cafferys Stimme kam von irgendwoher aus der Dunkelheit. »Ich sehe was. Nicht bewegen, bis ich das verdammt Licht gefunden hab.«

Sie erstarrte auf den Knien, die Ellbogen unter sich. Das Haar hing ihr ins Gesicht.

»Ich mein's ernst. Nicht aufstehen.«

Sie zitterte, und der Schweiß lief ihr in Strömen über den Körper. Sie hörte, wie er sich im Dunkeln bewegte. Ein Geruch hing in der Luft - vertraut, nach Kupfer und Tod -, und als sie sich zum Eingang umwandte, erweckte etwas am Licht, die Art, wie es nur kurz hereinstrahlte, den Eindruck von Eingeschlossenheit, als wäre sie irgendwie unter etwas gerollt. Und ein Geräusch hörte sie auch, nach und nach, durch das Geräusch, das Caffery bei der Suche nach einem Lichtschalter machte: ein Tröpfeln, dick und unangenehm.

»Was ist da los?«, zischelte sie. Sie wollte nicht zu ausführlich über das Tröpfeln nachdenken. »Was machen Sie da?«

Es war still. Dann atmete Caffery aus, und ein bläulich weißes Licht überflutete alles. Flea blinzelte, und ihr Gehirn brauchte einen Augenblick, um die Formen und Farben mit Sinn zu erfüllen, aber dann war es, als würde alle Luft aus ihrem Leib gepresst. Sie fing an zu keuchen.

»Oh, fuck«, hörte sie Caffery sagen. »Fuck, fuck, fuck.«

*18. Mai*

Wenn man nicht mehr viel besaß, wofür sich zu leben lohnte, hatte das einen Vorteil: Das meiste war einem egal.

Sie hatte ihn eher unauffällig beschlichen, diese Toleranz gegen alles, was mit der Welt nicht stimmte - bis sie ihm ebenso natürlich erschien, wie er morgens die Augen öffnete und gähnte, wenn er müde war. Deshalb war es merkwürdig, dass er an diesem Tag in Hopewell, als er an den Wänden nach einem Lichtschalter tastete und sich die Hände an offenem Putz und Mauerwerk aufschürfte, einen Augenblick lang Beklommenheit empfand, ein kurzes, pulsierendes Unbehagen, bevor er das Licht einschaltete. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte er den Schalter gefunden. Der Raum war beleuchtet, und er sah, was die Dunkelheit verborgen hatte.

Der Raum war ungefähr so groß wie Baines' Schlafzimmer. Aber der gemusterte Linoleumboden und die Schatten an den Wänden, wo vielleicht einmal Schränke gestanden hatten, ließen vermuten, dass es sich um eine ehemalige Küche handelte. Die Tapete war rosa gestreift gewesen, bevor Schimmel und abgestandene Luft sie zerfressen hatten. Der Raum enthielt nur zwei Möbelstücke: ein Sofa zu seiner Linken und einen Tisch, der an die Wand gerückt war. Darunter kauerte Flea.

Er sah sie wie auf einem Schnappschuss. Schreckensstarr kniete sie am Boden, mit Blut an den Armen und am T-Shirt, auf die Hände gestützt und den Blick auf ihn gerichtet, als wartete sie darauf, dass er ihr sagte, was sie tun solle. Was über ihr auf dem Tisch lag, konnte sie nicht sehen: eine Leiche, auf dem Rücken, mit nacktem Oberkörper, in einer Jeans mit einem Ledergürtel.

Caffery wusste, wer es war. Ohne näher heranzutreten,

wusste er, dass es Jonah war. Und dass er noch nicht lange tot war. Die Blutlache unter dem Tisch hatte noch nicht angefangen zu gerinnen. Noch immer tropfte das Blut leise aus dem Loch, das im Hals klaffte; es tropfte in einen Plastikmessbecher unter dem Tisch und floss über den Rand auf den Boden. Nachdem Tig den ersten Schnitt in Jonahs Hals getan hatte, gab es kein Zurück mehr. Er hatte versucht, Jonah den Kopf abzuschneiden, und es wäre ihm gelungen, wenn er nicht gestört worden wäre. Er hatte die Brust des Jungen mit Handtüchern umwickelt, um das austretende Blut aufzufangen, und auch welche unter sein Gesäß geschoben, vielleicht für den Fall, dass sein Darm sich dabei entleerte.

»Er ist es.« Unter dem Tisch, in ihrer seltsamen Position, hatte Flea den Messbecher in der Blutpfütze entdeckt. »Er ist es«, murmelte sie, und langsam hob sie den Blick zur Unterseite der Tischplatte. »Stimmt's? Es ist Jonah.«

Cafferys Blick wanderte hinüber zu der Videokamera auf dem Stativ, die schräg nach unten auf die Leiche gerichtet war. Die rote Aufnahmleuchte blinkte. Er ist tot, sagte er sich und zwang sich, den Rest des Raums in Augenschein zu nehmen und über das Grauen auf dem Tisch hinauszusehen. Du kannst einen Scheißdreck tun. Du kennst ihn nicht. Du musst Prioritäten setzen. Vergiss Jonah, und finde das Schwein, das es getan hat.

Flea grunzte und krabbelte wie ein Hund unter dem Tisch hervor. »O mein Gott, o mein Gott«, stammelte sie, als sie den Toten sah. »Fuck...« Beim Aufstehen glitschte sie durch das Blut; krampfhaft streckte sie die Hände aus und starrte den Leichnam an.

»Sschhh.« Caffery versuchte herauszufinden, woher das Geräusch gekommen war. »Seien Sie still.«

Er ging zu dem Sofa, legte eine Hand auf die Lehne, beugte sich hinüber und sah sofort, was er suchte. Auch hier war ein Loch in die Wand geschlagen; es reichte bis in Hüfthöhe hinauf

Er zog das Sofa zurück und lauschte in das Loch, aber hinter ihm redete Flea mit sich selbst und keuchte laut.

»Pst!«, flüsterte er. »Verdammt, Sie müssen still sein!« Das Loch war vielleicht mit einer Flex in die Wand geschnitten worden oder mit einer Metallsäge. Mattes blaues Licht - Tageslicht? - schimmerte auf dem Boden. »Seien Sie still. Das ist es!«

Als sie nicht antwortete, drehte er sich um. Sie stand breitbeinig am Tisch, hatte Jonahs Kopf zurückgezogen und ihre Hände auf seiner Brust verschränkt. Sie drückte rhythmisch auf seinen Brustkorb, und jede Kompression ließ ein zaghaftes Blutrinnsal aus seinem Hals quellen.

»Herrgott! Hören Sie auf damit!«

Aber sie pumpte immer weiter.

»Hey!« Er kam vom Sofa herüber und packte sie am Arm. »Er ist tot. Hören Sie auf, verdammt.«

Sie erstarrte, aber ihre Hände blieben auf Jonahs Brust. Sie wirkte grau im Gesicht, und ihre Pupillen waren geweitet.

»Vergessen Sie nicht, was wir hier machen«, knurrte er.  
»Vergessen Sie das nicht.«

»Was denn?« Ihr Mund bewegte sich nur langsam.

»Verflucht noch mal. Bleiben Sie bei mir, Sergeant Marley.« Er bohrte die Finger in ihren Arm. »Bleiben Sie bei mir. Wir müssen weiter.«

Ihr Blick wanderte zum Sofa und zu dem Loch dahinter und kehrte dann zu der Leiche zurück. Er wollte sie gerade packen und schütteln, als etwas in ihrem Gesicht sich veränderte. Sie zog die Stirn in Falten und schien sich zusammenzureißen.

»Ja«, sagte sie und wischte sich die blutigen Hände an der Weste ab. Dann beugte sie sich vor, legte beide Hände auf die Oberschenkel und atmete schnell durch den Mund ein und aus.  
»Ja, alles okay. Gehen wir los.«

Caffery hob die CS-Dose vor sein Gesicht, packte das Messer

mit der anderen Hand und schlüpfte geduckt in das Loch. Dahinter lag ein kleiner Durchgang, der an einem ähnlichen Loch endete. Hier war eine Gitterpforte hineingeschweißt, wie sie sie schon einmal gesehen hatte, aber sie stand offen.

Er bewegte sich in der Hocke darauf zu, während die Hand mit dem Messer bei jedem zweiten Schritt über den Boden streifte. Einen Moment war er allein - Flea hielt sich noch in dem anderen Raum auf und bemühte sich um Fassung -, aber bevor er das Ende des Durchgangs erreichte, hatte sie ihn eingeholt. Er spürte ihren Atem hinter sich. Aus irgendeinem Grund fiel ihm etwas ein, das er in dem Infomaterial von der Met gelesen hatte: dass der Tokoloshe sich unsichtbar machen konnte, indem er einen Kieselstein in den Mund nahm. Unwillkürlich sah er sich um und vergewisserte sich, dass es wirklich Flea war, die ihm folgte. Sie war es. Ihre Augen glänzten, und ihr kleines Gesicht wirkte ernst und entschlossen.

Vor dem Loch am anderen Ende machten sie geduckt halt und lauschten wieder. Dahinter atmete jemand, heftig und panisch.

»Einen Dreihundertsechzig-Grad-Schwenk«, flüsterte sie.

»Was?«

»Wir machen einen Dreihundertsechzig-Grad-Schwenk.  
Durch den ganzen Raum.«

Er bestätigte, drehte sich in der Hocke leicht zur Seite, drückte die linke Hand innen an die Wand und schob den rechten Fuß - spiegelbildlich zu ihr - nach vorn in die Öffnung. »Jetzt«, flüsterte sie. »Los!«

Mit CS-Gas und Schlagstock in der ausgestreckten Hand reckten sie die Hälse und ließen den Blick schnell durch den Raum vor ihnen wandern. Er war klein - sie entdeckten zwei weitere Türen und ein vernageltes Fenster - und verdreckt, voller Fliegen und schmutziger Fastfoodkartons. Auf dem Sofa an der Wand gegenüber saßen zwei Männer, der eine dürr wie ein Skelett und weiß, der andere klein und schwarz.

»Polizei!«, brüllte Caffery und streckte die Gasspraydose in den Raum. »Polizei!« Die beiden Männer kauerten sich aneinander. Der eine war der Kerl, den sie verfolgt hatten, der kleine Medizinmann mit der Jacke, und der andere Mallows. Caffery brauchte die Armstümpfe nicht zu sehen, um zu wissen, dass er es war. Lebendig. Sie hatten ihm die Hände abgeschnitten. Und er war noch am Leben. Der verdammte Cheftechniker. Er hatte recht gehabt, der Mistkerl.

»Hey - du«, sagte Caffery. »Mallows? Ian Mallows?«

Mossy wollte die Arme mit den dreckigen Verbänden heben, aber die Anstrengung schien ihn halb umzubringen. Er saß da und starrte Caffery unter schweren Lidern an. »Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Was glaubst du, woher ich deinen beschissenen Namen kenne? Ist alles okay mit dir?«

»Nein, ist es nicht.«

»Na, bleib, wo du bist. Das meine ich ernst. Rühr dich nicht.«

»Seh ich aus, als ob ich irgendwohin gehen wollte?« Er wischte sich die Nase an der Schulter ab. »Scheiße«, murmelte er. »So eine verdammte Scheiße.«

»Du!«, schrie Caffery den Schwarzen an. »Du, warum bist du weggerannt? He?«

»Tut mir leid, Sir.« Er hob die Hände und wand sich. »Tut mir leid.«

Caffery fuchtelte mit der Spraydose vor seinem Gesicht herum. »Aufstehen, runter vom Sofa. An die Wand. Los!« Er gehorchte und rutschte vom Sofa wie ein Kind, und Caffery musste an das denken, was die Kellnerin aus dem Restaurant gesagt hatte: *Er war so winzig. Nur ungefähr so...* »An die Wand da. So, und da bleiben. Die Hände dahin, wo ich sie sehen kann. Leg sie an die Wand.«

Caffery kam ganz herein und richtete sich auf. Flea trat ebenfalls ein, und beide stellten sich instinkтив mit dem Rücken

zur Wand, hielten ihre Waffen vor sich und schauten sich um.

»Wo ist er?«, fragte Flea. »Baines? Wo ist er hin?«

Mossy hob halb den Kopf und verdrehte die Augen. »Im Bad«, sagte er, als wäre es ihm inzwischen scheißegal. Als wäre das rettende Erscheinen der Polizei eine lästige Plage, die vorbeigehen würde, wenn er Geduld hätte. Er wedelte unbestimmt in Richtung Fenster.

Caffery drehte sich um und begriff, dass sie quer durch das Gebäude bis an die Rückseite vorgedrungen sein mussten. Das mit Brettern vernagelte Fenster lag in einem unbeleuchteten Korridor, der zur Seite des Hochhauses führte. Draußen hörte er fernes, auf- und abschwellendes Sirenengeheul. Die Unterstützungsseinheiten trafen ein. Fleas Augen waren nass. Er wusste, was sie dachte. Mussten sie jetzt ins Bad gehen, oder konnten sie hierbleiben und auf die anderen Einheiten warten?

»Gibt es im Bad einen Weg nach draußen?«, fuhr Caffery den Medizinmann an. »Ein Fenster oder noch eine Tür?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ein Fenster.«

»Scheiße«, murmelte er. »Scheiße, o Scheiße, o Scheiße. Natürlich ist da ein Fenster, oder?«

In einem früheren Leben war hier ein Schlafzimmer gewesen - das Schlafzimmer einer Frau, nach dem verzierten Plastikkleiderschrank in einer Ecke zu schließen. Die Tür zum Bad sah schäbig aus, und das Furnier schälte sich ab, aber sie hatte immer noch einen Türknauf aus geschliffenem Kristall, der früher einmal jemandes Stolz und Freude gewesen sein musste.

Flea und Caffery standen im Korridor. Flea lehnte mit dem Rücken an der Wand neben dem vernagelten Fenster. Sie wandte den Blick von der Tür, bückte sich leicht und reckte den Hals unter das Gitter. Sie spähte durch die Lücke, wo die Wellblechabdeckung zurückgebogen war, und sah die parkenden Autos draußen. Sie zog den Kopf zurück und schaute in

das Zimmer, aus dem sie gekommen waren: Die Lücke war nicht groß genug für Tig, aber der kleine Schwarze würde sich hindurchzwängen können, wenn er wollte. Sie hätte ihn mit den Handschellen an Mallows ketten oder in den Schrank sperren sollen. Zu spät. Die Sirenen wurden lauter - die erste Unterstützungseinheit würde gleich eintreffen.

»Fertig?«, flüsterte Caffery.

Sie nickte und erinnerte sich an eine Taktik, die sie einmal trainiert hatte: den »Zugriff auf Geistesgestörte«. Dazu waren mindestens drei Beamte mit Schilden nötig, nicht nur sie und Caffery, die sich eine Einzelausrüstung teilten. Der Himmel allein wusste, was passieren würde, aber sie zog den Schlagstock trotzdem auseinander, ließ ihn hochschnellen und legte ihn auf die Schulter. »Okay«, brummte sie. »Treten Sie zu.«

Er lächelte sie ironisch von der Seite an, hob den Fuß und trat gegen die Tür. Sie flog auf, und beide stürmten hinein, Caffery als Erster, Flea zu dicht hinter ihm: Sie stolperte und fing sich wieder, indem sie ihm eine Hand auf den Arm legte. Sie fand ihr Gleichgewicht und ging in Combatstellung: Schwerpunkt nach unten, Knie locker, seitwärts gewandt, die linke Hand vor dem Gesicht.

Und dann passierte gar nichts. Stille. Sie blinzelten ein wenig, und ihre Gesichter wirkten gelb in dem trüben Licht, das durch das Gitter hereinfiel. Es sah anders aus als jedes Badezimmer, das sie je gesehen hatten. Ein Andreaskreuz war in solider Handwerksarbeit über der Badewanne an die gesprungenen Fliesen geschweißt worden, und dort, wo die Toilette gewesen war, stand ein pulverbeschichteter Käfig aus galvanisiertem Stahl, so groß, dass ein Mann von normaler Größe hineingehen, aber nicht aufrecht stehen konnte. Davon abgesehen war das Badezimmer leer. Keine Verstecke, keine Ausgänge. Durch das winzige Fenster konnte niemand entkommen.

»Scheiße.« Müde ließ Caffery das Messer sinken. »Diese verlogenen kleinen Scheißer.«

»Hören Sie.« Flea nahm ihn beim Arm und wandte sich zu dem verrammelten Fenster im Korridor um. Wenn der schmächtige Typ versuchte, da hinauszuklettern, würden sie ihn sehen, und wenn er versucht hatte, durch die Apartments zurückzulaufen, würde er von den draußen anrollenden Einsatzkommandos aufgegriffen. Aber Tig, der konnte überall sein. »Ich glaube, er ist noch hier drin«, sagte sie. »Aus dem Zimmer führt eine andere Tür zurück in die Mitte der Wohnung. Wir gehen wieder rein, und wenn sie noch da sind, übernehme ich den Schwarzen, 'kay?«

Er drehte sich zu ihr um, und für einen Sekundenbruchteil waren ihre Gesichter einander so nah, dass sie die Poren seiner Haut sehen konnte. »Okay«, sagte er. »Ja, okay.«

»Gut.« Sie hob einen Finger. »Ich zähle bis fünf, und dann los. Ja?«

»Ja.«

»Eins. Zwei. Drei. Vier...«

Die Worte blieben ihr im Hals stecken. Sie wurde still. Sehr still. Ein Wassertropfen war auf Cafferys Schulter gelandet, ein makelloser, klarer, tränenförmiger Tropfen auf seinem weißen Hemd - und einen Moment lang konnte sie ihn nur anstarren, während der Tropfen herunterlief und sich auf seiner Brust ausbreitete. Er sah ihn auch, und dann hob er den Kopf und schaute ihr in die Augen. Beide schwiegen, denn schon bevor sie den Blick nach oben richteten, wussten sie, was sie sehen würden.

Er war über ihnen, hing an D-Ringen, die in die Decke eingelassen waren, mit ausgebreiteten Armen und Beinen. Schwitzend und zitternd vor Anstrengung hielt er sich fest. Er trug nur eine schwarze Combathose, und sein Oberkörper glänzte von Schweiß und Blut. Sein Mund stand offen, die Zähne waren entblößt, und das Blut, das sich in seinem Versehrten weißen Auge sammelte, ließ es aus der Höhle quellen. Ein Racheengel.

Flea spürte, wie ein Geräusch aus ihrer Kehle drang, und eine Stimme schrie in ihrem Kopf: *Du hast dich nicht an dein Training gehalten, du Vollidiot*, und dann hatte sie noch Zeit zu denken: *Der Dreiundhundertsechzig-Grad-Schwenk umfasst auch die Decke.* Dann ließ Tig sich wie ein Falke mit ausgestreckten Klauen von der Decke fallen und landete mit übelkeitergendem Krachen auf Cafferys Schultern. Das Messer und das CS-Gas rollten auf dem Boden davon, und die beiden Männer kippten rückwärts auf die Fliesen, prallten gegen die Badewannenverkleidung und landeten auf der Seite an der Wand, einander zugewandt wie zwei Liebende. Ihre Hände krallten sich in Gesichter, Ohren, Haare.

Sie riss die Handschellen aus der vorderen Tasche ihrer Weste, warf sich neben den Männern auf den Boden und versuchte, den Schlagstock zwischen sie zu schieben, aber sie bekam Tigs Hände nicht zu fassen.

»Drehen Sie ihn um!«, schrie sie Caffery zu. »Werfen Sie das Schwein herum, damit ich ihm die Handschellen anlegen kann.«

»Vorher will er mich ficken«, zischte Tig. »Will mir einen verpassen, bevor du mich wegschleppst.«

Caffery knirschte mit den Zähnen und hebelte Tigs Hände mit den Ellbogen herunter. Flea packte seine Beine, aber er riss sie weg und trommelte mit den Füßen auf den Boden. »Hörst du mich?«, schrie er Caffery an, und Speichel sammelte sich in seinen Mundwinkeln. Sein verletztes Auge kippte hin und her. »Möchtest du mir einen runterholen, wenn wir schon mal hier sind, du Nuttenficker aus der City Road?«

Caffery lag plötzlich sehr still auf ihm. Der Schweiß lief ihm von der Stirn ins Auge, aber er rührte sich nicht.

»Lassen Sie mich an seine Arme!«, schrie Flea und suchte eine Stelle an Tigs Arm, wo sie mit dem Schlagstock landen könnte.

»Lassen Sie mich ran an ihn!«

»Hey, *Bulle*, antworte mir!«, brüllte Tig ihm ins Gesicht.

»Ja, du, du verschissener, dreckiger Bullenfreier!« Er drängte ihm die Hüften entgegen. »Antworte mir! Los! Sag, dass du es willst!«

Die Zeit schien stehenzubleiben. Dann, im nächsten Augenblick, ging sie ruckartig weiter. Irgendwo hinter ihnen hörte Flea Stimmen, ein knisterndes Radio, irgendwo in einem fernen Zimmer schrie jemand: »POLIZEI!« Caffery bog sich zurück, packte Tig bei den Ohren und riss seinen Kopf hoch. Tig schrie und versuchte sich zu befreien. Flea musste die Seite wechseln; sie stieg über die beiden Männer hinweg, stieß sich die Knie an der Badewanne an und versuchte verzweifelt, Tig unter die Arme zu fassen, aber diesmal hinderte Caffery sie daran. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne einen Seufzer oder ein Wort, ließ er Tigs Ohren los, sodass dessen Hinterkopf auf den Fliesenboden krachte.

»Mein Gott!«, schrie Flea. »Hören Sie auf! Sie bringen ihn...«

Aber Caffery hörte sie nicht, riss Tigs Kopf hoch und schlug ihn erneut auf die Fliesen, noch härter diesmal. Etwas flog über den Boden, ein Zahn vielleicht. Blut schoss in einem Strahl, dick wie ein Strohhalm, aus Tigs Nase. »Ich bringe dich um.« Caffery rutschte auf den Knien ein Stück zurück, um Tigs Ohren besser fassen zu können. Er würde es noch einmal tun.

»Aufhören. Aufhören!« Sie stürzte sich auf ihn, wühlte die Finger unter seine Hände, versuchte seinen Griff zu lockern, aber er stieß sie mit der Schulter von sich weg und rutschte herum, bis er ihr den Rücken zuwandte. Unter ihm strampelte Tig Halt suchend mit den Füßen. Sie rollte zurück, richtete sich in der Hocke auf, aber sie hatte nicht genug Zeit, um die richtige Position einzunehmen. Sie konnte nur ein Ziel anpeilen - nicht die Rippen unter der Panzerweste, sondern den Fußknöchel. Das würde genügen: der Fußknöchel. Sein Fuß in den eleganten Loakes-Schuhen, den grauen Socken, die Hose ein Stück hochgerutscht. Sie murmelte ein Stoßgebet und ließ den ASP heruntersausen, nur einmal, schnell, genau auf den Knochen.

Einen Sekundenbruchteil war es absolut still. Caffery erstarrte und bog den Kopf in den Nacken. Einen Moment lang dachte sie, er werde sich nicht bewegen, sie nur anfauchen, aber dann wischte die Luft in einem tiefen Ausatmen aus seiner Lunge. Er ließ Tig los, rollte zur Seite und krümmte sich wie ein Fötus zusammen. Beide Hände umklammerten seinen Knöchel. Sie erwartete, dass er sie anschrie, aber das geschah nicht; er lag einfach auf der Seite, wandte ihr den Rücken zu und hielt sich den Fuß. Seine Rippen unter der kugelsicheren Weste hoben und senkten, hoben und senkten sich.

Zwei oder drei Sekunden lang herrschte surreale Stille, gerade lange genug, dass sie seinen Nacken betrachten und Tig ansehen konnte, der mit blutbespritzter Brust zusammengekrümmt dalag und die Hände ans Gesicht presste. Dann drang das Geräusch von lauten Stimmen und Funkgeräten herein; Taschenlampen blitzten auf. Es wimmelte von den Jungs der Unterstützungseinheit - und dann war die Sache, die ganze verfluchte Sache zu Ende.

## 56

### *18. Mai*

Caffery war beim Pinkeln, als es passierte. Er stand zwischen den Bäumen, und sein Urin dampfte, denn es war kalt geworden, als die Sonne unterging. Das Geräusch kam von links, den Abhang herauf, und ließ ihn innehalten. Zuerst dachte er, es sei der Walking Man, der Holz für sein Feuer sammelte, aber als er hinter sich zwischen den Ästen hindurchschaute, befand sich der Walking Man noch genau an derselben Stelle wie zuvor.

Er schüttelte ab, zog den Reißverschluss zu, schob die Hand in die Jackentasche, um nachzuprüfen, ob das Taschenmesser noch da war, und hinkte ein kurzes Stück weit zwischen die Bäume. Dort blieb er einen Moment stehen und versuchte, die Schatten zu entwirren und einen Sinn hineinzubringen. Auf der fernen Straße dröhnte gleichmäßig der Verkehr, aber zwischen den Bäumen war es still. Nach einer Weile kehrte er zum Lagerplatz zurück.

Der Walking Man stand neben einem Haufen Brennholz; seine Augen leuchteten im Mondlicht, und er schaute in die Richtung, aus der das Geräusch kam. »Jack Caffery, Polizist«, sagte er, ohne den Blick von den Bäumen zu wenden, »was bringen Sie an mein Feuer?«

Caffery antwortete nicht. Auf dem Weg in den Wald hatte er kein Auto gesehen, kein Geräusch gehört. Wer immer da war, musste zu Fuß gekommen sein. Der Walking Man ließ sein Feuerzeug aufschnappen. Er bückte sich und hielt die Flamme an das Reisig. Sofort flackerte das Feuer auf und tauchte die Umgebung in rotes Licht. Äste und Gestrüpp traten als harte Konturen aus dem Dunkel hervor. Er steckte das Feuerzeug wieder ein, ging bis zum Waldsaum und lauschte eine Weile hinnein in die Nacht. Schließlich grunzte er zufrieden und schüttelte den Kopf.

»Jetzt ist es weg.«

Caffery starrte noch immer auf den Rand des Feuerscheins, den Rand der Nacht.

»Keine Sorge«, sagte der Walking Man. »Es ist nur neugierig. Im Moment ist es nur neugierig. Es hat noch Angst vor Ihnen.«

»>Es<? Und was ist >es<, verdammt?«

»Wer weiß?« Der Walking Man lächelte. »Ein Teufel? Eine Hexe?«

»Hören Sie auf.«

Der Walking Man lachte gehässig. »Ja, natürlich. Sie haben

recht. Es ist nichts von all dem, nur ein Produkt Ihrer Phantasie.«

Caffery schaute an dem Walking Man vorbei zu den Bäumen. Er wusste nicht, warum, aber plötzlich konnte er nur noch an den kleinen Schwarzen bei Tig denken. Wie sich herausgestellt hatte, war er ein illegaler Einwanderer, einer von vielen, die nicht gerissen genug waren, einen Asylantrag zu stellen. Wie viele Illegale in der Gegend von Hopewell hatte er sich mit Tig eingelassen; bei dem hatten sich die Zahnrädchen in Bewegung gesetzt, als er hörte, dass der schmächtige kleine Afrikaner wegen Handels mit menschlichen Häuten von der tansanischen Polizei gesucht wurde. Tig hatte nicht lange gebraucht, um das Potenzial zu erkennen: Man konnte *muti* an die anderen Afrikaner in der Stadt verkaufen, das Ritual und die Ware. Mit einer solchen Masche war Geld zu verdienen, viel Geld.

Am Nachmittag, als Tig in einer Zelle im Gewahrsamstrakt wie ein gefangener Minotaurus gebrüllt und gewütet hatte, hatte Caffery still vor der Tür des schmächtigen Typen gestanden und ihn durch den Spion beobachtet. Er hatte versucht sich vorzustellen, wie er nackt am Wasser stand. Das war er gewesen, unten am Hafen; er hatte Stein und Bein geschworen, dass er es gewesen war, mit einem lächerlichen Dildo, der den Frauen Angst einjagen sollte. Er habe sich mit Fett eingeschmiert, hatte er ausgesagt, und sich mit Wasser übergossen, damit es aussah, als wäre er aus dem Fluss gekommen. Das alles hatte auf eine Weise Sinn ergeben. Trotzdem wurde Caffery das ungute Gefühl nicht los, dass hier etwas nicht stimmte, dass ihm etwas entgangen war. Nicht was Tig betraf, da passte alles perfekt, und er würde den Rest seines Lebens im Knast verbringen. Nein, da war etwas mit dem dünnen kleinen Kerl, etwas an der Vorstellung, wie er sich durch die Straßen schllich, wenn es dunkel wurde. Aber Caffery wusste, dass er es auf sich beruhen lassen sollte. Der Kerl befand sich in Haft, und er sollte jetzt nicht mehr darüber nachdenken.

»Ganz recht«, sagte der Walking Man ruhig. Er hatte seine Gedanken gelesen. »Denken Sie nicht mehr darüber nach. Niemand kommt in die Nähe unseres Feuers, ohne dass ich es weiß.« Caffery verfolgte, wie er langsam zum Camp zurückging und sich bückte, um zwei Dosen unter seinem Schlafsack hervorzuziehen. Mit seinem Schweizer Armeemesser bohrte er Löcher in die Deckel und schob die Dosen mitten ins Feuer; dann rückte er sie mit einem Stock zurecht, bis sie aufrecht standen.

Caffery ließ sich auf eins der Schaumstoffquadrate nieder und bemühte sich, nicht zu den Bäumen zu schauen. Aber das war nicht so einfach. Während das Essen heiß wurde, der Walking Man Cider trank und immer wieder die Krokuszwiebeln in der Tüte zählte, dachte er daran. Er war mit einem Schlafsack hergekommen und hatte vorgehabt, die Nacht hier unter den Sternen zu verbringen, aber es war kälter, als er dachte, und das unwirtliche kleine Cottage bei den neolithischen Steinkreisen erschien ihm plötzlich wie ein angenehmer Aufenthaltsort. Erst nach dem Essen, als er einen halben Krug Cider getrunken hatte, ging sein Puls wieder normal. Das Feuer flackerte in die Nacht hinaus, und irgendwann klangen die Geräusche wieder vertrauter, und die Schatten blieben da, wo sie hingehörten.

Als sie aufgeräumt hatten, krochen sie in ihre Schlafsäcke. Caffery zog sich seinen um die Schultern, lehnte sich mit dem Rücken an den alten Wassertrog und streckte den verletzten Knöchel aus. Der Walking Man zog die Knie an und lehnte sich an einen Baum.

»Tja«, sagte er und öffnete einen neuen Krug Cider. Das scharfe Ploppen des Korkens hallte in der Nacht. »Der Polizist hat heute viel gesehen. Das steht ihm ins Gesicht geschrieben. Bitte erzählen Sie mir Ihre Geschichten. Ich höre zu gern von Tod und Zerstörung.«

Caffery grunzte. »Es gibt keine Geschichten.« Er dachte an Tig, der sich nie geändert hatte, seit er die alte Lady halb tot

geschlagen hatte, der nie von der Gewalt losgekommen war. Er dachte an sich und daran, wie überzeugt er davon gewesen war, dass er nie wieder die Kontrolle verlieren würde wie schon einmal Vorjahren. Er dachte an das, was hätte geschehen können, wenn Flea heute nicht in diesem Badezimmer gewesen wäre. Und dann dachte er an Penderecki, den Mann, den er in Wirklichkeit geschlagen hatte, immer und immer wieder. »Ich habe nur herausgefunden, dass Sie recht haben.«

»Dass ich recht habe?« Er hob die Brauen. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Sie haben mal gesagt, Sie glauben nicht an Erlösung, und jetzt weiß ich, dass Sie recht haben. So etwas gibt es nicht.«

Der Walking Man lachte. Er lehnte am Baumstamm, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, beobachtete ihn und wartete darauf, dass er weitersprach. Caffery sah ihm an, dass es ihm Spaß machte zu sehen, wie er Wahrheiten entdeckte, die er selbst schon seit Jahren kannte. Er griff in seine Tasche und fing an, eine Zigarette zu drehen.

»Und wenn es keine Erlösung gibt, was bleibt uns dann? Rache? Rache und dann der Tod?« Er steckte die Zigarette in den Mund, zündete sie an und sah dem Walking Man in die Augen. Das Gesicht, dachte er, war nicht sehr faltig. Warum also sah er immer so alt aus? »Ich hab Sie schon einmal gefragt, und Sie haben mir nicht geantwortet. Was haben Sie gemeint, als Sie sagten, ich suche den Tod?«

Der Walking Man zupfte den Zahnstocher aus seinem Schweizer Messer und begann, sich sorgfältig die Zähne zu säubern. »Sie haben zwei Kinder in Ihrem Leben, Jack Caffery. Das eine, das tot ist, und das andere, das noch nicht existiert. Das Kind, das sein könnte.«

»Ja.« Caffery lachte. »Was für ein Scheiß.«

»Sie hatten eine Frau in London, haben Sie mir erzählt; die wollte ein Kind, und Sie sind weggegangen. Also müssen Sie sich fragen: War das meine letzte Chance?«

Caffery seufzte. Er rieb sich den schmerzenden Knöchel, den Flea mit ihrem Schlagstock halb zertrümmert hatte, und schaute über das Tal hinaus zu einer Reihe Pappeln am Horizont. Plötzlich hatte er das Bild einer Frau vor seinem geistigen Auge. Sie war blond und trug Jeans, aber er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sie wandte ihm den Rücken zu und schaute in einen Teich. Er wollte, dass sie sich umdrehte. Er wollte wissen, ob es Flea war. Aber was er auch tat, sie rührte sich nicht.

»Nein«, sagte er, »es wird keine Kinder geben.« Er nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette. »Und bei Ihnen?«

Der Walking Man glückste. »Sehen Sie mich an. Ich könnte der Vater eines Kindes sein, aber können Sie sich die Mutter vorstellen? Bei Ihnen ist es anders. Sie haben vielleicht noch eine Chance.« Er fand etwas an seinem Zahnstocher und wischte es am Gras ab. Dann vergrub er den Zahnstocher wieder in seinem Mund. »Als ich sagte, Sie suchen den Tod, meinte ich damit, dass Sie sich entschieden haben, dem Kind zu folgen, das verschwunden ist. Jeder Schritt, den Sie in Ihrem Job tun, alles, was Sie tun, ist ein Geschenk an ihn - an Ewan. Jeder Fall, den Sie aufklären, ist eine weitere Gabe, die Sie an seinem Altar niederlegen. Und so haben Sie den Tod gewählt. Auf diese Weise wird er nicht schmerhaft sein, Ihr Tod.«

»Was soll das heißen?«

Der Walking Man sah ihn unverwandt an. Seine Stimme klang sehr leise. »Es bedeutet...«, flüsterte er. In seinen Augen spiegelte sich das Feuer, und in diesem Moment sah er monströs und traurig zugleich aus, alt und weise. »Es bedeutet, dass es nicht zu spät ist. Es ist noch nicht zu spät für Sie. Sie können es sich noch anders überlegen. Sie können immer noch ein anderes Kind lieb gewinnen. Sie« - er schaute Caffery tief in die Augen, und in seinem Blick lag eine unentzerrbare Wahrheit -, »Sie, Jack Caffery, Polizist, können immer noch lieben. Ein Kind, das es vielleicht geben könnte.«

**18. Mai**

Es war dunkel, als sie nach Hause kam, und die Schatten der Wolken, die vor dem Mond dahinzogen, streiften wie Raubtiere über den Hügel. Flea war erschöpft und hungrig, und sie parkte den Wagen mit dem Heck zum Tal, um sie nicht zu sehen. Die kugelsichere Weste und die Jeans, die sie getragen hatte, waren von der Spurensicherung konfisziert worden; sie hatten ihr ein Polizei-Sweatshirt und eine Combathose geliehen, und in ihrem Wagen lag nur noch ein Overall. Sie stopfte ihn in die Sporttasche und stieg aus, als sie ein flackerndes Viereck aus künstlichem Licht auf dem Kies sah.

Sie drehte sich um, schaute an der hohen Fassade des Hauses der Oscars hinauf und sah gerade noch, wie dort ein Licht erlosch. In den leeren Fenstern spiegelte sich die hereinbrechende Nacht. Sie waren jetzt dunkel, aber Flea schien es, als bewegte sich in einem der Vorhang. Am Nachmittag, als das Team Tig, auf einer Trage angeschnallt, aus der Wohnung geschafft hatte - Caffery zum Trotz lebte er noch -, hatte sie einen der Kollegen auf dem kümmерlichen Gras vor der Wohnung stehen sehen. Er hatte zu den Fenstern des Hochhauses hinaufgestarrt. Als sie ihn fragte, was er da sehe, hatte er nur die Achseln gezuckt und mit leisem Schauder gesagt: »Keine Ahnung. Hab das Gefühl, ich werde beobachtet. Das sind die Fenster.«

In dem Augenblick musste sie an die verbarrikadierten Fenster vor dem Badezimmer denken, an das Wellblech, das gerade so weit aufgebogen worden war, dass eine kleine Person sich hindurchzwängen konnte. Ein alberner Gedanke, denn alle, die sich in der Wohnung befunden hatten, saßen jetzt in Untersuchungshaft, aber jetzt fiel es ihr wieder ein, dieses Fenster und die Worte: *Hab das Gefühl, ich werde beobachtet.*

Wieder regte sich was bei den Oscars, vielleicht jemand, der vom Fenster zurücktrat. Sie hatte plötzlich das Bedürfnis, nach vorn zur Haustür zu gehen und dagegenzuhämmern, nach Katherine zu rufen und sie zu fragen, wann sie mit ihrer Schnüffelei aufhören wolle. Aber stattdessen atmete sie ein paarmal tief durch, hob die Hand und winkte, um ihnen zu zeigen, dass sie von ihrer Anwesenheit wusste und sich nichts daraus machte. In aller Ruhe holte sie die Sporttasche aus dem Wagen und schloss die Tür.

Der elektronische Autoschlüssel war anscheinend defekt, er öffnete den Kofferraum nicht. Statt also ihre Tasche über Nacht dort zu deponieren, ging sie ins Haus und ließ sie drinnen auf den Boden fallen. Als sie sich wieder aufrichtete, sah sie Licht in der Küche am Ende des Flurs. Und es roch nach Essen, nach Ingwer, Zitrusfrüchten und Melasse. Sie wusste, wer da kochte, denn es gab nur einen, der das Versteck des Ersatzschlüssels kannte, eingeklemmt zwischen den Zweigen der Glyzinie. Kaiser.

Sie sollte ihn ignorieren, nach oben gehen, sich aufwärmen, waschen. Aber sie zog die Ärmel des Polizei-Sweatshirts über ihre Hände und ging in die Küche. Kaiser stand am Tisch und schichtete Muffins in Papierschalen mit bloßen Fingern in eine Dose.

»Hallo«, sagte er, ohne aufzublicken. »Ich habe die Melassedose draußen stehen lassen, damit du daran denkst, neue zu besorgen.«

»Warum bist du hier?«

»Oh«, sagte er leichthin, »weil du mit mir sprechen willst. Es gibt Dinge, über die du noch nicht geredet hast.«

Seufzend setzte sie sich vor dem Fenster an den Tisch und schob die Hände unter die Achseln. Sie beobachtete ihn bei der Arbeit. Er war ihr so vertraut, so vertraut und doch so fremd. Er trug immer noch das fleckige weiße Hemd, und obwohl sein großes afrikanisches Bocksgesicht abgewandt war,

sah sie, dass er geweint hatte. Sie sah auch, dass Dads Safe aus dem Arbeitszimmer neben der Dose auf dem Tisch stand. Kaiser musste ihn vom Regal genommen und dort hingestellt haben. Sie streckte die Hand danach aus und berührte ihn.

»Kaiser?«, fragte sie. »Es hat etwas mit Nigeria zu tun, stimmt's? Was immer da drin ist, es hängt mit den Experimenten zusammen.«

Kaiser unterbrach seine Arbeit und richtete den Blick auf sie. »Es war mein Projekt, Phoebe. David war nur ein Beobachter. Du darfst ihm nicht so viele Vorwürfe machen. In dem, was wir taten, war nichts, dessen wir uns schämen müssten, aber als ich von der Universität geworfen wurde, blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Beteiligung zu verheimlichen. Es tut mir leid, dass wir es dir nicht erzählt haben, aber es war lange vor deiner Geburt, und wir dachten nie, dass du es erfahren müsstest.« Er legte die letzten Muffins in die Dose und verschloss sie fest mit dem Deckel. »In diesem Safe sind seine Notizen. Ich kenne die Kombination nicht, aber jetzt, da er nicht mehr für sich selbst sprechen kann, verdient er, dass wir seine Privatsphäre respektieren. Meinst du nicht?«

Er wandte sich ab, trug das Backblech zur Spüle und ließ Wasser darüberlaufen. Sie zog die Hände unter den Achseln hervor, rieb sich die müden Augen und schaute aus dem Fenster, wo der Mond tief am Himmel über Bath hing. Der Albtraum, der mit der Hand im Hafen begonnen hatte, war vorbei. Sie konnte ihn ad acta legen wie alles, was passiert war: Jack Caffery auf dem Boden im Badezimmer, mit einem Funkeln in den Augen, das nicht in die Augen eines Polizisten gehörte. Jonah mit dem tropfenden Hals, der sie mit toten Augen anstarrte, als sie vergebens versuchte, sein blutleeres Herz wieder in Gang zu bringen. Tig saß im Gefängnis, und es war vorbei. Die ganze Sache war vorbei. Eigentlich sollte sie sich erleichtert fühlen, doch dem war nicht so.

»Kaiser«, murmelte sie, den Blick weiter auf das Tal gerichtet.

»Wenn du sagst, Ibogain kann dir helfen, mit den Toten zu sprechen, glaubst du das wirklich?«

Er schrubbte das Backblech. »Was ist mit dir, Phoebe? Glaubst du es?«

»Ich habe Mum gesehen. Ich hab es dir nicht erzählt, aber ich habe sie in dieser Nacht gesehen. Sie hat mir zwei Dinge gesagt: dass man sie und Dad finden würde, und zwar bald. Und wenn man sie findet, soll ich nicht versuchen, die Leichen heraufbringen zu lassen. Und, Kaiser...«, sie zögerte, und ihre Stimme wurde noch leiser, fast unhörbar, »...jetzt kommt der Teil, den ich nicht versteh und von dem ich dir nichts erzählt habe. *Es ist passiert.* Genau wie Mum es gesagt hat. Jemand hat sie gefunden, Kaiser. Jemand hat sie im Boesmansgat gefunden..«

Einen Herzschlag lang blieb es still, und sie fragte sich, ob er sie gehört hatte. Er legte das Backblech in die Spüle, wischte sich die Hände an der Hose ab und zog ein Taschentuch hervor, um sich die Nase zu putzen. »Ja«, sagte er mit gedämpfter Stimme. Er stopfte das Taschentuch wieder in die Hosentasche, hob den Kopf und schaute aus dem Fenster. »O ja. Ich weiß.«

»Du weißt es?«

»Ich weiß es. David war mein einziger Freund, Phoebe. Ich habe zwei Jahre darauf gewartet, dass man sie findet. Jeden Tag sehe ich nach.«

»Aber ich nicht. Nicht mehr. Also woher wusste *ich* es, Kaiser? Ich bin sicher, dass ich nicht wirklich mit den Toten gesprochen habe.« Sie schwieg und dachte darüber nach. Dann fügte sie mit dünner Stimme hinzu: »Oder doch?«

Er drehte sich um und sah sie an. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber dass die Leichen gefunden wurden, wusstest du, weil du während des Ibogaintrips am Computer warst.«

»Wie bitte?«

»Du hast die Website angesehen. Ich kam aus der Küche, und du warst am Computer.«

»Ich war bei DiveNet?«

»Du hast geweint.«

»Aber ich...« Sie legte die Finger an die Stirn, zog die Brauen zusammen und versuchte zu begreifen, wie sie es hatte vergessen und wie säuberlich das Ibogain ihre Erinnerung hatte aushöhlen können.

»Ich weiß, was du denkst - das ist unmöglich. Aber du traust dem Ibogain nicht genug zu. Und du traust auch deinen Instinkten nicht genug zu.«

»Meinen Instinkten?«

»Du hast das Bedürfnis, deine Eltern wiederzusehen.«

*Du hast das Bedürfnis, deine Eltern wiederzusehen.* Bei diesen Worten biss sie sich auf die Unterlippe. Plötzlich und unerwartet war ihre Kehle zugeschnürt, und sie hatte Tränen in den Augen. »Kaiser«, murmelte sie. »O Kaiser, ich denke immer wieder, wir sollten versuchen, sie raufzuholen. Meinst du, wir sollten es versuchen?«

»Das kannst nur du beantworten. Du und Thom. Und vielleicht...«

»Vielleicht...?«

»Vielleicht deine Eltern. Was hat deine Mutter in der Halluzination zu dir gesagt?«

»Sie hat gesagt, wir sollten sie nicht heraufholen. Was auch passiert, wir sollten sie da lassen, hat sie gesagt.«

Er schüttelte den Kopf, zog einen Stuhl heraus, setzte sich an den Tisch; stützte die Ellbogen auf und musterte sie eindringlich. Sie sah die Falten um seine Augen und erinnerte sich daran, dass er alt war. So alt und geheimnisvoll wie der Kontinent, von dem er kam. »Meinst du nicht, dass du dann auf sie hören solltest? Dass du sie ruhen lassen solltest? Davids Vergangenheit und ihre Körper? Sie ruhen lassen?« Er schwieg kurz. »Und, Phoebe, was noch wichtiger ist...«

»Ja?«

Er lächelte und legte eine Hand auf ihre. »Meinst du nicht, du solltest dich selbst ruhen lassen?«

Sie zog die Hand weg und wischte sich die Tränen aus den Augen. *Lass dich ruhen. Lass dich ruhen.* Die Worte gingen ihr im Kopf herum, und sie schaute wieder aus dem Fenster. Ja, da war Schmerz, da waren Dinge aus der Vergangenheit, denen sie nicht ins Auge sehen wollte. Und da gab es Dinge in der Zukunft, die sie wahrscheinlich zum Weinen bringen würden.

In der Ferne musste ein einsamer Landstreicher auf der anderen Seite des Tals, wo die Straße nach Warminster entlangführte, ein Feuer angezündet haben, denn sie sah ein kleines Licht, das rötlich unter dem Baldachin aus Bäumen flackerte. Es war zu weit weg, um es genau zu erkennen, aber sie konzentrierte sich darauf, und etwas an diesem Licht, etwas an Kaisers Worten, kam langsam, ganz langsam in ihr zur Ruhe. Sie schloss die Augen und lehnte sich zurück.

»Was denkst du?«, fragte Kaiser. »Wieso lächelst du?«

Sie antwortete nicht, schüttelte nur den Kopf und hielt es fest: das Bild der kleinen Flamme, den Klang seiner Worte, endlos wiederholt, den Beginn einer Art Frieden. Sie lächelte, weil sie jetzt wusste, dass er recht hatte. Sie konnte es zulassen. Sie konnte sich ruhen lassen.

# DANK

Dank euch allen beim Somerset and Avon Constabulary, die ihr mir geholfen habt, die Verfahrensdetails der Realität anzunähern, allen bei der Underwater Search Unit, vor allem Sergeant Bob Randall, dessen Beitrag zu dieser Serie nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Dank auch an DI Steven Lawrence von der CID Training Unit, an DSupt Steve Tonks, an PC Kevin Pope von der Road Policing Unit, an Alan Andrews und das Major Crime Review Team sowie an Cliff Davis vom Homicide Review Team bei der Metropolitan Police.

Dank an alle meine Freunde bei Transworld: an Alison Barrow, Larry Finlay, Ed Christie, Nick Robinson, Simon Taylor, Ciaire Ward, Danielle Weekes, Katrina Whone und vor allem an Seiina Walker, meine ehrfurchtgebietende Lektorin.

An Jane Gregory und ihr Team: Jemma McDonagh, Ciaire Morris, Terry Bland und Emma Dunford.

Dank für Hilfe, Freundschaft und Inspiration an Christian Allis, John und Aida Bastin, Linda und Laura Downing, die Fiddlers, Tracey und Eddie Gore, die Heads, Mairi Hitomi, Sue und Don Hollins, Patrick und ALF Janson-Smith, die Larkhall-Girls (Kate, Karen, Rebecca und Ness), an Lee, den Waldläufer, an Mel und Chris Macer, Margaret OWO Murphy und E.A. Murphy; Misty Marshall Welling dafür, dass sie mir ihren Namen geliehen hat, Seiina Perry, Helen Piper für ihren unerhörten Verstand, Keith Quinn, Karin Slaughter, die nicht müde wird, mich das Gruseln zu lehren, Sophie und Vincent Thiebault, an alle Vaulkhards, aber besonders an Gilly für ihre Güte und Freundschaft, an Mark Watson und an Tracey und Jo Waite, die mir gezeigt haben, was wahrer Mut ist.

Vor allem aber Dank an Lotte Genevieve Quinn, meine Tochter, die so wundervoll ist und meine Welt zusammenhält, auch wenn diese in Unordnung gerät.